

Die Diözese  
Rottenburg  
und ihre Bischöfe  
1828 1928



282.434S  
R7472

Class

282.434d

Book

R747s

General Theological Seminary Library

CHELSEA SQUARE, NEW YORK

**EX LIBRIS**

**Leicester Crosby Lewis, S.T.D.**

**G. T. S. 1912**

VICAR OF ST. LUKE'S CHAPEL

TRINITY PARISH, NEW YORK

1945-1949

Leicester Crosby Lewis

In gratitude for what  
I owe to the religion and  
theology of Seebingen.



Die Diözese Rottenburg und ihre Bischöfe  
1828—1928





Franciscus Car. Princeps in Hohenlohe Episcopus  
 Tempensis. Nominatus et renuntialis Episcopus Augu-  
 slanus. Vicarius Gen. in Regno Wirtembergensi.  
 Sum. Decanus Cap. Elvac. de de. natus 27 Nov. 1745.



Starb zu Augs  
 1819 bevor er  
 zum Bisthum



burg den 9 Oct.  
 Besitz von hiesi-  
 gen nehmen konnte.

Franz Karl von Hohenlohe, Bischof von Tempe

Die Diözese  
**Rottenburg**  
und ihre Bischöfe  
1828—1928

Ein Festbuch  
zum hundertjährigen Jubiläum der Diözese

Herausgegeben  
in Verbindung mit Priestern der Diözese

von

Franz Stärk, Chefredakteur



---

Verlag: Schwabenverlag Aktiengesellschaft Stuttgart

GENERAL THEO. SEM.  
LIBRARY  
NEW YORK

282.4342  
R7474

**114363**

NEW YORK  
LIBRARY  
GENERAL THEOLOGICAL

## Zum Geleit

Das vorliegende Buch dient einem großen Zwecke. Es will nicht nur das Verständnis wecken für die bevorstehende Feier des hundertjährigen Jubiläums unserer Diözese, sondern in kurzen, aber charakteristischen Zügen die Hauptsache aus der Diözesangeschichte vor Augen führen. Die Geschichte ist bekanntlich eine gute Lehrmeisterin. Manche Zustände der Gegenwart, unser ganzes Verhältnis zu dem Staate und den anderen Bekenntnissen, unsere finanzielle Lage, die Entstehung unserer klösterlichen Niederlassungen und vieles andere verstehen wir nur, wenn wir die Zustände vor der Säkularisation, die Säkularisation selbst, die Errichtung des Bistums und die Entwicklung der Dinge in den letzten hundert Jahren überblicken. Das Buch, an dem tüchtige Historiker mitgearbeitet haben, wird dieses Verständnis wecken und erheblich fördern und wohl auch die Veranlassung zu weiteren Forschungen werden. Außerdem bietet es reichen Stoff für Vorträge in unseren Vereinen im Jubiläumsjahr.

Ich wünsche der Jubiläumsschrift deshalb weite Verbreitung.

Rottenburg, den 25. März 1928.

† Joannes Baptista  
Bischof

---

## Einleitung.

**H**undert Jahre sind in der Geschichte der Kirche Gottes nur eine kurze Spanne Zeit; aber sie ist doch lange genug gewesen, um kirchliche Gebiete, die von fünf verschiedenen Diözesen weggerissen wurden, zu einem neuen Bistum, das sich Rottenburg nannte, zusammenwachsen zu lassen. So verschiedenartig die Stämme sein mochten, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts dem Königreich Württemberg und damit auch bald seiner neugegründeten Diözese zugewiesen wurden, Franken und Schwaben und Alemannen, sie fühlten sich doch bald als zusammengehörig, da sie alle dasselbe Credo beteten, dieselben Lieder sangen und von demselben Bischof gesirmt wurden. Ja, sie sind heute so innig zusammengewachsen, daß das Andenken an die früheren Bischöfe und Bistümer im Volksbewußtsein weithin erloschen ist.

Es ist also hohe Zeit, daß einmal ein Buch erscheint, das zeigt, was unsere Diözese in diesen hundert Jahren erlebt und gelitten, gearbeitet und gestritten hat. Das ist nicht wenig. Das Bistum Rottenburg hat zwar keine tausendjährige Geschichte hinter sich, wie so manche andere unter den deutschen Diözesen, es kann sich keiner Kathedrale rühmen, die wie ein Kölner Dom ihre gewaltige Spitze in den Himmel hineinbohrt; es hat auch noch keinen kanonisierten Heiligen in der Reihe seiner Bischöfe, wie Hildesheim seinen Bernward und Augsburg seinen Ulrich; aber es hat sich aus der Eisesstarre des religiösen Lebens zu einem Aktivismus emporgearbeitet, der sich sehen lassen kann unter den Bistümern unseres deutschen Vaterlandes. Keine andere Diözese hat auf die deutsche Theologie des letzten Jahrhunderts einen so tiefen Einfluß ausgeübt, wie die Rottenburger Diözese durch die Tübinger Schule; wenige andere können sich wohl rühmen, zu so vielen kirchlichen Unternehmungen den ersten Anstoß gegeben zu haben, wie sie. Von ihr hat die neuere Caritasbewegung Deutschlands ihren stärksten Antrieb erhalten, als in Gmünd der erste Deutsche Caritastag gehalten wurde. In ihr wurde die erste katholische Kinderrettungsanstalt Deutschlands gegründet, wurden zuerst die Barmherzigen Schwestern zur Krankenpflege eingeführt, wurde zum erstenmal der Antrag auf Auswandererfürsorge eingebracht. In ihr steht die Wiege

der ersten kirchenmusikalischen Zeitschrift, in ihr ist wohl das älteste Katholische Sonntagsblatt Deutschlands. In vielen anderen Dingen hat die Diözese Rottenburg die Ideen, die von außen kamen, tatkräftig aufgenommen und zu großer Wirksamkeit geführt.

So steht sie heute mit Ehren da und darf ihr Jubiläum mit Stolz und Freude feiern.

Das vorliegende Buch soll freilich nicht ein bloßes Jubiläumsbuch sein. Denn was in ihm geschrieben ist, wird auf Jahre hinaus seinen Wert behalten für die kirchliche Heimatkunde, für den Unterricht in der Schule und die Belehrung in der christlichen Familie.

Allen Mitarbeitern, die auf die Vorbereitung dieses Buches monatelang viele Stunden des Tages und der Nacht verwandt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Besonders genannt sei noch Herr Franz Stetter, Stuttgart, der aus dem reichen Schatz seines Wissens manche wertvolle Notiz beigezeichnet hat.

Wenn der Beitrag des H. H. Prälat Rummel den Rahmen der übrigen etwas überschreitet, so wird man das bei seiner anregenden Art des Erzählens gewiß gerne billigen. Die beigegebenen Bilder sollen den Text beleben und erläutern. Insbesondere soll die Wiedergabe einiger unserer ehemaligen Abteien und Klöster einen Begriff davon geben, wieviel der katholischen Kirche allein auf dem Gebiete der heutigen Diözese durch die Säkularisation verloren gegangen ist.

Franz Stärk.



Bischof Johann Baptist von Keller



# Bischof Johann Baptist von Keller

## Vorbemerkung

Wer über die Entstehung der Diözese Rottenburg schreiben will, muß eine Vorbemerkung machen. Es fehlen noch dringende Vorarbeiten zu einer gediegenen Diözesangeschichte. Es sind vor allem die wertvollen päpstlichen Aktenstücke über die Vorverhandlungen von 1806—1827 in der Hauptsache noch nicht veröffentlicht. Auch von den amtlichen Akten im Kultministerium und in der Registratur des Katholischen Kirchenrates in Stuttgart harren noch viele der Herausgabe. So ist das vorhandene Material für die Geschichte der Diözese lückenhaft. Unter diesem Mangel leidet der folgende Versuch, einen Überblick über das Werden und die erste Geschichte der Diözese zu geben.

## 1. Kapitel

### Der katholische Länderzuwachs

Württemberg war bekanntlich nach der Reformation sehr lange Zeit, rund zweieinhalb Jahrhunderte, ein ausschließlich protestantischer Staat. Die protestantische Religion bildete in Altwürttemberg die Staatsreligion. Alle Ämter, besonders der wichtige Geheime Rat, durften nur mit Protestanten besetzt werden. Auch die Räte des Herzogs mußten die lutherische Konkordienformel unterschriftlich anerkennen. Nur die Bekenner der protestantischen Religion konnten ein öffentliches Amt bekleiden. Andere Religionsgenossen, vorab Katholiken, waren ausgeschlossen. Katholiken konnten in Altwürttemberg nicht zu Bürgern und Besitzern angenommen werden. Protestantische Einwohner, die zur katholischen Kirche übertraten, mußten das Land verlassen. Besondere Wachsamkeit, heißt es in einem ministeriellen Gutachten aus der Mitte der vierziger Jahre, wurde darauf gerichtet, daß kein Katholik sich in das Land einschleiche. Wenn eine protestantische Person eine katholische heiratete, so mußte sie die protestantische Kindererziehung durch einen besonderen Revers

garantieren. Der katholische Gottesdienst war verboten. Die Katholiken wurden verpflichtet, die evangelischen Feiertage zu halten, die evangelischen Kirchen und Schulen zu besuchen. Alle pfarrlichen Handlungen von katholischen Geistlichen waren untersagt. Sogar das Begräbnis von Katholiken sollte nur in aller Stille erfolgen. Nicht einmal den katholischen Herzogen war freie Religionsübung zugestanden; Herzog Alexander und seine Nachfolger mußten feierlich erklären, daß sie nur für sich selbst einen katholischen Gottesdienst einrichten wollen. Erst im Jahre 1798 wurde den Katholiken von Stuttgart und Ludwigsburg ein Privatgottesdienst gestattet.

Diese harten und strengen Vorschriften blieben im wesentlichen bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in Geltung. Erst damals wurden sie geändert. Die Notwendigkeit dazu ergab die Tatsache, daß im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Württemberg große katholische Gebiete in rascher Aufeinanderfolge erwarb.

Die ersten katholischen Länder kamen an Württemberg durch die Säkularisation von 1803. Das war jener brutale Gewaltakt, der die herrlichsten und reichsten Besitzungen der katholischen Kirche in Deutschland mit einem Federstrich den weltlichen Fürsten zuteilte. Die Verraubung der Kirche veranstaltete Napoleon I., der in jener Zeit auf dem Gipfel seiner Macht stand. Um das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerstören und nach seinem Gutdünken zerstückeln zu können, ging er darauf aus, alle damaligen geistlichen Fürstentümer und bedeutungsvollen Klöster, weil sie die Hauptstütze des deutschen Kaisers waren, zu vernichten und sie unter die von ihm abhängigen und ihm treu ergebenden deutschen Fürsten aufzuteilen. Napoleon selbst ließ sich im Jahre 1801 von Deutschland das ganze linke Rheinufer abtreten. Dafür war aber schon am 12. Dezember 1798 auf dem Rastatter Kongreß von französischer Seite die Zusicherung abgegeben worden, die Fürsten würden für ihre linksrheinischen Verluste durch die Säkularisation der geistlichen Güter entschädigt werden. Und kaum war diese Zusage erfolgt, so ging es von seiten der deutschen Fürsten über die Besitzungen der Kirche in einer Weise los, daß einem heute noch die Schamröte über das unwürdige Treiben derselben ins Gesicht steigt. Sogar der preußische protestantische Geschichtsschreiber Heinrich von Treitschke, kein Freund der katholischen Kirche, kann nicht anders, als das habgierige und schamlose Verhalten der deutschen Fürsten mit den zwei treffenden Sätzen zu brandmarken: „Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erscheinen so häßlich, so gemein und niedrig wie die Fürstenrevolution von 1803. Die harte, ideenlose Selbstsucht triumphierte.“ Vergebens machte man die Fürsten

auf die ernste Wahrheit des Sprichwortes aufmerksam: „Unrecht Gut tut nicht gut.“ Umsonst hielt man ihnen entgegen, daß der Raub des Kirchengutes einmal noch andere Folgerungen haben könnte, die ihnen selbst sehr unangenehm werden dürften. Wie Ritter von Lang, der als preußischer Legationssekretär den Rastatter Kongreß mitmachte, in seinen Memoiren erzählt, wurde den Fürsten schon damals von geistlicher Seite gesagt, „daß ihre Plünderung bald andere nach sich ziehen werde“. Das Wort ist in Erfüllung gegangen, wenn auch nicht so bald. Es kam nach dem verlorenen Weltkrieg von 1918 die Revolution, welche den weltlichen Fürsten Krone und Zepter nahm, wie die Fürstenrevolution im Jahre 1803 die geistlichen Fürsten abgesetzt hatte. Und nach der Revolution von 1918 ist der Ruf von der Fürstenabfindung, ja von der Fürstenenteignung erklingen. Allein die kirchengutslüsternden Fürsten haben einst zur rechten Zeit die wohlgemeinte Warnung in den Wind geschlagen. Bei ihnen ließ, wie der Protestant Menzel ausführt, „die Begierde nach Gewinn keinen Raum zur Erwägung über die politische und moralische Seite des Verfahrens“. Ihr einziges Streben ging dahin, bei der Säkularisation soviel als nur möglich katholisches Kirchengut von Frankreich zu erlangen.

Natürlich wollte Württemberg bei der Verteilung des Kirchengutes nicht leer ausgehen. Im Gegenteil, es gab sich alle nur erdenkliche Mühe, um möglichst viel davon zu bekommen. Schon in einem Geheimvertrag vom 7. August 1796 hatte es sich von Frankreich die gefürstete Propstei Ellwangen und das Reichsstift Zwiefalten ausbedungen. In einem zweiten Geheimvertrag hob es auf die großen Abteien Obermarchtal, Keresheim und Rottenmünster ab. Als im Herbst 1802 die Reichsdeputation in Regensburg zusammentrat, um die Säkularisation in eine gesetzliche Form zu bringen, scheute sich der Staat Württemberg nicht, das Geld in einem ganz außerordentlichen Maß springen zu lassen, um die französischen Machthaber seinen weitgehenden Wünschen geneigt zu machen. Der schon erwähnte Ritter von Lang berichtet darüber ganz anschaulich das Folgende: „Württemberg, wie es sich im aufrichtigen Schmerzensrufe laut rühmte, lieferte seine Summen z e n t n e r w e i s und als geringen Abfall überdies noch Herrn Matthieu eine Rente von 8000 Louisdor bar, dem Gesandten Laforest 1000 Louisdor bar und eine Dose von 20 000 Gulden an Wert.“ So viel an Geld ließ es sich Württemberg kosten, um viele und ausgesucht wertvolle katholische Güter als Entschädigung von Frankreich zu erhalten.

Die ausgegebenen Summen lohnten sich. Württemberg erhielt durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 vor allem die gefürstete Propstei Ellwangen, dann die reichsunmittelbaren Stifte und

Abteien Zwiefalten, Schöntal, Heiligkreuztal und Rottenmünster, ferner das katholische Ritterstift Comburg und das Franziskanerinnenkloster Margarethausen, außerdem neun Reichsstädte, darunter Gmünd, Rottweil, Weilderstadt und Heilbronn mit ihrem klösterlichen Gut. Was hier Württemberg an katholischen Gebieten bekam, war fast durchweg sehr reicher Besiz. Nicht umsonst erhielt Ellwangen für lange Zeit den Titel einer „Goldgrube“ Württembergs. Zwiefalten brachte als Mitgift 100 000 bis 120 000 Gulden jährlicher Einkünfte an das Land. Und Comburg besaß 30—40 000, Schöntal 5000 und Rottenmünster 2000 Morgen Wald, von allem anderen Reichtum abgesehen. Ist es da verwunderlich, daß der Abgeordnete Vanotti den Jahresertrag der Klöster zusammen, die im Jahre 1803 an Württemberg fielen, im Landtag des Jahres 1819 „ohne Übertreibung“, wie der Redner ausdrücklich betonte, auf 300 000 Gulden berechnete? Diese Schätzung ist sicher zu niedrig. Es dürfte die neuere Berechnung von Erzberger richtiger sein, die zu einem Jahresertrag von mindestens 450 000 Gulden kommt.

Zwei Jahre später nahm Württemberg eine zweite Gruppe katholischen Gebietes in Besiz, diesmal besonders im Donautal, im Schwarzwald und im Frankenland. Der Regent des Landes schloß nämlich nach der Schlacht von Austerlitz einen Staatsvertrag mit Frankreich in Brünn in Mähren am 12. Dezember 1805. Denselben bestätigte der nachfolgende Friede von Preßburg am 26. Dezember 1805. Darnach erhielt Württemberg von Österreich im Donautal die Stadt und Herrschaft Ehingen, sowie die Städte Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, außerdem im Schuffental die Landvogtei Altdorf (Weingarten), sodann im Schwarzwald die obere und untere Grafschaft Hohenberg mit Rottenburg, Horb, Oberndorf usw. Diese Bezirke umfaßten gleichfalls eine Reihe kostbaren Klostergutes. Von diesen Klöstern sagte der Abgeordnete Vanotti am 15. September 1819 im Landtag: „Diese Klöster sowie die mit diesen Landen an Württemberg übergegangenen Parzellen des sogenannten vorderösterreichischen Religions- und Studienfonds waren Eigentum des Landesteils zu kirchlichen religiösen Zwecken und Unterrichtsanstalten, auf die das Kaiserhaus Österreich nach dem Hofdekret vom 1. November 1790 zum Besten des Landes verzichtete; welche, da Österreich diesen Teil seiner Lande nur so, wie es selbe selbst besaßen, und nicht anders, wie die Worte der Übergangsurkunde lauten, an Württemberg abtrat, nach allen Rechtsgrundsätzen diese geistlichen Güter, Gefälle usw. . . rechtlich Eigentum des katholischen Landesteils zur Bestreitung ihrer kirchlichen und Schulbedürfnisse waren und blieben.“ Allein Württemberg kümmerte sich nicht um die Rechtsfrage, sondern säkularisierte



Comburg bei Schwäb. Hall

kurzerhand die betreffenden Klöster und schlug ihr Eigentum zum Staatsgut.

Außerdem ordnete ein „Tagesbefehl“ Napoleons I. aus dem Hauptquartier Schönbrunn vom 19. Dezember 1805 an, daß Württemberg ermächtigt sei, die in und an seinem Lande gelegenen Güter der katholischen Ritterordens, des Deutschordens, des Malteser- und Johanniterordens, in Besitz zu nehmen. Diese Gebiete gehörten zwar nicht Napoleon, so daß er auch darüber nicht verfügen konnte. Aber was kümmerte das Recht die damaligen Machthaber? Ihnen genügte es, wenn sie nur die „Macht“ dazu hatten, ihren Willen ausführen zu können. Diesen Standpunkt nahm auch Württemberg ein. Es besetzte einfach die Gebiete des Deutschordens in und an seinem Lande, vor allem Neckarfulm und Gundelsheim, dann seine Güter in Heilbronn und an anderen Orten. Vom Malteser- und Johanniterorden eignete es sich die Kommenden in Alfaltrach und Hall, Dähingen und Rohrdorf, Rottweil, Hemmendorf und Reisingen an. Was hier Württemberg tat, war ein grober Rechtsbruch. Ihn wagte nicht einmal die Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen der württembergischen Verfassung zu entschuldigen. Selbst diese Schrift mußte schreiben: „Selbst der Scheineines Rechtes fehlte, als der Kurfürst von Württemberg ... die in Alt- und Neuwürtemberg gelegenen Besitzungen ... des Deutsch- und des Johanniterordens okkupierte unter dem Schutze Napoleons.“

Die Einkünfte dieser zweiten Gruppe von katholischem Klostergut, die sich der Staat Württemberg am Ende des Jahres 1805 einverleibte, waren wieder nicht unbedeutend. Der Abgeordnete Banotti berechnete ihren

Jahresertrag auf 150 000 Gulden. Diese Ziffer dürfte zu niedrig sein, wenn die Einkünfte aus den Gütern der katholischen Ritterorden einbezogen werden.

Das Jahr 1806 brachte neue katholische Gebiete. Im Juli dieses Jahres gelang es Napoleon I., den Rheinbund zu gründen. Mit der Gründung dieses Bundes hatte er sein Ziel erreicht, nämlich Frankreich nur von einer Reihe mittlerer, nicht zu großer, von ihm abhängiger deutscher Staaten umgeben zu sehen, wogegen das Deutsche Reich und die Einheit Deutschlands vernichtet war. Napoleon belohnte die Staaten, welche dem Bunde beitraten. Württemberg erhielt durch die rheinischen Bundesakte vom 12. Juli 1806 die Herrschaft Wiesensteig, dann Schelllingen, Viberach, Waldsee und die zwei bedeutenden Deutschordenskommen den Altszhausen und Rappenburg mit Lauchheim, sowie die einstige Abtei Wiblingen. Ueberdies wurden der württembergischen Landeshoheit unterworfen einige bisher unabhängige Fürsten und Grafen, z. B. der Fürst von Wolfegg mit seinen Besitzungen, der Graf von Königsegg-Aulendorf, die hohenlohischen Fürstentümer, die Fürsten von Windischgrätz mit Eglofs, ferner zahlreiche Herren, welche bei der Säkularisation von 1803 mit oberschwäbischem Klostergut entschädigt wurden. So kamen unter die Hoheit des neuen Königreiches Württemberg die Gebiete von Scheer, Buchau, Obermarchtal, Ochsenhausen, Weingarten, Schuffenried, Weißenau, Rot, Heggbach, Baidt, Isny Stadt und Kloster, Tannheim usw. Unter die württembergische Herrschaft fielen auch viele Rittergüter durch einen Vertrag mit Bayern vom 13. Oktober 1806, so z. B. Großeislingen, Ottenbach, Degenfeld, Straßdorf, Achstetten, Rißlegg, Präßberg und Leupolz, Amtzell, Siggen, Brochenzell, Kirchberg, Kirchdorf, Spfingen, Ober- und Untergriesingen, Gamerschwang, Ober- und Untersulmetingen, Oberdischingen, Ristissen, Laupheim, Hirbel, Hohenrechberg, Salach, Bartholomä, Orsenhausen, Bußmannshausen usw. Ein ähnlicher Vertrag mit Baden gliederte im Herbst 1806 Württemberg ein die Gebiete Reipperg, Schwaigern, Massenbach, Massenbachhausen, Jagsthausen, Anhausen, Laibach, Verldingen usw. und dazu die von Enzbergische Herrschaft Mühlheim bei Tuttlingen. Wie diese unvollständige Statistik zeigt, brachte das Jahr 1806 umfangreiche katholische Bezirke an Württemberg.

Den letzten Teil katholischen Gebietes erhielt Württemberg in den Jahren 1809 und 1810. Zunächst sagte ihm ein Wachtspruch Napoleons I. vom 24. April 1809 das Deutschordensgebiet Mergentheim zu. Der König von Württemberg wartete aber die Ausfertigung des napoleonischen Schreibens nicht ab, sondern besetzte schon vier Tage vorher, am 20. April 1809, die Orte. Sodann sicherte er sich durch die Verträge von Wien vom

14. Oktober 1809 und von Compiègne im Frühjahr 1810 die Landgerichte Tettwang, Buchhorn (Friedrichshafen), Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Söflingen, Geislingen und die Stadt Ulm, ferner die Hoheit über die Fuggerischen Grafschaften Kirchberg und Dietenheim, sowie über Neresheim, das infolge der Säkularisation von 1803 dem Fürsten von Thurn und Taxis zugefallen war.

Damit waren die Erwerbungen katholischer Ländereien durch Württemberg abgeschlossen, wenn man von der kleinen Herrschaft Hirschlatt im Oberamt Tettwang absieht, welche König Friedrich erst nachher ankaufte. Überblickt man die Erweiterungen, welche der Staat von 1803 bis 1810 machte, so muß man feststellen, daß umfangreiche katholische Bezirke in dieser Zeit dem Land anheimfielen. Die räumliche Vergrößerung umfaßte rund 400 000 Katholiken. Die Gesamtinwohnerzahl betrug in diesen Jahren etwa 1¼ Million. So machte fortan die katholische Bevölkerung fast ein Drittel der Gesamtbevölkerung des Königreiches aus.

Wie aus der vorstehenden Darstellung klar hervorgeht, besaß der katholische Volksteil ein sehr schönes kirchliches V e r m ö g e n, als er an Württemberg kam. Man bedenke nur einmal, daß der Staat Württemberg allein aus der Säkularisation von katholischem Kirchengut im Jahre 1803 mindestens 450 000 Gulden, und aus der nachfolgenden Säkularisation von 1805 dazu noch 150 000, zusammen also wenigstens 600 000 Gulden j ä h r l i c h e r Einkünfte an sich zog. Da versteht man das Wort, das einst der Erbgraf von Waldburg-Zeil in seinem Kommissionsbericht über die katholisch-kirchliche Angelegenheit im Jahre 1842 schrieb. Es besagt, „daß die (katholische) Kirche seinerzeit dem Staat als eine r e i c h e B r a u t anheimgefallen ist, von deren Schätzen wir ohne alle Gnade lang zehren könnten, wenn sie dem wahren Eigentumsherrn nicht durch die Gewalt der Zeiten verschlossen worden wäre“. Das Wort enthält die volle Wahrheit.

Zudem besaßen die Katholiken zahlreiche höhere L e h r a n s t a l t e n, als sie an Württemberg kamen. Mit Stolz konnte der Abgeordnete Rannotti am 15. September 1819 im Landtag darauf verweisen. Er forderte damals vom Staate Württemberg höchst dringend die Errichtung von Lateinschulen und von Gymnasien für die Katholiken des Landes. Dabei konnte er rühmend hervorheben: „Die katholischen Lande besaßen sonst selbst zahlreich in den verschiedenen Klöstern. Es war kein einigermaßen bedeutendes Kloster, das nicht zwanzig bis vierzig Schüler zählte, die ihre Studien, wo nicht ganz unentgeltlich, doch gegen ein geringes Kostgeld von dreißig bis sechzig Gulden jährlich, bis sie auf die Universität kamen, daselbst vollenden konnten.“ Um den ganzen Sinn dieser Worte erfassen

zu können, muß man an die überraschend vielen großen Männerklöster denken, die einst im jetzigen Herrschaftsbereich Württembergs gelegen waren. Um nur einige wenige zu nennen, so besaß Weingarten ein vortreffliches Pensionat, ebenso Zwiefalten, Schussenried usw. Neresheim war berühmt wegen seiner Gelehrtenschule. Solange diese Klöster bestanden hatten, war es jedem katholischen Vater, auch wenn er mittellos war, leicht gemacht, seinen Sohn studieren zu lassen, sofern derselbe nur Lust und Fähigkeiten dazu zeigte. Überdies stand das katholische Volksschulwesen in den beteiligten Gegenden anerkanntermaßen auf einer beachtenswerten Höhe. Es kann darum nicht bezweifelt werden, daß auch der Bildungsstand auf katholischer Seite im allgemeinen ein recht guter war, als die katholischen Landesteile an Württemberg kamen.

Wie aber wurde die Lage der Katholiken unter der neuen württembergischen Herrschaft?

## 2. Kapitel

### Die ersten Anfänge

Es stand der altwürttembergische Staat zweifellos vor keiner leichten Aufgabe, als er im Jahre 1803 Katholiken in größerer Zahl in seinen Verband aufnahm. Bisher war Württemberg ein rein protestantischer Staat gewesen. So war im Bereiche von Altwürttemberg nirgends ein Anhaltspunkt da, an welchem man für die Einordnung der Katholiken in kirchlicher Beziehung anknüpfen und darauf weiterbauen konnte. Es lag kein Bischofssitz auf altwürttembergischem Boden, es waren keine Anstalten zur Heranbildung des Klerus da, es fehlte jegliche katholische Organisation und jede katholische Überlieferung in Altwürttemberg. Dagegen, wieviele Vorurteile und Abneigung gegen alles Katholische mögen in den dortigen maßgebenden Kreisen noch immer geherrscht haben? Gesteht doch noch etwa sechzig Jahre später der protestantische Abgeordnete Sarwey, der spätere Kultminister, es in seinem Kommissionsbericht zur Konvention von 1857 offen und ehrlich ein, daß selbst damals noch die Idee von Württemberg als einem ausschließlich protestantischen Staat „in Altwürttemberg viele Sympathien“ gehabt habe. Dazu befand sich selbst in den neuen katholischen Gebietsteilen kein Bischofssitz. Mußte es bei solcher Sachlage nicht Schwierigkeiten geben, bis die katholische Kirchenfrage in Württemberg in einer befriedigenden Weise gelöst werden konnte?

Eine Schwierigkeit zeigte sich alsbald. Sie lag in dem Umstand enthalten, daß die katholischen Bezirke Württembergs zu nichts weniger als



Zwiefalten, Klosterkirche

fünf verschiedenen Diözesen gehörten. So gehörten Oberschwaben und der Schwarzwaldkreis zur großen Diözese Konstanz, der obere Jagstkreis, vor allem die Oberämter Neresheim und Gmünd, zu Augsburg, das katholische Unterland meist zu Würzburg und einige kleinere Sprengel zu den Diöze-

sen Worms und Speyer. Die gefürstete Propstei Ellwangen nahm eine Sonderstellung ein. Sie unterstand keinem Bischof, sondern direkt dem Heiligen Vater in Rom. Diese Verteilung der Katholiken in fünf auswärtige Diözesen war nicht gut. Die Regierung sah sie als eine lästige und überflüssige Zersplitterung an. Aber wie konnte dem Übelstand abgeholfen werden?

Die Frage der Diözesen spielte naturgemäß eine Rolle in der Reichsdeputation, welche die Säkularisation zu regeln hatte. In den Akten der Reichsdeputation findet sich deshalb der erste Anhaltspunkt zu einer Stellungnahme der Regierung. Als in der Reichsdeputation im Oktober 1802 die Sache der Diözesen behandelt wurde, gab der württembergische Gesandte am 23. Oktober die folgende Erklärung ab: „Die religiöse Verfassung betreffend hat zwar die bisherige Diözesan-Einteilung offenbar durch die Abtretung des linken Rheinufers an die französische Republik eine solche Veränderung erlitten, daß eine neue Einteilung notwendig wird; sowie auch die vorgehende Säkularisation und Regierungsveränderung in den bisherigen geistlichen Staaten, um die kirchliche Einteilung mit der politischen, soweit es tunlich ist, in Übereinstimmung zu setzen, einige Änderungen in der Diözesan-Einrichtung wünschenswert machen. Da aber die neue Organisation der Hierarchie der katholischen Kirche nur in Absicht auf die Würde eines Erzbischofs und Primaten . . . einige nähere Begründung erhalten hat, die übrigen Verhältnisse aber darin noch unbestimmt geblieben sind, so mögen die übrigen Teile dieser neuen kirchlichen Organisation, bei welcher ohnehin auch die Mitwirkung des päpstlichen Stuhles erforderlich ist, so lange ausgesetzt bleiben, bis diesfalls ein Ganzes gemacht wird. Einstweilen aber werden die Bischöfe und andere Kirchenvorsteher ihre geistlichen Funktionen wie bisher fortzusetzen haben.“ Diese Erklärung zeigt, daß die Regierung schon im Oktober 1802 mit einer neuen Diözesaneinteilung rechnete. Sie hoffte dabei auf die entsprechenden „Abänderungen“, „um die kirchliche Einteilung mit der politischen“ in Einklang zu bringen. Ist diese Äußerung nicht ein deutlicher Fingerzeig dafür, daß die Regierung einem eigenen württembergischen Bistum zustrebte?

Etwa noch bestehende Zweifel wurden bald gelöst. Die Regierung hat das erlösende Wort in ihrem Organisationsmanifest vom 1. Januar 1803 gesprochen. In dieser Verordnung gebrauchte sie einmal den Nebensatz, „bis und dann in Absicht einer eigenen Land-Hierarchie neue Vorkehrungen werden getroffen werden können“. Das Sätzchen ist von hoher Bedeutung. Hier spricht die Regierung zum erstenmal offen und

frei das Wort von einer „eigenen Land-Hierarchie“, d. h. von einem eigenen, württembergischen Bischof aus. Das Wort läßt keinen Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Regierung schon mit dem Beginn des Jahres 1803 den Plan der Gründung eines heimischen schwäbischen Bistums hatte.

Die Regierung offenbarte in dem Organisationsmanifest sogar noch etwas weiter ihre Gedanken. Das Manifest enthält nämlich auch noch den folgenden Satz: „wegen Errichtung eines katholischen Seminarii in Ellwangen zur Erziehung tüchtiger Geistlicher und Schullehrer . . . behalten wir uns das Weitere zu verfügen vor.“ Die Regierung dachte also auch schon an die Errichtung eines Priesterseminars in Ellwangen. Der Gedanke trug allerdings noch ziemlich protestantische Färbung, weil er das Seminar für Theologen und Volksschullehrer gemeinsam errichtet haben wollte. Aber er beweist doch, daß die Idee einer eigenen Diözese die Regierung lebhaft und kräftig bewegte.

Freilich, im Augenblick konnte die Regierung noch nicht an die Ausführung des Planes schreiten. Das sah sie selbst ein. Das deutet schon die Erklärung ihres Gesandten in der Reichsdeputation an. Die Gründung einer Diözese machte damals besonders ein Beschluß der Reichsdeputation vom 26. Oktober 1802 unmöglich. Er lautet: „Die erz- und bischöflichen Diözesen aber *verbleiben* in ihrem *bisherigen* Zustande, bis eine andere Diözesan-Einrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sein wird.“ Der Beschluß erhielt als § 62 der zwei nachfolgenden Deputationshauptschlüsse vom 22. November 1802 und vom 25. Februar 1803 Gesekraft. Er schob einen gesetzlichen Riegel gegen die sofortige Errichtung einer württembergischen Diözese vor. So blieb dem Staate Württemberg vorläufig gar nichts anderes übrig, als seine katholischen Gebiete bis auf weiteres bei ihren alten Diözesanverbänden zu belassen und die Bischöfe von Konstanz, Augsburg, Würzburg usw. in den württembergischen Teilen ihrer Diözesen ihres Amtes walten zu lassen. In diesem Sinn gab auch das Organisationsmanifest bestimmte Vorschriften. Es erklärte wörtlich: „Die geistliche Gerichtsbarkeit und Administration betreffend, so *bleibt* es in Absicht der katholischen Lande insofern bei der bisherigen Episkopal-Jurisdiktion, als die Fälle auf bloß geistliche Gegenstände Bezug haben.“

Doch, die Regierung ließ von dem Gedanken an eine eigene Diözese nicht mehr ab. Sie suchte dem Ziel mit allen Mitteln näherzukommen. In diesem Sinne mußte vor allem ihr Vertreter in der Reichsdeputation tätig sein. Weil der § 62 des Deputationshauptschlusses die Neuordnung der Diözesen auf „reichsgesetzliche“ Art vollzogen haben wollte, so trat der

württembergische Bevollmächtigte, Freiherr von Seckendorff, für eine Beschleunigung der Sache durch das Reich ein. Er stellte noch in der letzten, fünfzigsten Sitzung der Reichsdeputation vom 10. Mai 1803 einen diesbezüglichen Antrag. Allein der nachfolgende Reichstag hatte es mit der Angelegenheit nicht sonderlich eilig. Eher machte er eine Schwierigkeit über die andere, besonders wegen der Verhandlungen mit Rom. Als diese schließlich behoben schienen, fand das Schreiben des Papstes keinen Reichstag mehr in Regensburg. Der deutsche Kaiser hatte die Krone niedergelegt. Das Deutsche Reich war zugrunde gegangen. Damit war auch die Hoffnung Württembergs vernichtet, auf dem Wege über das Deutsche Reich zu einer schwäbischen Diözese zu gelangen.

Die Regierung bediente sich aber auch noch eines anderen Mittels, um nach ihrer Auffassung einem Bistum näherzukommen. Sie hoffte gerade damit die Wege dazu ebnen zu können. Da nämlich die Regierung wegen des § 62 des Deputationshauptschlusses ihre katholischen Landesbewohner nicht formell von ihren bisherigen Diözesen loslösen konnte, so war sie mit aller Macht bestrebt, das Band mit den *a u s w ä r t i g e n D i ö z e s e n* wenigstens in aller Stille zu lockern und heimlich und allmählich zu *z e r s c h n e i d e n*. Zu diesem Zweck richtete sie ihr Augenmerk hauptsächlich darauf, den Einfluß und die Tätigkeit der auswärtigen Bischöflichen Ordinariate in Württemberg nach Möglichkeit zu erschweren. Andererseits suchte sie die Katholiken möglichst an den eigenen württembergischen Staat zu ketten. Beide Mittel benutzte die Regierung ausgiebig und zielbewußt.

Zuerst führte die Regierung das sogenannte *P l a z e t* ein. Dasselbe besteht darin, daß die Bischöfe alle Erlasse, welche sie an das Volk und die Geistlichkeit hinausgaben, vorher der Staatsregierung zur Genehmigung vorlegen mußten. Es wurde in Württemberg durch das Organisationsmanifest vom 1. Januar 1803 eingeführt. Das Manifest bestimmte nämlich, daß die Ordinariate „keine Verfügungen“ erlassen durften ohne die Genehmigung der Oberlandesregierung in Ellwangen, welche der Staat am gleichen Tag für die neuerworbenen Gebiete einsetzte. Als trotzdem das Bischöfliche Ordinariat in Konstanz noch ein Rundschreiben an die Geistlichkeit richtete, ohne die staatliche Genehmigung einzuholen — das Rundschreiben war eine Empfehlung des württembergischen Religionsediktes, so daß das Ordinariat wohl annahm, es sei in diesem Fall keine Genehmigung mehr notwendig —, nahm die Staatsregierung offiziell gar keine Notiz vom bischöflichen Erlaß. Dagegen erließ die Oberlandesregierung in Ellwangen bald darauf, am 11. Juni 1803, folgende geharnischte Verordnung, „daß sich keine dieser gedachten geistlichen Stellen bei Strafe

unterfangen sollte, eine vom Ordinariat oder resp. Dekanat an sie erlassene Verordnung ohne die höchste landesherrliche Genehmigung zu promulgieren, weshalb die Dekani dergleichen publicanda dem Landvogteigericht, die Pfarrer aber dem betreffenden Oberstabsamt oder Stabsamt jederzeit bei ihrem Empfang vorzulegen hätten“. Diese Vorschrift charakterisiert sich selbst zur Genüge. Der Bischof von Würzburg sodann versäumte es im Frühjahr 1805, das Fastendispensationsdekret „vor dem Drucke“ zur Genehmigung in Ellwangen vorzulegen. Er sandte es erst nach der Fertigstellung ein. Daraufhin genehmigte es die Oberlandesregierung am 2. März 1805 nur mit dem Bemerken „für dieß und das letztemal“. Auf solche Weise suchte die Regierung die Bischöfe zu schikanieren. Ja, sie nahm sogar das Recht in Anspruch, die Visitationen der Bischöfe in ihren Sprengeln (Pfarrvisitationen) ganz zu hintertreiben, wenn sie ohne Wissen der Staatsbehörde geschehen sollten, und im Falle, daß die Bischöfe die Visitation rechtzeitig angezeigt hatten, beanspruchte sie, dem Bischof landesherrliche Kommissäre beizugeben, auf daß „die ganze Visitation überall in der gehörigen Ordnung, mit den möglichst wenigsten Kosten und ohne Beeinträchtigung des Staates vor sich gehe“. So ist zu lesen in einem Dekret der Oberlandesregierung vom 17. Juli 1805. Mit welcher Deutlichkeit zeigen diese staatlichen Maßnahmen das Bestreben der Regierung, den ganzen Verkehr der Bischöfe mit ihren württembergischen Diözesanen vollständig zu kontrollieren!

Damit war die Regierung noch nicht zufrieden. Sie wollte noch mehr. Sie ging darauf aus, die Tätigkeit der auswärtigen Bischöfe auf ein Mindestmaß zu beschränken. Deshalb ordnete sie im Organisationsmanifest vom 1. Januar 1803 an: „In Ehedispensations- und anderen nicht bloß geistlichen Angelegenheiten aber wird das Ordinariat mit dem ersten Senat der Oberlandesregierung kommunizieren.“ Das war eine sehr dehnbare Bestimmung. Welche „bloß geistliche“ Angelegenheiten werden außer der Sakramentspendung übrig bleiben, wenn die Regierung einseitig entscheiden kann, was unter diesen Begriff fällt oder nicht? Was bleibt an bischöflichen Rechten übrig, wenn der Bischof in allen nicht rein geistlichen Dingen an die staatliche Genehmigung gebunden und dadurch tatsächlich die letztere zum ausschlaggebenden Faktor in allen diesen Fragen gemacht wird? Mit dieser Bestimmung des Organisationsmanifestes konnte die Regierung jeden Eingriff in die innerkirchlichen Angelegenheiten rechtfertigen. Mit einer solchen Grundlage konnte die Oberlandesregierung am 11. Juli 1803 fordern, „daß kein lateinischer Chorgesang und an Werktagen, wozu auch die abgestellten Feiertage gehören, gar kein nachmittäglicher Gottesdienst ohne Ausnahme mehr gehalten werden darf“. So

konnte sie am 7. Dezember 1803 anordnen, daß „der nächtliche Gottesdienst in der Christnacht, beim heiligen Grab und an Ostern, auch überhaupt alle — nach einmal eingetretener Dunkelheit — bisher abgehaltene Gottesdienste abgestellt“ werden. So konnte sie am 10. Oktober 1803 die Zahl der Feiertage regeln, die Verlegung des Kirchenpatroziniums auf den nächstfolgenden Sonntag bestimmen und verlangen, daß „alle übrigen Feiertage als abgewürdigt gehalten, somit an den übrigen bloß der Gottesdienst wie an den Werktagen gehalten und das Volk zur Arbeit angehalten werden sollte“. So konnte die Oberlandesregierung am 18. Juli 1804 das Läuten mit den Kirchenglocken bei Gewittersgefahr verbieten. So konnte sie am 2. März 1805 dem Bischöflichen Ordinariat von Würzburg gegenüber erklären, es müsse „Grundgesetz des Staates (!) sein, daß an den Werktagen außer den stillen Messen kein öffentlicher zufälliger Gottesdienst angeordnet, und daß dem Kirchengenossen das Arbeiten substituiert werde“. Und gegenüber dem Ordinariat in Konstanz beharrte die Oberlandesregierung am 15. Juli 1805 darauf, „daß keine Bruderschafts- und dergleichen Feste auswärtiger Kirchen verkündet werden dürfen, um dadurch das schädliche Hinauslaufen der Untertanen aus ihrem Pfarrort zu verhindern“, ferner, daß „nicht gestattet werde, Vorabendvespern einzuführen, sondern dieselben vielmehr auch da, wo sie bisher herkömmlich waren, nach Möglichkeit in Abgang gebracht und das Arbeiten an diesen Vorabenden ohne Unterschied eingeführt werden“. Diese Belege sind die ersten Anfänge jenes unheilvollen Systems der staatlichen Übergriffe in die bischöflichen Rechte, das später der Katholische Kirchenrat nach allen Seiten weiter ausgebaut hat. Sie lassen mit Deutlichkeit erkennen, wie die Staatsgewalt schon in den ersten Jahren sich willkürliche Eingriffe in innerkirchliche Fragen erlaubte, um die Macht der zuständigen Bischöfe zu schmälern.

Besonderes Gewicht legte die Regierung darauf, den Klerus der Gewalt und dem Einfluß der Bischöfe zu entziehen. Deshalb entzog sie denselben vollständig das Recht der Besetzung kirchlicher Stellen in Württemberg. Schon das herzogliche Dekret vom 2. April 1803 erklärte: „Das Patronatsrecht ist auswärtigen und Territorial-Besitzern, welchen es erweislichermassen als ein besonderes weltliches Recht zusteht, nicht zu bestreiten, im übrigen aber als Emanation der Landeshoheit durchgängig anzusprechen.“ Damit war vor allem jedes Patronat von geistlicher Seite, d. h. der Bischöfe, als nicht existierend abgewiesen. Die Oberlandesregierung in Ellwangen fügte am 4. Mai 1805 dieser Bestimmung noch die weitere an: „Übrigens sind alle Patronats-Präsentations-Rechte, welche ehemals inländischen unmittelbaren oder untergeordneten Körperschaften

zustunden, auf uns übergegangen, und in ein einziges allgemeines neuwürttembergisches Patronat vereinigt worden.“ So konnten die Bischöfe auch nicht eine Pfarrstelle in Württemberg mehr besetzen.

Sodann suchte die Regierung den Verkehr der Geistlichkeit mit den Bischöfen sehr zu beschränken. Er sollte entsprechend dem Organisationsmanifest auf „bloß geistliche“ Gegenstände sich beziehen. Aber begreiflicher-



Wiblingen, Klosterkirche

weise wandten sich viele Geistliche in diesen Zeiten des Übergangs in allen Nöten und Anliegen an ihre Bischöfe um Rat und Hilfe. Davon erfuhr die Regierung. Es wurde ihr bekannt, „daß katholische Geistliche der neuen Lande in Sachen, welche sonst der Ordnung nach nicht zum Bischöflichen Ordinariat gehören, sich dahin ohne Vorwissen der ihnen vorgesetzten landesherrlichen Behörden“ wandten. Sofort verbot es die Oberlandesregierung durch Dekret vom 22. Oktober 1805 „unter Androhung schärferer Ahndung“. Sie fügte aber klugerweise bei, das Verbot solle nicht durch Veröffentlichung in einer Zeitung bekanntgemacht werden. Offenbar fühlte die Regierung selbst das Ungebührliche ihres Vorgehens, so daß sie die Öffentlichkeit scheute.

Dagegen wollte die Regierung die Geistlichkeit sich untertänig machen. Daher erklärte es die Oberlandesregierung am 17. Dezember 1804 für „offenbar widersprechend und mit vielen Anständen und Nachtheilen verknüpft, daß neuwürttembergische Pfarrer und andere Geistliche landesherrliche Erlasse durch ausländische Dekane erhalten, und daß umgekehrt erstere durch letztere ihre Eingaben an die landesherrlichen Stellen gehen lassen“. Sie ordnete an, „daß sämtliche katholische Geistliche Neuwürttembergs in betreff ihres Verbandes mit den landesherrlichen Kollegien und Behörden in Dekanate eingeteilt, und daß für diese Dekanate, im Falle eines oder das andere durch einen Ausländer bekleidet würde, ein inländischer Pfarrer als Amtsverweser jedoch besagtermaßen nur in Hinsicht des Verbandes der Geistlichkeit mit dem Staat aufgestellt werden soll“. Daß durch diese Verordnung faktisch der alte, nichtwürttembergische Dekan zur Bedeutungslosigkeit in seinem Amte verurteilt wurde, ergab sich aus der gesamten Lage, wenn schon der Verkehr mit dem Ordinariat auf ein Minimum zusammenschrumpfte.

Endlich hielt es die Regierung für angezeigt, die Kapitelkonferenzen der katholischen Geistlichkeit überwachen zu lassen. „Zur Vermeidung etwaiger Mißbräuche“, wie die schöne Begründung heißt, verfügte die Oberlandesregierung am 20. August 1803, daß den Landkapitelkonferenzen, welche drei Wochen vorher der weltlichen Behörde anzuzeigen waren unter Benennung der zu behandelnden Gegenstände, jedesmal ein Mitglied des Landesvogteigerichts anzuwohnen habe „ad audiendum et videndum, daß nichts dem Staate und der öffentlichen Ruhe Nachtheiliges darin vorgehe“.

Diese hier angeführten Beispiele aus der Zeit von 1803—1805 beweisen unwiderlegbar die bewußte Tendenz der württembergischen Regierung, wenigstens in praxi die württembergischen Katholiken von ihren alten Diözesen zu trennen und dem Einfluß der Bischöflichen Ordinate außerhalb des Landes langsam zu entziehen. Ob aber die Regierung mit solchen, teilweise kleinlich schikanösen Maßnahmen, die das katholische Gefühl oft schwer verletzen mußten, hoffen konnte, sich das Vertrauen und die Sympathien von Klerus und Volk zu erwerben? Mußte es das gläubige Volk nicht aufs tiefste kränken, wenn es sah, wie seine Bischöfe, denen es noch immer in inniger Anhänglichkeit zugetan war, von der württembergischen Regierung großenteils um ihr gutes Recht und ihren wohlthätigen Einfluß auf die Gläubigen gebracht wurden? Was Bischöfe und Klerus in diesen Jahren so bitter empfanden, konnte das Volk wohl nachfühlen, da es selbst oft genug unter der ungerechten Behandlung von seiten unduldsamer protestantischer Beamten Altwürttembergs zu leiden

hatte. Es hat darum der protestantische Prälat von Bahl voll und ganz der Wahrheit Zeugnis gegeben, wenn er in seiner Geschichte Württembergs die zwei klassischen Sätze niederschrieb: „es lief die wohlbegründete Rede durch ganz Deutschland, daß unter allen Ländern, denen der Regensburger Kongreß neue Herren gegeben, keinem das Los so sehr aufs Unliebliche gefallen sei, als denen, welche W ü r t t e m b e r g zuteil geworden ... Mit verbissenem Schmerze gedachte das durch den Schrecken eingeschüchterte Volk seiner glücklichen Vergangenheit, die in der drückenden Gegenwart unwiederbringlich untergegangen war.“

### 3. Kapitel

## Konfordsatsverhandlungen

Wenn die wohlbegründete Rede über die traurige Lage der Neuwürttemberger durch ganz Deutschland lief, wird dann die Kunde von den schlimmen katholischen Verhältnissen in Württemberg nicht auch nach Rom gedrungen sein? Recht gerne mag darum der Päpstliche Stuhl die Gelegenheit benützt haben, die ihm Bayern im Frühjahr 1806 bot, um gleichzeitig auch in Unterhandlungen mit Württemberg einzutreten. Am 25. März 1806 war nämlich von Bayern aus an den Apostolischen Stuhl eine Note ergangen des Inhalts, mit dem Papste ein Konkordat für Bayern abzuschließen. Kardinalstaatssekretär Konfalvi erwiderte, er sei mit dem Vorschlag einverstanden. Um diese Zeit war es, als Konfalvi sich auch an die württembergische Regierung zwecks Einleitung von Konkordatsverhandlungen wandte. Er erklärte sich bereit, einen außerordentlichen Gesandten an die zwei Höfe nach München und Stuttgart zu senden. Der päpstliche Bevollmächtigte traf schon am 9. Juli 1806 in München ein. Es war Graf Hannibal della Genga, der spätere Papst Leo XII. Die bayerischen Verhandlungen fanden in Regensburg statt. Von dort wandte sich der päpstliche Nuntius sofort an das württembergische Ministerium des Außern, das gerade der Graf Normann-Ehrenfels innehatte, um dasselbe von dem Zwecke seiner Sendung zu unterrichten. Der Nuntius sprach dabei die Bereitwilligkeit aus, die Unterhandlungen mit Württemberg sofort nach Beendigung der Vereinbarungen mit Bayern zu beginnen. König Friedrich von Württemberg willigte in den päpstlichen Vorschlag ein. Er forderte nur, daß die Verhandlungen in Stuttgart geführt werden sollten. Der Nuntius stimmte zu. Allein die Verhandlungen mit Bayern zogen sich über ein Jahr hin, bis die bayerische Regierung am 28. Juli 1807 weitere Verhandlungen ablehnte. So kam es, daß

erst am 10. September 1807 der Nuntius dem württembergischen Ministerium die amtliche Mitteilung machen konnte, daß er seine Vollmachten zum Abschluß einer Vereinbarung erhalten habe und bald nach Stuttgart kommen werde.

Der Nuntius kam am 25. September 1807 in Stuttgart an. Dort begannen alsbald die Verhandlungen. Dieselben führten für Württemberg der Kultminister von Mandelsloh und der Vizepräsident des Oberjustizkollegiums, Baron von Linden. Man nahm von der Form eines Konkordates Abstand und wählte die Form einer Konvention, nach welcher „Seine Majestät ein die Verhältnisse ihrer Untertanen zur römischen Kirche bestimmendes Gesetz erlassen und in Folge desselben der Papst den Bischöfen die erforderlichen Instruktionen erteilen werde“. Der Nuntius legte einen Konventionsentwurf vor, in welchem die einzelnen Punkte näher fixiert waren. Er überreichte auch dem König den Entwurf eines Schreibens, das er an den Papst richten sollte. Die Beratungen nahmen einen guten Fortgang. Aus ihnen ergibt sich, daß der König *z w e i e r e m p t e B i s t ü m e r i n E l l w a n g e n u n d R o t t w e i l* mit je einem Priesterseminar errichten wollte. Dazu sollte eine katholisch-theologische Fakultät mit fünf Professoren kommen. Der Nuntius wollte als Sitz derselben eine katholische Stadt, während der König für Tübingen war. Gegen Ende Oktober war eine Übereinstimmung über die meisten Punkte erzielt, wobei hauptsächlich dem Eingreifen des Königs die Verständigung über einzelne strittige Punkte zu danken war. Der Nuntius ließ nun die Konvention und den Brief des Königs in lateinischer Sprache den königlichen Beauftragten vorlegen. Letztere machten verschiedene Ausstellungen, worauf der Nuntius sich bereit erklärte, die einzelnen Punkte mit ihnen gemeinsam durchzugehen. Er beauftragte mit diesem Geschäft seinen Auditor, den Grafen Troni. Das geschah am 31. Oktober 1807.

Aber schon am folgenden Tage, den 1. November, gab der Nuntius morgens acht Uhr dem Kultminister Mandelsloh und nachher dem Minister des Außern Grafen von Taube die Erklärung ab, daß er infolge neuer Instruktionen von Rom seine Vollmachten als erloschen ansehen müsse und den Auftrag habe, sich sofort nach Paris zu begeben. Man kann sich die Enttäuschung, ja die Wut des Königs Friedrich ob des jähen Abbruchs der fast zum Abschluß gediehenen Verhandlungen denken. Allein zu machen war nichts mehr, weil Napoleon I. kein württembergisches Konkordat wollte. Im Auftrag des Franzosenkaisers hatte der französische Minister von Champagny am 21. September 1807 von Paris nach Rom ein Schreiben gerichtet. In demselben steht wörtlich der Satz: „Der Kaiser verlangt demnach, daß das Konkordat für Deutschland *u n t e r s e i*

nen Augen verhandelt werde, es sei nun durch Eure Eminenz oder durch den Nuntius della Genga, sobald der eine oder der andere mit den notwendigen Vollmachten versehen ist.“ Darauf antwortete Kardinalstaatssekretär Rasoni am 7. Oktober 1807 nach Paris zurück, daß das Bevollmächtigungsbreve für Monsignore Genga ausgefertigt werde „und diesem ist geschrieben, daß er sich unverzüglich nach Paris begeben“. Das ist die Erklärung, warum der Nuntius auf einmal, sobald er den Brief aus Rom erhalten hatte, die Unterhandlungen in Stuttgart abbrach. Schuld am Scheitern derselben ist darum weder der Papst noch der König, sondern einzig und allein Napoleon I.

Die letztere Tatsache versöhnte den württembergischen König wieder mit Rom, auf das er zunächst sehr erbozt war, bis er die Wahrheit erfuhr. Weil die Verhandlungen in Paris, die nun Napoleon einleitete, ohne Ergebnis verliefen, so leiteten Bayern und Württemberg im folgenden Jahre 1808 neue Verhandlungen ein. Der Ort der Verhandlungen war diesmal Rom. Der württembergische Beauftragte war der Geistliche Rat Johann Baptist Keller, der spätere Bischof. Diesmal wollte König Friedrich sogar drei Bistümer, darunter ein Erzbistum, errichten. Der Sitz derselben sollten sein die Städte Ellwangen, Rottweil und Weingarten. Als der Geistliche Rat Werkmeister den König auf die hohen Kosten dreier Bistümer hinwies, erhielt er die kräftige Antwort: „Halt er 's Maul, er zahlt sie ja nicht“. Die Verhandlungen in Rom nahmen einen günstigen Anfang. Es wurde eine eigene Kommission von vier Kardinälen eingesetzt, welche sich mit der Ordnung der kirchlichen Fragen in Württemberg zu befassen hatte. Sie pflog mit dem Geistlichen Rat Keller die notwendigen Unterhandlungen. Die Aussichten auf einen endgültigen Abschluß waren gut. Da griff Napoleon I. wieder dazwischen. Diesmal nicht mit einem Verbot, sondern mit Waffengewalt, indem er den Kirchenstaat besetzte und den Papst Pius VII. gefangen nach Savona abführen ließ. Jetzt erklärte sich die Kardinalskongregation nicht mehr für zuständig. Geistlicher Rat Keller mußte unverrichteter Dinge wieder nach Stuttgart zurück.

Der zweite Mißerfolg entmutigte den König. So ruhten denn die Verhandlungen, bis Napoleon I. im Sommer 1811 ein französisches Nationalkonzil in Paris zusammentreten ließ. Von dem Nationalkonzil fürchtete der König, es könnte den Rheinbundstaaten, also auch Württemberg, ein französisch-deutscher Fürstprimas aufgedrängt werden, um denselben alle deutschen Diözesen zu unterstellen. Aber gerade das letztere wollte König Friedrich unter allen Umständen verhindern; denn er wollte in Württemberg stets nur e r e m p t e Bistümer schaffen, die keiner an-

deren Diözese im Rang unterstellt waren, sondern allein und direkt dem Papste. Aus diesen Befürchtungen heraus schickte der württembergische König den Geistlichen Rat Keller nach Paris, um den Verlauf auf dem Nationalkonzil zu beobachten. Keller kam dort am 18. Juni 1811 an, während das Konzil am 25. Juni eröffnet wurde. So konnte Keller gute Einblicke gewinnen. König Friedrich gab Keller zugleich den Auftrag mit, sich in Paris mit dem früheren Fürstprimas Freiherrn von Dalberg, der zugleich Bischof von Konstanz war, ins Benehmen zu setzen, um ihn dazu zu bewegen, daß er auf die bischöflichen Rechte in den württembergischen Teilen der Diözese Konstanz verzichtete. Der württembergische Gesandte, Graf Winzingerode, stellte dem Fürstprimas den Geistlichen Rat Keller vor. Letzterer erledigte sich seines Auftrages. Freiherr von Dalberg ging auf die Bitte des württembergischen Königs ein und sprach seine Verzichtleistung auf die schwäbischen Teile der Diözese Konstanz aus, „sobald dort Bistümer auf gesetzliche Art würden zustande gebracht sein“. Dagegen sprach er sich gegenüber dem Geistlichen Rat offen gegen die Schaffung zweier exempter Bistümer in Württemberg aus, da er noch immer hoffte, durch das Nationalkonzil zum Fürstprimas für alle Rheinbundstaaten erwählt zu werden, wodurch dann ihm die zwei württembergischen Diözesen unterstellt worden wären. Charakteristisch war seine Bemerkung zu Keller, er „müsse es ganz Seiner Majestät überlassen, ob Höchstdieselben einem französischen Papst oder Patriarchen lieber den Einfluß auf Ihre Bischöfe gestatte, als dieselben einem Deutschen unterwerfe“. Diese Bemerkung zeigt, daß mit dieser Frage eine empfindliche Stelle beim Herrn von Dalberg getroffen war. Es ist deshalb wohl zu verstehen, wenn die Verhandlungen mit dem Fürstprimas in Paris keinen befriedigenden Verlauf nahmen.

In Paris suchte Geistlicher Rat Keller die Bekanntschaft mit den Kardinälen zu erneuern, die er 1808 in Rom kennengelernt hatte. Diese gaben ihm wiederholt die Versicherung, daß die 1808 gepflogenen Unterhandlungen sicher zu einem definitiven Abschluß geführt hätten, wenn nicht die Gefangennehmung des Papstes erfolgt wäre. Einer der Kardinäle sagte auch eines Tages zum Geistlichen Rat Keller, es sei jetzt die günstigste Gelegenheit zur Erledigung der katholischen Angelegenheit in Württemberg. Er fügte an: „Nehmen Sie Ihr Kreditiv und kommen Sie mit uns zum Papste, Sie sollen Ihren Zweck bald erreichen.“ Doch Keller erwiderte, „daß er hiezu von Seiner Majestät weder Auftrag noch Vollmacht habe und ohne Allerhöchsten Befehl nie einen solchen Schritt wagen werde“. Auch ein anderer Kardinal bestätigte ihm, daß der Papst geneigt sei, die Unterhandlungen mit dem württembergischen König abzuschließen,

indem sie schon früher dem Abschluß nahe und nur durch die plötzliche Entfernung des Papstes unterbrochen worden seien, es seien ja schon damals keine wesentlichen Anstände oder Schwierigkeiten mehr übrig gewesen. Es ist zweifellos, daß Keller auf diesen wohlmeinenden Rat der Kardinäle hin sich die notwendigen Vollmachten von Stuttgart kommen ließ, um zum Papste nach Savona zu gelangen. Allein die französische Regierung verweigerte ihm die Pässe. Napoleon I. willigte nicht ein, wohl vom Fürstprimas von Dalberg verständigt. So war auch der zweiten Reise vom Geistlichen Rat Keller kein Erfolg beschieden.

Es ist eine eigene Fügung des Schicksals, daß alle drei Versuche von König Friedrich, durch eine Konvention mit Rom zu einer württembergischen Diözese zu kommen, fehlschlügen. Und jedesmal war schuld daran gerade derjenige Mann, welcher den König Friedrich von Württemberg erst groß gemacht und ihm zu seinen katholischen Untertanen verholfen hat, nämlich Napoleon I.

#### 4. Kapitel

### Gründung des Katholischen Kirchenrates

Die Erfolglosigkeit des Königs bei seinen drei Versuchen, durch Verhandlungen mit Rom zu einer Diözese zu kommen, ist um so mehr zu bedauern, als gerade in diesen Jahren die Gründung einer Diözese und damit das Kommen eines Landesbischofs besonders notwendig gewesen wäre; denn im Jahre 1806 erhielt Württemberg eine ganze Anzahl neuer katholischer Gebiete. Schon diese Tatsache allein beweist ein gesteigertes Bedürfnis nach einem Landesbischof. Dazu kam aber noch ein zweiter Grund, der nicht weniger wichtig ist. Mit Rücksicht auf den neuen Ländererwerb schuf sich die württembergische Regierung eine neue zentrale staatliche Behörde in Stuttgart, die statt der bisherigen Oberlandesregierung in Ellwangen in Zukunft die Interessen des Staates gegenüber der katholischen Kirche wahren sollte. Die neue Behörde war der Geistliche Rat, oder, wie er sich seit 1816 selbst nannte, der Königlich Katholische Kirchenrat. Mit dieser neuen staatlichen Behörde verstärkte die Regierung ganz außerordentlich ihre ohnehin schon übermächtige Stellung gegenüber der katholischen Kirche im Lande. Das Übergewicht der Regierung führte beim Fehlen eines entsprechenden Gegengewichtes auf seiten der Kirche in der Person eines Landesbischofs dazu, daß in kurzer Zeit der Staat Württemberg mit Hilfe des Katholischen Kirchenrates die schwache katholische Kirche im Lande vollständig beherrschte und regierte.

Die Regierung kündigte die Gründung des Katholischen Kirchenrates in ihrem zweiten Organisationsmanifest vom 18. März 1806 an. Die Ankündigung erfolgte mit den Worten: „In Ansehung der katholischen Kirche besteht, neben dem Bischof und dessen Officialate, ein besonderer sogenannter Geistlicher Rat zur Besorgung und Wahrung der Souveränitätsrechte.“ Also darin bestand die Hauptaufgabe des Kirchenrates, die „Souveränitätsrechte“ des Staates gegenüber der katholischen Kirche zu wahren, d. h. den Bischof und die Kirche zu überwachen und zu beaufsichtigen! Aber kann denn der Staat überhaupt ein solches Recht in Anspruch nehmen? Sind sich denn nach katholischer Auffassung nicht Staat und Kirche gleichgestellt, insofern beide Gewalten von Gott stammen? Beruhen denn die Befugnisse der Bischöfe, als der Nachfolger der Apostel, nicht auf den Worten Christi: „Wie mich der Vater gesendet, so sende ich euch. Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“? Diese Worte sind und bleiben das Fundament der katholischen Kirche. Beruhen darum das Amt und die Befugnisse der Bischöfe nicht auf göttlichem Auftrag? Wie kann da der Staat der Kirche gegenüber ein übergeordnetes, ein oberstes Aufsichtsrecht, ein Souveränitätsrecht in Anspruch nehmen? Ein solcher Anspruch mag erhoben werden auf Grund des liberalen Grundsatzes von der Allmacht des Staates. Aber nicht geht er zusammen mit der katholischen Anschauung über Staat und Kirche. Wenn deshalb das württembergische Organisationsmanifest dem Katholischen Kirchenrat die „Besorgung und Wahrung der Souveränitätsrechte“ des Staates gegenüber der Kirche als Aufgabe zuwies, dann fühlte man katholischerseits sofort, daß trotz des katholischen Namens der neuen Staatsbehörde in Tat und Wahrheit etwas ganz Unkatholisches hinter derselben steckte. Das ist auch der Grund, warum das Volk gar nie für den Katholischen Kirchenrat sich begeistern konnte. Das Volk anerkannte die persönliche Untadelhaftigkeit der einzelnen Mitglieder im Kirchenrat. Es leugnete auch nicht dessen gute Verwaltung des Pfründwesens. Aber das ganze Wesen dieser staatlichen Behörde war ihm zuwider, zumal die württembergische Regierung in ihm besonders bis 1848 ein willfähriges Organ besaß, um die katholische Kirche des Landes zu knebeln und zu unterdrücken. Das mußte das katholische Volk in allen seinen Schichten erbittern und den Katholischen Kirchenrat in ganz besonderer Weise verhaßt machen.

Es würde zu weit führen, hier auf alle Einzelheiten darüber einzugehen, wie der Katholische Kirchenrat die Verhältnisse der Kirche in seinen Bereich zog. Der Kirchenrat selbst bestimmte durch Reskript vom 28. Juni 1806 den Umfang seiner Aufgaben dahin, daß „alle Eingaben, Berichte



Ellwangen, Stiftskirche

usw., welche das Katholische Kirchenwesen und die Geistlichkeit, namentlich auch die Ernennung zu Pfründen usw. selbst bei unseren Patronaten außer Landes, ferner Dispensationsgesuche in Ehe- und anderen dergleichen Sachen betreffen“, künftig an seine Adresse zu richten seien. Wer will sich da wundern, daß sich seine Erlasse beschäftigen vor allem mit der Besetzung der Pfarreien, mit dem Pfründwesen nach allen Richtungen, mit den Kapitelskonferenzen und Lesegesellschaften, mit den Pfarrvisitationen, mit der Zulassung zum theologischen Studium, der Aufnahme in das Priesterseminar, mit den Verhältnissen der Vikare, dem Pfarrkon-

kurs, der Anstellung, dem Urlaub, der Kleidung, der Residenzpflicht der Geistlichen usw.? Und das geschah in einer Weise, wie wenn der Kirchenrat der Bischof wäre. Wie weit er hier ging, beweist sein Erlaß vom 4. Dezember 1811, in dem er sogar den theologischen Beruf bestimmen wollte. Der Erlaß schreibt nämlich vor, „daß Söhne von Eltern aus den niederen Volksklassen nicht (Theologie) studieren dürfen“. Nicht weniger bezeichnend ist seine Verordnung vom 16. April 1807, die anordnet, daß „alle niederen Geistlichen durch die Beamten und Defane, . . . diese aber allein durch die Beamten geschilbert werden“.

Sehr viele Bestimmungen erließ der Kirchenrat über alle möglichen Punkte des katholischen Gottesdienstes. Es ist köstlich, dabei ab und zu gleichsam als Entschuldigung die Bemerkung zu finden: „man findet sich von Staats wegen veranlaßt“. Es ist aber natürlich nicht Sache des Staates, etwa folgende Anordnungen zu treffen, wie es der Kirchenrat am 2. August 1808 für Rottenburg tat: „Der Rosenkranz und das Salve werden durch den deutschen Vespergesang und durch das Vorbeten des Priesters als überflüssig wegfallen . . . Da an den Werktagen kein feierlicher Gottesdienst statthaben kann und die Arbeit und die Erfüllung der Berufspflichten statt des Kirchengehens gilt, so sind die Werktagspredigten in der Fastenzeit zu unterlassen. Die lateinischen Metten haben durchaus wie überhaupt alle lateinischen Chorgesänge zu cessieren . . . Das Salve an den Samstagen hat aufzuhören . . . Die Predigten in Weggental haben zu unterbleiben . . . Über die pünktliche Befolgung dieser Anordnungen sehen wir seiner Zeit dem Bericht entgegen.“ Das ist nur ein Vorgang von vielen dafür, was sich der Kirchenrat auf diesem Gebiete erlaubte. Nimmt man hiezu noch den Erlaß der Königlichen Domänenverwaltung vom 20. Dezember 1811, der genau vorschrieb, wie viel Geld man im Jahr verwenden dürfe für Meßwein, Wachs, ewiges Lichtöl, Weihrauch, Hostien, Kirchenwäsche, ja selbst für Besen, Dochte zum ewigen Licht, Kohlen, Baumwolle, Kreide, Salz, Nägel, Glusen, Bindfaden, Schmeer und für das Direktorium in der Pfarrkirche, auch andere Kleinigkeiten, so war durch die Staatsbehörde alles bis ins Kleinste selbst in der Safristei geregelt.

Um nur noch ein Beispiel aus einem anderen Kapitel anzuführen, so genehmigte der Katholische Kirchenrat das bischöfliche Fastenpatent der Diözese Augsburg am 30. Januar 1807 nur unter der ausdrücklichen Bedingung, „daß die Erlaubnis Fleisch zu essen auch auf die Samstage ausgedehnt werde; man gibt daher solches dem Dekanat mit dem Anhang zu erkennen, daß gedachtes Patent ohne diese Modifikation nicht promulgirt werden dürfe“. Als ob diese Sache den Staat etwas angehe!

Das sind nur einige wenige Proben aus einer überreichen Fülle von Material über die Tätigkeit des Kirchenrates auf rein kirchlichem Gebiet. Aber diese kleine Auslese dürfte schon genügend zeigen, wie der württembergische Staat durch seinen Katholischen Kirchenrat in der Kirche Gottes hielt und waltete, ganz, wie es ihm paßte. Da ist es begreiflich, daß Geistlichkeit und katholisches Volk unter dieser bürokratischen Bevormundung schwer seufzten und litten. Wer will sich wundern, daß, als im Frühjahr 1815 König Friedrich den Landtag einberief, nachdem er seit Ende 1805 ohne Parlament regierte, sofort auch eine ganze Reihe von Beschwerden und Klagen über den Katholischen Kirchenrat bei der Volksvertretung einliefen? Begreiflich ist es auch, daß im Jahre 1819 der Abgeordnete Dr. Zimmerle, als die Beratung der Verfassung eine günstige Gelegenheit dazu bot, den direkten Antrag auf Aufhebung des Katholischen Kirchenrates stellte. Selbst Staatsrat von Rümelin hat als Vorstand des württembergischen Kultministeriums im Staatsanzeiger Nr. 139 vom 16. Juni 1857 vom Katholischen Kirchenrat die vielsagenden Worte schreiben müssen: es haben die Zeitverhältnisse dazu geführt, „daß eine Staatsbehörde — der Katholische Geistliche Rat — später Kirchenrat — die ganze neue Ordnung selbständig in die Hand nahm, sich zum *provisorischen* Zentrum machte und dabei allerdings über das *ius circa sacra* nach allen Seiten hinausgriff, ja den ausländischen Ordinariaten, sowie dem späteren Generalvikar wenig mehr ließ, als neben den *iura ordinis*, wie die Priesterweihe, Firmelung usw., eine ungenügende Kenntnisnahme oder auch eine untergeordnete Mitwirkung der Verwaltung“. Und einer seiner Nachfolger, der Kultminister Golther, hat in seinem Buche „Der Staat und die katholische Kirche im Königreich Württemberg“ ganz offen zugegeben, „daß der Geistliche Rat, der eine sehr lebhafte Tätigkeit entwickelte, sich nicht selten Übergriffe in das rein kirchliche Gebiet erlaubte“.

## 5. Kapitel

### Errichtung und Verlegung des Generalvikariates in Ellwangen

**K**önig Friedrich, der gewiß ein sehr selbstherrlicher und eigenmächtiger Herrscher war, mag es doch empfunden haben, daß es auf die Dauer ein unhaltbarer und unerträglicher Zustand werden müsse, wenn die Verhältnisse der katholischen Kirche stets nur einseitig von der Staatsbehörde geordnet werden. Deshalb griff er mit beiden Händen nach der ersten Gelegenheit, die sich ihm endlich bot, um in der Frage der Errich-

tung eines eigenen Bistums einen guten Schritt vorwärtszukommen.

Die Gelegenheit brachte das Jahr 1812. Am 27. Juli dieses Jahres starb Clemens Wenzeslaus, der letzte Kurfürst von Trier, welcher auch Bischof von Augsburg und Stiftspropst von Ellwangen war. König Friedrich von Württemberg benützte die Gelegenheit und errichtete aus eigener Machtvollkommenheit ein Generalvikariat in der Stadt Ellwangen. Demselben unterstellte er vorerst die Landesteile, die bisher zur Diözese Augsburg gehörten. Als ein gutes Jahr später der Bistumsverweser Freiherr Schenk von Stauffenberg in Würzburg verschied, machte es der König mit den unterländischen württembergischen Teilen der Diözese Würzburg ebenso und gliederte sie gleichfalls kurzerhand durch Verordnung vom 23. Januar 1814 dem Generalvikariat in Ellwangen an. Im Frühjahr 1817 wurden die Bistümer Konstanz, Worms und Speyer durch den Tod des Fürstprimas Freiherrn von Dalberg frei. Mit päpstlicher Genehmigung, die durch das Breve vom 26. März 1817 erfolgte, konnten nun auch die Bezirke dieser drei Diözesen mit dem Generalvikariat in Ellwangen vereinigt werden. Damit war der erste große Schritt zum definitiven späteren Bistum geschehen. Es war mit vieler Mühe wenigstens einmal das große Ziel erreicht, in einem einzigen kirchlichen Mittelpunkt alle Katholiken des Landes zu sammeln und zu vereinigen. Das war ein sehr bedeutender Fortschritt, der nicht unterschätzt werden darf. Voll Freude verkündigte die württembergische Regierung das frohe Ereignis in ihrem Regierungsblatt und im Staatsanzeiger. Mit sichtlicher Befriedigung teilte sie dem Volke mit, daß „nunmehr alle katholischen Geistlichen und Untertanen des Königreiches in einem inländischen Generalvikariat untergeordnet“ waren. Der Katholische Kirchenrat teilte die frohe Kunde noch in einem eigenen Runderlaß vom 24. Mai 1817 dem Klerus mit.

Zum Generalvikar in Ellwangen wurde der Weihbischof von Augsburg, der Bischof von Tempe, Fürst Franz Karl von Söhenlohe in Aussicht genommen. Derselbe war am 27. November 1745 geboren. Er war in Ellwangen kein Unbekannter. Er hatte dort als letzter Stiftsdekan bis zur Säkularisation 1803 geweiht. Nach der Aufhebung des dortigen Stiftes durch den Staat Württemberg war er nach Augsburg gezogen, wo sein bisheriger Stiftspropst, der schon erwähnte Kurfürst Clemens Wenzeslaus Bischof war. In Augsburg wurde er zunächst Domdekan und Statthalter zu Ellwangen über die 1803 an Württemberg gefallenen Teile der Diözese Augsburg. Einige Zeit darauf wurde er in Augsburg Weihbischof und Bischof von Tempe. Unter dem letzteren Titel läuft er in der württembergischen Amtssprache.

Bischof von Tempe trug große Bedenken, das von Württemberg in Ellwangen geplante Generalvikariat in Ellwangen zu übernehmen. Es ist, wie wenn er geahnt hätte, daß das neue Amt ihm wenig Freude, aber viel Verdruß und Leid bringen werde. Er zögerte lange, weil das Generalvikariat in Ellwangen durch einen politischen Machtpruch des Königs von Württemberg und nicht auf rechtmäßigem kirchlichen Weg geschaffen werden sollte. Er sollte nach dem Willen der württembergischen Regierung das Generalvikariat „ex titulo necessitatis et charitatis“ übernehmen und die notwendigen päpstlichen Vollmachten präsumieren. Aber das wollte er nicht. So wandte er sich in seinen Ängsten, da der Papst noch immer in französischer Gefangenschaft schmachtete, am 11. August 1812 an Dalberg, um von ihm als Metropolit den notwendigen Vollmachten zu erlangen. Primas von Dalberg antwortete ihm am 25. August 1812 dahin, daß er unter den gegebenen Verhältnissen auf das Verlangen auf Übertragung der provisorischen Verwaltung eines Teiles seiner Suffragan-Diözesen „bei gesamten Refkurs an den heiligen Stuhl“ eingehen könne. Die letztere Klausel veranlaßte den Bischof von Tempe, sich an den päpstlichen Nuntius in Luzern zu wenden und ihm seine Bitte vorzutragen. Doch dieser verwies ihn, wie es das kirchliche Recht erforderte, in seiner Antwort vom 17. September 1812 an das Domkapitel in Augsburg, das sicherlich nach den kirchlichen Vorschriften einen Kapitularvikar wählen werde, welcher dann ihm die notwendigen Vollmachten für Württemberg delegieren könne. Allein dagegen war wieder die württembergische Regierung. Sie wollte keine Subdelegation von einem „auswärtigen“ und, wie sie meinte, „anmaßlichen Generalvikariat“. Am 28. September 1812 teilte das Kultministerium in Stuttgart dem Bischof von Tempe mit, daß der König keineswegs in die Propositionen des Nuntius einzugehen gewillt sei und daß der Bischof darum von der Antwort des Nuntius „keine Notiz“ nehmen solle, man erwarte vielmehr von ihm, daß er sich „nach den allerhöchsten Beschlüssen richten werde“, d. h. das Generalvikariat ohne kirchliche Vollmacht übernehme. Er erklärte sich bereit, nachdem er schon das ihm von Bayern angebotene Generalvikariat Augsburg für die bayerischen Landesteile ausgeschlagen hatte. Die Regierung schritt sofort zur Tat. Schon durch ein königliches Dekret vom 28. September 1812 wurde das Generalvikariat in Ellwangen gegründet. Wenige Tage darauf, am 1. Oktober, legte Bischof von Tempe bereits den Eid der Treue in die Hände des Königs ab. Am 9. Oktober wurde er vom Kultminister Mandelsloß feierlich in Ellwangen in sein Amt eingeführt.

Doch Bischof von Tempe fühlte sich in seinem Gewissen nicht ruhig über die Art und Weise, wie er zum Generalvikariat gekommen war. Er

wandte sich zunächst am 27. November 1812 an den Fürstprimas von Dalberg mit einer förmlichen Bittschrift, um nachträglich die kirchliche Genehmigung für seinen Schritt zu bekommen. Derselbe entsprach der Bitte in einem Schreiben vom 25. Dezember 1812. Als aber im Jahre 1814 Papst Pius VII. durch den Sturz Napoleons seiner Gefangenschaft ledig geworden und als König Friedrich hierfür auf Pfingstmontag, den 30. Mai 1814 ein allgemeines Dankfest angeordnet hatte, richtete der Bischof von Tempe schon am 14. Juni 1814 ein längeres Schreiben an den Heiligen Vater selbst und bat um Genehmigung. Er gab darin die ausdrückliche Versicherung ab, daß er nur notgedrungen und zum Nutzen und Frommen der Kirche provisorio modo das Amt eines Generalvikars übernommen habe, sich mit der Hoffnung tröstend, der Heilige Vater werde nach glücklicher Rückkehr seine vorgenommenen kirchlichen Handlungen bestätigen. Da von Rom keine Antwort kam, schickte König Friedrich den Geistlichen Rat Keller zum zweitenmal nach Rom am 23. Juli 1815, um die Bitte des Generalvikars zu unterstützen. Der Erfolg blieb nicht aus. Am 21. März 1816 erließ der Papst ein Breve an den Generalvikar, das seinen und des Königs Wünschen vollkommen entsprach. Er lobte darin die Gewissenhaftigkeit des Generalvikars bei der Übernahme seines Amtes, um dann alle jene Akte, die derselbe oder andere in seinem Namen vorgenommen hatten, kraft päpstlicher Machtvollkommenheit zu bestätigen. Der Papst bemerkte weiter, daß, wenn nicht der mehrfach zu ihm versuchte Zutritt immer (durch Napoleon) vereitelt worden wäre, durch seine Dazwischenkunft und apostolische Vollmacht alles der gewöhnlichen Ordnung gemäß schon geschehen wäre. Er übertrug dem Generalvikar sein Amt auch für die Zukunft und versah ihn mit aller jener Vollmacht, die ehemals den Bischöfen von Augsburg und Würzburg in ihren württembergischen Sprengeln zukam. Hocherfreut gab Bischof von Tempe in einem eigenen Hirtenbrief vom 12. April 1816 den Gläubigen von der päpstlichen Genehmigung Kenntnis.

Zugleich mit dem Generalvikariat hatte König Friedrich durch eine Verordnung vom 28. September 1812 „zur Bildung und für den Unterricht katholischer Theologen eine katholische Landesuniversität in der Stadt Ellwangen mit allen Rechten und Befugnissen einer Universität“ in die Wege geleitet. Er schuf außerdem am gleichen Tag in Ellwangen „neben der katholischen Universität ein dem Generalvikar untergeordnetes Priesterseminar für vierzig Kandidaten“. Dem Generalvikar wurde die Befugnis eingeräumt, durch einen Vertreter in Gemeinschaft mit einem königlichen Kommissär die Universität visitieren zu lassen. In rein kirchlichen Angelegenheiten oder in Sachen des Dog-

mas stand ihm die Entscheidung zu. Bischof von Tempe unterließ es deshalb nicht, den in Ellwangen neu angestellten Professoren vor ihrem Amtsantritt den Eid des Glaubens nach der Vorschrift des Tridentinischen Konzils abzunehmen. Allein es müssen schon bald allerhand Klagen über einzelne Professoren der theologischen Fakultät nach Rom gelangt sein. Das geht schon daraus hervor, daß sich Kardinalstaatssekretär Konjalvi im Jahre 1815 gegenüber dem Geistlichen Rat Keller, als dieser in der



Schönenberg, Kirche mit Exerzitienhaus

ewigen Stadt weilte, sehr scharf über die unkatholischen Tendenzen des Königlichen Katholischen Geistlichen Rates in Stuttgart und einzelner Professoren in Ellwangen aussprach. Der Kardinal sagte ihm das denkwürdige Wort: „Die meisten Ketereien und Spaltungen in der Kirche kommen von den Mönchen her“, ein Wort, das nach eingeweihtem zeitgenössischem Urteil sich einerseits auf den bekannten Geistlichen Rat Wertmeister in Stuttgart, den früheren Benediktiner von Keresheim, und anderseits auf den Professor Wachter in Ellwangen, den einstigen Prämonstratenser von Obermarchtal, bezog. Der Geistliche Rat Keller bestritt die Richtigkeit dieser Ansicht. Allein Rom blieb dabei. Es ermahnte der Papst den Generalvikar Hohenlohe in seinem Breve vom 21. März 1816 nicht ohne gewisse Absicht zur strengen Wachsamkeit über seine Herde. Und ein Jahr später wurde er in seinem Breve vom 26. März 1817 noch

deutlicher, indem er sich darin beklagte, daß einige Professoren in Ellwangen Lehren verbreiteten, welche gegen die gesunde katholische Lehre verstießen. Bischof von Tempe stellte wieder alles in Abrede. Er wies in seiner Antwort vom 14. Juni 1817 auf ein Wort von König Friedrich mit der Bemerkung hin: „Seine Majestät habe die Zusicherung gegeben, Höchstdieselben werden nie dulden, daß Männer auf einem katholischen Lehrstuhle sitzen, die unkatholisch lehrten.“ Aber Rom hat gewiß nicht ohne Grund später die Wahl des Professors Drey, der in Ellwangen Dogmatik lehrte, zum Bischof der Diözese abgelehnt.

Bischof von Tempe hat seine Verdienste um die katholische Kirche in Württemberg. Er ist es gewesen, welcher den ersten Anstoß dazu gab, daß in die Verfassung von 1819 der § 82 hereinkam, welcher die finanziellen Leistungen des Staates an die katholische Kirche regelt. Das Protokoll des Landtags vom 10. April 1815 sagt darüber: „Seine Durchlaucht der Herr Fürst Bischof von Tempe ladet hierauf die Mitglieder der katholischen Religion ein, heute nachmittag sich zu versammeln und sich darüber zu beraten, welche Schritte, nachdem die protestantischen Prälaten das Kirchengut der protestantischen Kirche reklamiert hätten, auch von seiten der katholischen Kirche zu tun seien.“ Am 24. April 1815 begründete Bischof von Tempe sein Vorgehen noch näher. Das war die Einleitung von § 82.

Er hatte auch den Mut der Kritik an falschen Maßnahmen der Regierung, was für diese Zeit der Staatsallmacht und des Staatskirchentums viel heißen will. Seine Landtagsrede vom 13. Mai 1816 ist in dieser Beziehung hochinteressant. Sie zeigt, daß er sich nicht scheute, offen die Mängel zu geißeln, welche dem damaligen Studium der katholischen Theologie in Ellwangen anhafteten. Er wies zunächst darauf hin, wie nachteilig die Pflicht der Eintragung in die Militärliste für die angehenden Theologen sei, wodurch mancher um den Beruf komme. Er forderte deshalb mit Nachdruck Befreiung davon für die Studierenden der Theologie. Sodann fürchtete er sich nicht, die unguten Praktiken des katholischen Kirchenrates in der Heranbildung des Klerus zu beleuchten. Er erklärte mit großem Ernst: „Die geistlichen Oberbehörden haben über dieses höchste Bedürfnis an das Königl. hochpreißliche Kultministerium ihre geziemendste Vorstellung wirklich schon früher gemacht, bisher blieb aber dieselbe so ganz ohne Erfolg, daß auch dieses Jahr nur wenigen fähigen Subjekten eine allerhöchste Erlaubnis zum Studium der Theologie erteilt wurde. Einigen fähigen Subjekten, welche Beruf fühlten, wurde die allerhöchste Erlaubnis verweigert, andere hingegen, die durchaus keinen Beruf hatten, wurden g e z w u n g e n , die Theologie fortzustudieren.“ Bischof

von Tempe stellte die schlechten Schulverhältnisse in Ellwangen ins rechte Licht mit der Bemerkung: „Dabei befinden sich die Schulen in Ellwangen, Gymnasium und Lyzeum, in einem so elenden Zustand, daß aus solchen in höchstem Grade mangelhaften Vorbereitungs-schulen wenige fähige Subjekte für den geistlichen Stand zu erwarten sein dürften.“ Er schloß seine Rede mit dem kräftigen Appell an den Landtag: „Die Geistlichkeit und der katholische Anteil des Königreiches schmeichelt sich, daß die hochansehnliche Ständeversammlung . . . ihre Wünsche u n t e r s u c h e n und zustande bringen wird.“

Die freimütige Rede verfehlte ihren tiefen Eindruck nicht. Sie war eine befreiende Tat. Sie atmete Bekennermut. Sie blieb nicht ohne große Folgen.

Sie zog vor allem dem Bischof von Tempe den vollen Haß des damals allmächtigen Katholischen Kirchenrates in Stuttgart zu. Der letztere fühlte sich, da sein Präsident mit den geistlichen Mitgliedern des Kollegiums zusammen die Oberaufsicht in Ellwangen ausübte, durch die Ausführungen des Bischofs aufs schwerste getroffen und bloßgestellt. Er sann voll Grimm auf Rache. Und siehe, er fand ein Mittel, um sich gar bitter und häßlich an dem greisen Bischof, der nur mit edlem Freimut seine Pflicht getan, zu rächen. Das Mittel bestand darin, daß er dem Bischof von Tempe gleichsam als Vormund den Provikar Keller an die Seite gab, ohne den er fortan kein amtliches Schriftstück mehr erledigen konnte. Durch die Normen vom 22. Oktober 1816, die im Kirchenrat in Stuttgart fertiggestellt wurden, ohne dem Bischof ein Wort davon zu sagen, wurde das Verhältnis des Bischofs zum Provikar dahin geregelt, daß der Provikar das Direktorium in den Sitzungen und in der Kanzlei des Generalvikariates in Ellwangen führte. Schon durch diese Maßregel war der Provikar dem Bischof in etwa übergesetzt. Die Normen besagten weiter, daß ohne das eigenhändige Expediatur des Provikars k e i n Schriftstück in der Kanzlei des Generalvikariates ausgefertigt werden durfte. So konnte in Zukunft kein einziges amtliches Schriftstück mehr vom Bischof allein besorgt werden, ohne daß nicht der Provikar dasselbe in die Hände bekam und Einsicht nehmen konnte. Ja, für jedes amtliche Schriftstück wurde vorgeschrieben, daß der Provikar seinen Namen n e b e n den des Bischofs von Tempe als Unterschrift zu setzen hatte. Auf diese Weise kam Bischof von Tempe vollständig unter die K o n t r o l l e und A u f s i c h t des Provikars. Selbst der württembergische Kultminister Gölther muß in seinem schon erwähnten Buch gestehen, daß in diesen Normen vom 22. Oktober 1816 „eine v o l l s t ä n d i g e B e v o r m u n d u n g des Generalvikars durch den Provikar lag“. Bischof von Tempe protestierte

vergebens gegen eine so unwürdige Behandlung bei der Installation des Provikars. Er wehrte sich besonders dagegen, daß der Provikar seine Unterschrift neben die seinige bei allen Schriftstücken setzen durfte. Allein der Präsident des Kirchenrates, von Schmiß-Grossenburg, schleuderte dem Bischof kaltlächelnd die unartigen Worte ins Gesicht: „*Seine* (d. h. des Bischofs) *U n t e r s c h r i f t* *sei gar nicht mehr nötig*, es genüge die des Direktors“, d. h. des Provikars. In solch ungeziemender Weise behandelte damals der Katholische Kirchenrat den ersten kirchlichen Würdenträger im Lande.

Kann man es unter solchen Umständen dem Bischof von Tempe, der dazu sehr viel kränklich war, verübeln, wenn ihm sein undankbares und dornenvolles Amt entleidete, und er sich im Stillen darnach sehnte, davon befreit zu werden? Tapfer hielt er noch einige Zeit in Ellwangen aus. Aber als im folgenden Jahr 1817 der Katholische Kirchenrat die Verlegung der kirchlichen Institute von Ellwangen hinweg nach Rottenburg und Tübingen in die Wege leitete, ohne ihm ein Wort zu sagen und ihn vollständig vor eine vollendete Tatsache stellte, zog er es vor, nach Augsburg zu ziehen. Von dort setzte er nur noch schriftlich die Verbindung und teilweise den amtlichen Verkehr mit seinem württembergischen Sprengel fort. In Augsburg wurde er 1818 zum Bischof gewählt und präkonisiert, starb aber schon am 9. Oktober 1819, noch ehe er das Amt feierlich übernehmen konnte.

Die Rede des Bischofs von Tempe am 13. Mai 1816 wurde aber auch von der größten Bedeutung für die katholischen Anstalten in Ellwangen. Die Regierung selbst sagt darüber in einem königlichen Dekret vom 25. Oktober 1817 das Folgende: „Seine Königliche Majestät haben sich nach sorgfältiger Prüfung des Zustandes der katholischen Lehranstalten im Königreiche überzeugt, daß dieselben weder in ihrer inneren Einrichtung noch in ihren Hilfsmitteln dem für den Staat und die katholische Kirche gleich wichtigen Bedürfnisse einer gründlichen und umfassenden Bildung der Kandidaten des katholischen geistlichen Standes entsprechen. Höchstdieselben fanden sich daher schon im vorigen Jahre bewogen, eine Erweiterung und zweckmäßige Organisation der beiden untern Lehranstalten in Ellwangen und Rottweil anzuordnen, und es wurde deswegen schon unterm 15. Juni dieses Jahres verfügt, daß in jeder dieser beiden Städte je ein unteres und ein oberes Gymnasium, jenes mit vier Abteilungen . . . dieses mit fünf Professoren“ eingerichtet werden soll.

Das war die erste große Folge der bischöflichen Rede: eine gründliche und moderne Reform der zwei katholischen Gymnasien in Ellwangen und

Rottweil. Sind diese Sätze im königlichen Dekret aber nicht eine herrliche Rechtfertigung des Standpunktes des Bischofs von Tempe? Gibt hier die Regierung nicht ganz offen selbst zu, was sie dem Bischof so verübelte, daß nämlich der bisherige Zustand an den katholischen Gymnasien und Lyzeen sehr mangelhaft und ungenügend war?

Hören wir weiter, was die Regierung in dem königlichen Dekret sagt! Sie fährt fort: „Diese Anordnungen konnten aber Seiner Königlichen Majestät nicht genügen. Der von des Höchstseligen Königs Majestät im Jahre 1812 unter dem Namen einer katholisch-theologischen Universität errichteten Lehranstalt in Ellwangen fehlte es bei dem Mangel einer philosophischen Fakultät an einer Grundlage, welche die vorhandenen beschränkten Lyzealeinrichtungen nicht ersetzen konnten. Ihre isolierte Lage erschwerte überdies den Lehrern den notwendigen literarischen Verkehr und den Studierenden eine umfassende Bildung für ihren künftigen Beruf. So stellte sich das dringende Bedürfnis dar, entweder eine zweite, alle Fakultäten vereinigende Universität neben der in Tübingen bestehenden Landesuniversität zu errichten, oder jene Lehranstalt mit der letzteren zu verbinden. Seine Königliche Majestät konnten wegen des für den ersteren Fall notwendigen, den Kräften des Landes unangemessenen Aufwandes, den überdies innere Gründe nie gerechtfertigt haben würden, keinen Anstand nehmen, das letztere zu wählen, und Sie beschloßen daher die Vereinigung der katholischen theologischen Lehranstalt in Ellwangen mit der Landesuniversität zu Tübingen ...“

Das war die zweite große Wirkung der Rede des Bischofs: die Verlegung der katholisch-theologischen Fakultät nach Tübingen.

Und die dritte ergab sich von selbst: die Verlegung des Generalvikariates von Ellwangen nach Rottenburg. In einem Erlaß des Ministeriums des Innern und des Kultministeriums vom 11. Dezember 1817 heißt es über diese Verlegung folgendermaßen: „Zu dieser, im Einverständniß des Generalvikariates bereits vollzogenen Anordnung wurden Höchstdieselben schon durch die, in so vielfacher Hinsicht wohlthätige Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen in Verbindung mit einem Konvikte für die Studierenden der katholischen Theologie bestimmt. Dem inländischen Generalvikariat wäre bei der Fortdauer des Sitzes in Ellwangen die Teilnahme an der Aufsicht über die Studien der Kandidaten des katholischen geistlichen Standes ebensosehr erschwert gewesen, als sie ihm nun durch die nahe Lage der Stadt Rottenburg bei Tübingen erleichtert wird ...“

Diese amtlichen Dokumente beweisen hell und klar die schweren, unge-

ahnten und unbeabsichtigten Folgen der Rede des Bischofs von Tempe. Er hatte die Mißstände am Lyzeum und Gymnasium in Ellwangen gerügt und Abhilfe verlangt. Damit kam der Stein ins Rollen. Jetzt rollte er von selbst weiter, insofern die Reform des Gymnasiums zur Reform bezw. Verlegung der theologischen Fakultät und diese wieder zur Verlegung des Generalvikariates führte. So ergab sich eine Frage aus der anderen. Das geschah um so leichter, als schon am 20. Mai 1815 eine Denkschrift von fünfzehn katholischen Abgeordneten gleichfalls den schlechten Zustand der katholischen Gymnasien beklagt und eine Erweiterung der theologischen Fakultät in Ellwangen beantragt hatte. So lag die Reform bereits in der Luft. Der Landtag sodann stellte sich hinter den Bischof von Tempe und unterstützte seinen Wunsch, indem er denselben mit der Forderung der fünfzehn katholischen Abgeordneten vereinigte und zugleich durch die Hinzunahme der entsprechenden protestantischen Forderungen erweiterte. So ergab sich für den ständischen Verfassungsentwurf vom Jahre 1816 in dem Abschnitt für die Unterrichtsanstalten folgender § 20: „Die Einrichtung der mit der Universität verbundenen Anstalten; der für die Bildung evangelischer Geistlichen bestimmten Seminare; der katholischen Lehranstalt zu Ellwangen und des dortigen Priesterseminars, sowie der an verschiedenen Orten des Königreiches befindlichen Gymnasien, Lyceen und Pädagogien und lateinischen Anstalten soll genauer geprüft, und was zur Verbesserung jeder Anstalt zuträglich erfunden wird, angeordnet und ausgeführt werden.“ Jetzt mußte sich die Staatsbehörde zu der vom Bischof gewünschten „Untersuchung“ bequemen, weil nunmehr der Bischof nicht mehr allein stand, sondern der Landtag ihn deckte. Das Resultat der behördlichen Untersuchung war, wie der Bischof gewünscht hatte, eine zeitgemäße Umgestaltung der Gymnasien in Ellwangen und Rottweil, aber auch, was der Bischof nicht gewollt hatte, die Verlegung der theologischen Fakultät nach Tübingen und des Generalvikariates nach Rottenburg.

Wenn aber die Regierung dem Bischof von Tempe in der Reform des ellwängischen Gymnasiums recht geben mußte, warum ist dann der Katholische Kirchenrat in so schmählicher Weise mit demselben in den Normen vom 22. Oktober 1816 umgegangen? Die Regierung führte die Gymnasiumsreform noch im Jahre 1816 durch, wie das königliche Dekret vom 25. Oktober 1817 hervorhebt. Also wußte sie doch schon sicher auch im Oktober 1816, als sie die Normen erließ, daß der Bischof in der Sache das Richtige getroffen hatte. Warum ging der Katholische Kirchenrat trotzdem so schroff gegen ihn vor? Man steht vor einem Rätsel, wenn man nicht

annimmt, daß hier noch andere Gründe mitgespielt haben, welche die amtlichen Dokumente nicht nennen.

In der Tat war noch ein anderer Grund maßgebend, der den Hintergrund des außergewöhnlichen Vorgehens des Kirchenrates gegen den Bischof am 22. Oktober 1816 aufdeckt, zugleich aber auch ein besonderes Licht auf die Verlegungen nach Tübingen und Rottenburg wirft. Den Grund hat mit verblüffender Offenheit der damalige Kultminister Wangenheim ausgesprochen, als eine Gesandtschaft der Stadt Ellwangen bei ihm in Stuttgart vorsprach, um ihn zur Zurücknahme der Verlegungen zu bewegen. Damals sprach der Minister das überaus bezeichnende Wort aus: der Hauptgrund der Verlegung sei, „die konfessionellen Ecken abzuschleifen“. Das Wort läßt einen tiefen Blick hinter die Kulissen werfen und offenbart, was eigentlich die geheimste Triebfeder beim gesamten Vorgehen der Regierung war. Das Wort des Ministers ist die volle Wahrheit. Ja, das war es in der Tat, was die Regierung mit dem Generalvikariat und der theologischen Fakultät von Ellwangen forttrieb und sie so scharf machte gegen den Bischof von Tempe: sie wollte in aller Form „die konfessionellen Ecken abschleifen“. Ihr war nämlich Ellwangen allmählich als Sitz dieser wichtigen katholischen Institute unbequem geworden, weil dort noch immer eine zu gute und frische katholische Luft wehte. Eine ständige Gefahr für die Ziele der Regierung bildete auch die Nähe Bayerns, das im Rufe eines „Kanaan des Romanismus“ stand. In dieser Stadt lebte noch die große katholische Vergangenheit von früher fort, die ihre gute Nachwirkung nicht verfehlte. Dort hatte der kirchlich gesinnte Bischof von Tempe einen viel zu großen Einfluß, der gewisse Pläne der Regierung unmöglich machte. Dort wirkte außerdem der tiefgläubige Bestlin ausgezeichnet, der neben dem Herrn von Mets die rechte Hand des Bischofs von Tempe war. Alle vier Generalvikariatsräte zusammen hatten bereits am 13. Mai 1815 eine heute noch wertvolle, umfangreiche Eingabe an den Landtag gerichtet und um Schutz und Hilfe gegen das unkirchliche Vorgehen des Katholischen Kirchenrates gebeten. Sie hatten darin scharf das Vorgehen dieser Staatsbehörde bei Vergebung der Pfründen verurteilt mit den Worten: „Eine solche Konfiskation der geistlichen Pfründen widerspricht offenbar der kanonischen Ordnung, und ein Pfarrer, welcher eine geistliche Pfründe unter einer solchen Bedingung annimmt, ist nach den kanonischen Gesetzen straffällig und verdiente, von der Pfründe amoviert zu werden, so wie eine solche Bedingung an sich null ist.“ Eine solche Kritik der Generalvikariatsräte war in den Augen des Kirchenrates etwas gerade so Unerhörtes und mit dem Staatskirchentum Unvereinbares wie die nachfolgende Rede des Bischofs

am 13. Mai 1816. Eine solch entschiedene katholische Auffassung war nach seiner Auffassung einfach unerträglich, da doch die Kirche, wie der Kirchenrat meinte, sich ganz und gar nach dem Staat zu richten und nur so viel Rechte zu beanspruchen habe, als ihr der Staat gnädigst einräume. Da mußten nach der Meinung des Kirchenrates die konfessionellen Ecken „abgeschliffen“ werden, d. h. dafür gesorgt werden, daß derartige Aufstellungen vor allem des Bischofs als des höchsten kirchlichen Würdenträgers unmöglich wurden. Darum schuf der Kirchenrat zunächst die Normen vom 22. Oktober 1816, um den Bischof mundtot zu machen. Deshalb schritt aber auch die Regierung zur Verlegung der theologischen Fakultät und des Generalvikariates von Ellwangen, um durch die Verlegung einen Bestlin, einen von Mets und einen Huberich vom inländischen katholischen Kirchenregiment hinwegzubringen und dadurch die Bahn frei zu bekommen für die volle und ungehemmte Durchführung des Staatskirchentums in der katholischen Kirche des Landes. Insofern haben die Worte des Ministers von Wangenheim von der Abschleifung der konfessionellen Ecken einen sehr tiefen, ja geradezu für die Verlegung ausschlaggebenden Sinn.

## 6. Kapitel

### Das Generalvikariat in Rottenburg

**M**it der Verlegung des Generalvikariates nach Rottenburg war der Ort gewonnen, an welchem das spätere Bistum seinen definitiven Sitz erhalten sollte. Die glückliche Stadt sollte R o t t e n b u r g sein, das schon zu den Zeiten der Römer eine Rolle gespielt hatte und das lieblich an den Fluten des Neckars liegt. Dort war ein altes geräumiges Jesuitenkollegium. Es wurde jetzt Sitz des Generalvikars und später das Palais des Bischofs. Dort befand sich auch ein ehrwürdiges einstiges Karmeliterkloster. Es wurde nunmehr das Priesterseminar.

Der leitende Mann im Generalvikariat in Rottenburg war der apostolische Provikar und Bischof von Evara, J o h a n n B a p t i s t v o n K e l l e r, der nachmalige erste Bischof. Derselbe ist geboren am 16. Mai 1774 zu Salmansweil am Bodensee. Sein Vater war Hofkammerrat bei dem berühmten ehemaligen Reichsstift der Zisterzienser in Salem. Der junge Sohn, ausgestattet mit den schönsten und glänzendsten Eigenschaften des Geistes, genoß seine erste Ausbildung in Salem. Dort vollendete er auch am klösterlichen Lyzeum, dem gelehrte Ordensleute vorstanden, seine philosophischen Studien. Er zeichnete sich aus durch unermüdlchen Fleiß

und strenge Sittsamkeit. Aus innerer Neigung entschloß er sich für den heiligen Priesterstand. Er trat im Jahre 1793 in das bischöfliche Alumnat in Dillingen ein. Dort oblag er den theologischen Studien unter der berühmten Leitung Sailers. Noch zu jung, um schon die höheren Weihen empfangen zu können, ging Keller zur Fortsetzung seiner Studien nach Salzburg. Er wurde daselbst am 10. Juni 1797 zum Priester geweiht. Glücklich und voll jugendlichen Eifers und Begeisterung kehrte er in seine Heimat zurück, um zunächst in Bermatingen, dann als Kaplan in Stetten am kalten Markt, hierauf 1802 als Pfarrer in Weildorf bei Salem und nach der Aufhebung des Klosters 1803 als Pfarrer in Binningen bei Engen Seelsorgsdienste zu leisten. Im März 1808 wurde er Stadtpfarrer in Raddolfszell am Untersee, das damals vorübergehend zu Württemberg gehörte. So mußte der junge Stadtpfarrer zur Pastoralkonkursprüfung nach Stuttgart reisen. Das war sein Glück; denn bei dieser Gelegenheit lernte ihn der württembergische Kultminister Mandelsloh kennen. Derselbe lernte ihn schätzen ob seines feinen und liebenswürdigen Benehmens und empfahl ihn dem Katholischen Kirchenrat als Stadtpfarrer in der Residenzstadt Stuttgart. Auf diese Weise kam Keller schon am 8. August 1808 als Stadtpfarrer nach Stuttgart. Hier wurde er zugleich Geistlicher Rat und Mitglied des Katholischen Kirchenrates.

Wegen seines gewandten und höflichen Wesens erwarb sich der junge Geistliche Rat Keller in Kürze das besondere Vertrauen des württembergischen Königs Friedrich. Dieser betraute ihn schon im folgenden Jahr 1808 mit der ehrenvollen Mission, in Rom die Verhandlungen für eine Konvention zu führen. Als Keller nach Stuttgart zurückkam, wurde er sehr gnädig aufgenommen und mit Ehren überhäuft. Er erhielt den Zivilverdienstorden und wurde zum Oberstudienrat befördert. Im Jahre 1811 schickte ihn der König nach Paris und 1815 zum zweitenmal nach Rom. Es ist kein Zweifel, daß Keller, hätte er für seine zweite Romreise nicht nur den Auftrag zur Einholung der kirchlichen Genehmigung des Generalvikariates in Ellwangen gehabt, sondern vielmehr die weitergehende Ermächtigung zur Erreichung der definitiven Errichtung einer württembergischen Diözese, vom Papste die notwendigen Vollmachten dafür bekommen hätte. Papst Pius VII. zeichnete Keller sehr aus. Er weihte ihn selbst am 4. August 1816 in Rom zum Bischof von Evara. Er ernannte ihn auch zum apostolischen Provikar für den Fall der Verhinderung des Generalvikars von Hohenlohe mit dem Recht der Nachfolge. Als Keller nach Stuttgart zurückkehrte, machte ihn der König am 4. Oktober 1816 zum Staatsrat. Durch die Normen vom 22. Oktober 1816 wurde er dem Bischof von Tempe zur Leitung des Generalvikariates an die

Seite oder besser gesagt vorgelegt. Am 28. Dezember (oder schon November?) 1816 wurde er feierlich in das Amt installiert. Nach dem Tode des Bischofs von Tempe ernannte ihn die Regierung am 9. Oktober 1819 zum Generalvikar. Am 16. Februar 1820 bestätigte ihn der Papst als solchen.

Mit Provikar Keller hielt der Geist des Staatskirchentums seinen Einzug in das Generalvikariat. Wer hätte es auch anders erwarten können? War Keller nicht durch die Gunst des Königs und der Staatsbehörde in auffallend rascher Laufbahn bis zur Würde eines Generalvikars emporgestiegen? War er nicht sogar viele Jahre Mitglied derjenigen staatlichen Behörde, des Katholischen Kirchenrates, gewesen, die mit aller Macht und mit allen Mitteln daran arbeitete, die katholische Kirche bloß nach staatlichen Gesichtspunkten zu ordnen und zu leiten? Wie hätte es nach solcher Vorbildung anders sein können, als daß Keller als Generalvikar in erster Linie darauf bedacht war, ein gutes Verhältnis mit dem Staat und seinen Behörden zu pflegen, denselben entgegenzukommen, soweit es nur immer ging, lieber nachzugeben und stillzuschweigen, wenn die Regierung etwas wollte oder anordnete, als in einen Gegensatz zu ihr zu gelangen? Keller erkannte und durchschaute sehr lange nicht die Verwerflichkeit und die Unvereinbarkeit des Staatskirchentums mit den Prinzipien der katholischen Kirche. Das war ohne Zweifel der Grund, warum er sich dazu hergab, sein Amt als Provikar unter den Normen vom 22. Oktober 1816 anzutreten. Als ein grundgescheiter Mann mußte er sich sagen, daß ihn diese Normen mit absoluter Sicherheit in einen Gegensatz zum Bischof von Tempe bringen werden. Wenn Keller trotzdem diese Normen sich gefallen ließ, ja sogar höchstwahrscheinlich an ihrer Ausarbeitung tätigen Anteil nahm, so liegt darin ein untrüglicher Beweis dafür enthalten, daß er mit dem kräftigen Vorgehen des Bischofs von Tempe im Landtag gegen die Regierung nicht einverstanden war. Als bisheriger Regierungsvertreter und als alter Hofmann glaubte und hoffte er, bauend auf seine eigene diplomatische Geschicklichkeit, auf *a n d e r e m* Wege, vor allem durch lebenswürdiges Entgegenkommen, durch gefälliges Sichanpassen und höfliches Sichfügen, durch stilles Nachgeben und augenscheinliches Übersehen sein Ziel besser erreichen zu können. Deshalb beschritt Keller letzteren Weg und ging ihn unentwegt, so gut und so lange es nur immer ging. Aber wie gänzlich sah er sich schließlich am Ende getäuscht! Erst nach sehr langem Sträuben hatte er sich von der Falschheit des staatskirchlichen Systems überzeugt. Allein, was blieb ihm jetzt anderes übrig, als genau den *g l e i c h e n* Weg zu gehen, den Bischof von Tempe schon im Jahre 1816 in klarer Erkenntnis gegangen war? Auch Keller sah sich gezwungen, am 13. November 1841

mit der berühmten Motion im Landtag mit aller Schärfe gegen die Regierung zum Schutze der kirchlichen Interessen vorzugehen. War das etwas anderes, als was Bischof von Tempe 1816 getan hatte? Und merkwürdig: wie Keller sich durch die Normen vom 22. Oktober 1816 zum Werkzeug der Regierung gegen den Bischof von Tempe hatte machen lassen, so trat aus Anlaß der Motion von 1841 sein eigener Domdekan von Jaumann als freiwilliger Regierungsanwalt gegen ihn selbst auf. Welch eine seltsame Zulassung Gottes! Wie schmerzlich mag es Bischof von Keller am Ende seines Lebens bedauert und bereut haben, daß er sich nur allzulange von den Rücksichten auf die Gunst der staatlichen Regierung, statt einzig und allein von den Interessen der heiligen Kirche, wofür ihn Christus über seine Herde gesetzt, hatte leiten lassen!

Der Unterschied in der ganzen Denkungsart zwischen dem Bischof von Tempe und seinem Nachfolger Keller zeigte sich deutlich in ihrer verschiedenartigen Stellung zur Verlegung der theologischen Fakultät nach Tübingen und des Generalvikariates nach Rottenburg. Bischof von Tempe, der von der Verlegung erst verständigt wurde, als alles schon fix und fertig beschlossene Sache war, lehnte es mit Recht ab, etwa in der Angelegenheit noch notwendige Schritte zu tun. Dagegen unterließ er es nicht, den Provikar Keller, der an den Vorarbeiten für die Verlegung hervorragend beteiligt war, auf einen ihm sehr wesentlich erscheinenden Punkt noch aufmerksam zu machen, nämlich auf die Einholung der päpstlichen Genehmigung für die geplante Verlegung. Er schrieb ihm deshalb am 15. August 1815, „daß in Hinsicht dieser beiden Versetzungen mit *Seiner Päpstlichen Heiligkeit* Rücksprache zu nehmen sein dürfte, welchen wichtigen Punkt ich dem Ermessen von Euer Bischöflichen Hochwürden überstelle“. Ebenso verständigte er durch ein Schreiben vom gleichen Tag das Kultministerium mit der Bemerkung: „Die etwaige Einleitung und Besorgung dieser Rücksprache (mit *Seiner Päpstlichen Heiligkeit*) überläßt er gänzlich seinem lieben Bruder, dem Bischof von Evara.“ Wer weiß, wieviel Mühe sich der Bischof von Tempe gegeben hat, um die päpstliche Genehmigung für die Errichtung des Generalvikariates in Ellwangen zu erlangen, wird es als selbstverständlich finden, daß er die Verlegung nicht ohne Papst vollzogen wissen wollte. Hätte es Bischof von Tempe in diesem Fall als seine persönliche Pflicht angesehen, Schritte in der Angelegenheit zu tun, wahrhaftig, er hätte nicht geruht, bis die päpstliche Genehmigung erfolgt wäre. Doch unter den gegebenen Verhältnissen hielt er das für eine Pflicht des Provikars Keller, den er hierfür ausdrücklich ermächtigte. Aber was tat derselbe? Er erklärte dem Bischof von Tempe in seiner Antwort vom 14. August 1817 kategorisch: „Das ist nicht meine Sache, sondern Sache derjenigen

Stelle, von der diese Anstalten ausgehen.“ Die Auffassung war richtig, wenn die Regierung sich aus eigenem Antrieb nach Rom wandte. Aber sie war falsch, wenn die Regierung nichts tat, weil es für diesen Fall Sache des Provikars Keller als der maßgebenden kirchlichen Instanz im Lande war, die Regierung zu einem Schritt in Rom zu veranlassen. In seinem Schreiben aber an die Regierung am 26. August 1817 suchte Keller die Angelegenheit so darzustellen, als wenn Bischof von Tempe die Frage aus nicht ganz edlen Gründen angeschnitten hätte, und versteckte sich hinter die Regierung. Er schrieb an sie den vielsagenden Satz: „Da es hiebei darauf ankommt, die höchstwohlwollenden Absichten Seiner Majestät des Königs und der erleuchteten Regierung ebensowohl als das Amt und die Person des Unterzeichneten auf die Probe zu stellen, so muß er es lediglich dem höheren Ermessen Eines höchstpreiflichen Ministeriums mit unbedingtem Vertrauen anheimstellen, welche Einleitungen hierüber zu treffen sein dürften.“ Auf diese Weise suchte Keller über seine vielleicht nicht ganz angenehme Pflicht in diesem Fall hinwegzukommen. Er überließ alles der Regierung, statt als erster Vertreter der Kirche in Württemberg die Regierung auch nur mit einem Satz auf die Notwendigkeit eines Schrittes in Rom hinzuweisen. Natürlich tat die Regierung von sich aus nichts. So kamen das Generalvikariat und die theologische Fakultät ohne päpstliche Zustimmung nach Rottenburg und Tübingen.

Überschaut man die kirchliche Tätigkeit Kellers als Generalvikar in Rottenburg, so gewinnt man bald den Eindruck, daß er gerne das tat, was die Regierung von ihm haben wollte. Einige Beweise seien angeführt. „Im Einverständnis mit der Staatsbehörde“ schränkte er am 12. September 1820 die Zahl der jährlichen Bitt- und Öschgänge ein auf den gewöhnlichen Ösfgang, dann die drei Bittgänge in der Kreuzwoche und jenen am Markustag, und außerdem „noch zwei Bittgänge, jedoch nur in der Entfernung von einer Stunde“. Da aber diese Anordnung noch zu weit ging, so bestimmte er am 16. August 1823 „nach gepflogener Kommunikation mit der Staatsbehörde“ durch einen neuen Erlaß, daß der gewöhnliche Ösfgang in den zwei außerordentlichen Bittgängen schon eingeschlossen sei. Auf Wunsch der Regierung schränkte er sodann die ewige Anbetung in den einzelnen Pfarreien sehr ein. „Im Einverständnis mit der Staatsbehörde“ verlangte er am 22. Februar 1822, daß die ewige Anbetung statt eines ganzen Tages „in zwei Betstunden“ zusammengedrängt werde. Ja, um der staatlichen Behörde einen Gefallen zu erweisen, forderte er „im Einverständnis mit der Staatsbehörde“ die Beseitigung aller Weihnachtskrippen in den Kirchen. Am 27. November 1826 erging sein Verbot, „daß weder in den Pfarrkirchen noch in den Nebenkirchen oder Kapellen Krippen

aufgestellt werden dürfen“. Dieser Erlaß fiel Keller sehr schwer. Er hat ihn später überaus bereut. Er selbst war ein großer Krippenfreund, der die aufgestellten Krippen mit Vorliebe besuchte. Aber gerade aus dieser Tatsache kann man unschwer ersehen, was die Worte „im Einverständnis mit



Weingarten, Abteikirche

der Staatsbehörde“ jeweils bedeuten, nämlich nichts anderes als: die Regierung drängte und Generalvikar Keller gehorchte.

Das Bild wird kein anderes, wenn man die parlamentarische Tätigkeit des Generalvikars Keller in Betracht zieht. Hier findet man rasch heraus, daß er ängstlich alles vermied, was bei der Staatsregierung einen Anstoß erregen konnte. Lieber nahm er von einer noch so berechtigten Forderung wieder Abstand, als daß er es wagte, auf derselben zu beharren, wenn dieselbe der Staatsregierung unangelegen kam. Ein Schulbeispiel hierfür ist die *Konfordsfrage*. Hier stellte Generalvikar Keller am 15. September 1819 den Antrag, daß in den § 74 der Verfassung der folgende Voratz hereinkomme: „Eine besondere Übereinkunft mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche bestimmt das Verhältnis derselben zum Staat.“ Das war ein ganz ausgezeichneter Antrag. Er wurde auch im Landtag

durch einstimmige Bejahung sofort zum Beschluß erhoben. Um so weniger behagte er der Regierung. Ein königliches Reskript vom 19. September 1819 wollte, daß „der von der Ständeverammlung angetragene Vorfaß zu diesem § 74 völlig aus der Konstitutionsurkunde hinweggelassen werden solle“. Wie sehr hätte nun Generalvikar Keller seinen anerkannt großen Einfluß beim König Wilhelm aufbieten sollen, um die Aufrechterhaltung seines beschlossenen Antrages im Interesse der Kirche zu erwirken! Aber statt dessen gab er augenblicklich nach und begnügte sich mit einer Resolution ins ständische Protokoll. Die schädliche Folge zeigt der Fall der Konvention von 1857 schlagend.

Trotz allen Entgegenkommens geriet Generalvikar Keller aber doch wenigstens in einem Fall in Gegensatz mit der Staatsbehörde. Das kam folgendermaßen. Der § 32 der Frankfurter Grundzüge bestimmte, es solle dem Domkapitel ein hinlängliches Dienstpersonal beigegeben werden. An dessen Spitze sollte ein weltlicher katholischer Rat stehen, der als Regierungsvertreter im Domkapitel vom Landesherren nach vorher eingeholtem Gutachten des Bischofs ernannt werden sollte. Dieser weltliche Rat mußte hinreichende Kenntnisse in der Landesverfassung und Verwaltung besitzen. Er sollte bei den Verhandlungen des Domkapitels, dessen Sitzungen er ohne Ausnahmen anzuwohnen hatte, sein besonderes Augenmerk darauf richten, daß die Gesetze und allgemeinen Verwaltungsgrundsätze des Staates niemals außer acht gelassen werden. Kein geistliche Sachen ausgenommen, hatte er mit den übrigen Mitgliedern des Kollegiums ein gleiches Stimmrecht.

Im Anfang des Jahres 1822 erklärte sich die württembergische Regierung gewillt, dem Generalvikariat in Rottenburg einen weltlichen Rat als Kanzleidirektor zu geben mit der Befugnis, daß er als Regierungsvertreter Sitz und Stimme im Ratskollegium des Generalvikariates erhalte. Sie forderte, daß der weltliche Rat als Regierungskommissär allen Sitzungen ohne Unterschied im Generalvikariat beiwohnen sollte. Sie stellte sogar das Ansinnen, daß der weltliche Rat bei der Beratung von katholischen Glaubenssätzen, bei der Erteilung der kanonischen Mission und der Vollmacht zur Seelsorge wenigstens eine beratende Stimme, dagegen bei allen anderen Gegenständen eine voll mitzählende Stimme wie ein Mitglied des Generalvikariates habe. Diese Forderung, welche das Generalvikariat ganz unter Staatsaufsicht stellte, und zwar noch zu der staatlichen Kontrolle hin, die der Katholische Kirchenrat ohnehin schon sattfam ausübte, ging selbst einem Generalvikar Keller zu weit. Er trat der Regierung mit allem Nachdruck und mit Festigkeit entgegen.

Er beantragte, daß dieser Punkt ein Gegenstand der Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl werden müsse. Leider hatte der Protest keinen Wert. Der weltliche Rat kam doch als Auge der Regierung nach Rottenburg.

Dagegen hatte die ungewohnt kräftige Stellungnahme des Generalvikars Keller gegen die Regierung für ihn selbst eine böse Folge. Die Regierung nahm ihm seine Haltung sehr übel. Sie übergang ihn kurze Zeit darauf, als sie im Laufe des Jahres 1822 einen Bischofskandidaten für das kommende Bistum Rottenburg vorzuschlagen hatte. An seiner Stelle nahm sie in Aussicht den Tübinger Professor Dr. Drey.

Wie wehe mag diese Übergehung dem Generalvikar Keller getan haben! Was hatte er nun von aller zarten Rücksichtnahme auf die Regierung? War diese garstige Behandlung der Dank von Stuttgart für alles Entgegenkommen, das er so ziemlich auf der ganzen Linie geübt hatte? Hatte er vielleicht nicht genügend Proben seiner Regierungsfreundlichkeit und Unterwürfigkeit unter die Staatsomnipotenz abgelegt? Wie manchmal mag Keller in diesen für ihn trüben Tagen an den Bischof von Tempe gedacht haben, den die Regierung kaltgestellt hatte, weil er nicht in allem mit ihr durch dick und dünn gegangen war! Jetzt erfuhr Keller zum erstenmal die Vergänglichkeit der Regierungsgunst. Bisher hatte ihm diese Gnaden Sonne ununterbrochen geschienen, und kein Schatten hatte sie getrübt. Jetzt auf einmal hatte sie sich von ihm abgekehrt und sich hinter schwarzem Gewölk verborgen. Warum wohl? Ob in diesen Zeiten schwerer Prüfung dem Generalvikar Keller nicht die ersten Zweifel an der Richtigkeit des staatskirchenthümlichen Systems aufgestiegen sind? Ob er es nicht schon damals leise fühlte, daß ein System unmöglich zum Segen und zum Heil sein könne, das den Vertreter der Kirche zwingt, sich in allen Maßnahmen nur nach den veränderlichen Anschauungen einer weltlichen Regierung zu richten?

Die württembergische Regierung rechnete sicher auf die baldige Bestätigung von Professor Drey als Bischof durch Rom. Sie gab ihrem Geschäftsträger in Rom, dem Legationsrat Rölle, in einer besonderen Instruktion den Auftrag, er möge darauf dringen, daß der Informativprozeß für Drey recht bald vorgenommen werde, aber ja nicht durch einen Nuntius, auch nicht durch den Generalvikar Keller, aus schonenden Rücksichten, sondern durch den Bischof von Speyer, welcher der älteste und nächste Bischof sei. Wenn man in Rom ein Befremden darüber äußern sollte, daß der Generalvikar Keller nicht vorgeschlagen sei, so könnte er bemerken, Keller sei wahrscheinlich wegen seiner Gesundheitsverhältnisse (?) nicht designiert worden; derselbe bleibe ja doch im Besitze seiner kirchlichen Würde, und

Württemberg könne sich nur freuen, einen Mann zu haben, der nötigenfalls den Bischof in seinen bischöflichen Funktionen unterstützen könne.

Allein Rom lehnte Professor Drey rundweg ab. Die württembergische Regierung machte alle möglichen Anstrengungen. Es war vergeblich. Rom blieb fest und unerbittlich.

Was sollte nun Stuttgart machen? Der Heilige Stuhl hatte von seiner Seite eine Liste von vierzehn Kandidaten für die fünf neu zu errichtenden südwestdeutschen Diözesen, zu denen Rottenburg zählte, herausgegeben. Aber darunter war kein Württemberger. Sollte die Regierung trotzdem sich für einen der Vierzehn entscheiden? Das wollte sie unter keinen Umständen. So griff sie lieber auf den von ihr übergangenen Generalvikar Keller zurück und schlug ihn vor.

Auf diese Weise kam es, daß Generalvikar Keller im Frühjahr 1828 erster Bischof der neuerrichteten Diözese Rottenburg wurde. Seine Heiligkeit Papst Leo XII. präkonisierte ihn am 28. Januar 1828. Am 31. März 1828 veröffentlichte das württembergische Ministerium des Innern folgende Bekanntmachung:

„Infolge der durch das Regierungsblatt vom 30. Oktober v. J. verkündeten päpstlichen Bullen *Provida solersque* und *Ad dominici gregis custodiam* ist der bisherige Generalvikar, Bischof von Evara, Staatsrat von Keller zum Bischof des neuerrichteten Bistums Rottenburg ernannt und von demselben vermöge besonderer päpstlicher Ermächtigung mit Höchster Genehmigung vom 30. März d. J. das künftige Domkapitel auf nachstehende Weise gebildet worden:

Domdekan: der bisherige Generalvikariatsrat Jaumann in Rottenburg;

Generalvikar und erster Domkapitular: zur Zeit noch nicht bestimmt;

zweiter Domkapitular: der bisherige Generalvikariatsrat Wagner in Rottenburg;

dritter Domkapitular: der bisherige Generalvikariatsrat Meßmer daselbst;

viierter Domkapitular: der bisherige Generalvikariatsrat Döfseberger daselbst;

fünfter Domkapitular: der bisherige Dekan und Stadtpfarrer, Oberkirchenrat D. Banotti in Ehingen;

sechster Domkapitular: der bisherige Dekan und Stadtpfarrer Ströbele in Niedlingen.“

Es dürfte hier nicht der Platz sein, auf die *Vorverhandlungen*, die seit 1818 in Frankfurt und seit 1819 in Rom stattfanden, näher ein-

zugehen. Dieselben führten bekanntlich zur Gründung des Bistums Rottenburg. Ein Eingehen dürfte um so weniger angezeigt sein, als sich gerade die württembergischen Vertreter keine besonderen Lorbeeren dabei holten wegen ihres ungeschickten, undiplomatischen Benehmens. Gleich bei der Eröffnung der Verhandlungen in Frankfurt am 24. März 1818 hielt der württembergische Kultminister Freiherr von Wangenheim eine sehr merkwürdige Rede. Der badische Katholikenführer Hofrat Buß nannte sie „ein Muster kirchenrechtlicher Unwissenheit und staatsmännischer Oberflächlichkeit“. Die Rede wurde in Rom viel beachtet und hat von vornherein nicht wenig verdorben. Als sodann im Februar 1819 die Verhandlungen in Rom begannen, weigerte sich der württembergische Gesandte, der bisherige Präsident des Katholischen Kirchenrates, von Schmitz-Grollenburg, das übliche Zeremoniell zu erfüllen und vor dem Heiligen Vater niederzuknien. Eßig und unfreundlich blieb er stehen, während sein Begleiter, der protestantische Freiherr von Türkheim, als feiner, durchgebildeter Hofmann ohne weiteres das Zeremoniell erfüllte. Natürlich fiel der unkluge Schwabenstreich des Herrn Schmitz-Grollenburg wieder beim Heiligen Stuhl nicht angenehm auf, sondern wurde übel vermerkt. Schmitz-Grollenburg zeigte sich als ein rücksichtsloser Draufgänger, so daß Kardinalstaatssekretär Consalvi sich eines Tages nicht enthalten konnte, auf eine seiner taktlosen Äußerungen hin die Bemerkung zu machen: „Man scheint den Papst für einen Türken und den römischen Hof für die ottomanische Pforte zu halten.“ Was endlich den württembergischen Geschäftsträger in Rom, den Legationsrat Kölle, betrifft, so zeigte er sich seiner Stellung sehr wenig gewachsen. Er trat plump und täppisch auf, so daß sich der württembergische Minister des Außern, von Winzingerode, wiederholt genötigt sah, ihn zu größerer Vorsicht zu mahnen. Vergleicht man solches Auftreten der Württemberger von 1818 bis 1827 mit dem feinen, taktvollen, äußerst klugen und gewandten Vorgehen des einstigen Geistlichen Rates Keller in den Jahren 1808, 1811 und 1815, so steht es dagegen ab wie Tag und Nacht. Und wäre man nur auf die wenig fähigen Diplomaten angewiesen gewesen, so wäre das Ende nicht abzusehen gewesen. Glücklicherweise griff zum Schluß der württembergische König Wilhelm mit starker Hand dazwischen. Er nahm die von Rom gestellten Bedingungen an, so daß die Diözese Rottenburg gegründet werden konnte. Es dürfte bei dieser Sachlage zu verstehen sein, wenn auf die Verhandlungen hier nicht näher eingegangen wird.

## 7. Kapitel

Johann Baptist von Keller, Bischof der Diözese  
Rottenburg

**A**m 20. Mai 1828 fand in Rottenburg die feierliche Einsetzung von Johann Baptist von Keller als erster Bischof der Diözese Rottenburg statt. Sie war ein großes Fest. Drei Tage lang dauerten die Feierlichkeiten. Die Bewohner von Rottenburg hatten Triumphbögen errichtet. Alle Straßen und Häuser, besonders die Domkirche, waren hübsch geschmückt. Das Bürgermilitär rückte aus. Nachts war die ganze Stadt beleuchtet. Als Vertreter der Regierung waren schon am 18. Mai in der Stadt eingetroffen: der Minister des Innern von Schmidlin, der Direktor des Katholischen Kirchenrates von Camerer und der Regierungsrat von Roth.

In der Frühe des 19. Mai begab sich die Regierungskommission in das bischöfliche Palais. Dort wurden sie von dem Bischof und dem Domkapitel empfangen. Der Minister von Schmidlin hielt eine längere, beachtenswerte Eröffnungsrede. Er gab zunächst einen geschichtlichen Überblick. Er erinnerte an den vorausgegangenen provisorischen Zustand. Er schloß den Abschnitt mit den Worten: „So mußte es wohl kommen, aber so durfte es nicht bleiben, wenn die katholische Kirche Württembergs zu einem wahren und dauernden inneren Frieden gelangen sollte.“ Dann ging der Minister auf den Inhalt der zwei päpstlichen Errichtungsbullen ein. Hier hob er hervor: „Diese beiden Bullen haben unterm 24. Oktober vorigen Jahres die königliche Genehmigung jedoch nur insoweit erhalten, als solche die Bildung der Oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begrenzung, Ausstattung und Einrichtung der dazugehörigen fünf Bistümer mit ihren Domkapiteln sowie die Besetzung der Bischöflichen und der Domstiftischen Präbenden zum Gegenstand haben. Sie werden nicht übersehen, meine Herren, daß hierunter namentlich der fünfte und sechste Artikel nicht begriffen und somit von der Staatsregierung nicht anerkannt sind.“ Nach diesen Worten vollzog der Minister im Namen des Königs die Gründung des Bistums, indem er dem Bischof das vom König eigenhändig ausgefertigte Fundationsinstrument zur Verlesung übergab. Jetzt gedachte der Minister eines Wortes im päpstlichen Breve an den neuen Bischof, das lautete, die Kirche blühe und gedeihe, wenn Königtum und Priestertum in Eintracht zueinander stehen. Daran knüpfte er die Ausführung: „Wir waren bisher selbst während des provisorischen Zustandes der kirchlichen Zustände so glücklich, dem württembergischen Volk und unseren

Nachbarstaaten das Bild einer solchen, dem Oberhaupt der Kirche selbst erwünschten Eintracht zwischen der Staats- und Kirchengewalt darzustellen; es wird uns auch künftig gelingen, wenn wir uns stets des herrlichen Ausspruches des göttlichen Stifters unserer Religion erinnern: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Könige, was des Königs ist.“ Hierauf übergab



Bischofspalais in Rottenburg

der Minister dem Bischof die Originalien der päpstlichen Ernennungsbreuen und die übrigen dazugehörigen Aktenstücke. Er nahm den Domherren den Eid der Treue gegen den König ab. Nun sprach sich der Minister über die Rechtsverhältnisse des Domkapitels aus, über das Verhältniß der Diözese zum Erzbistum Freiburg und über die finanziellen Leistungen des Staates zum Bistum. Er schloß mit dem Satz: „Möge der Allgütige unsere vereinten Bemühungen segnen, Wachstum und Gedeihen dem frommen Werke schenken, zu dessen Gründung wir heute versammelt sind.“

Am folgenden Tag, dem 20. Mai, fand die kirchliche Inthronisation des Bischofs statt. Der Bischof legte den Treueid gegen das Oberhaupt der Kirche in die Hände des ehemaligen Reichsprälaten Walter, des damaligen Pfarrers von Kirchbierlingen, ab. Er feierte in einer salbungs-

vollen Ansprache in lateinischer Rede das Domkapitel als die „würdigen Männer, deren Liebe und Menschenfreundlichkeit wie Gelehrsamkeit, Kraft und Energie in ganz Württemberg bekannt sei“. Er nannte die Domherren „die nunmehrigen Säulen und Grundfesten, auf welchen in Zukunft die Leitung der Bistumsangelegenheiten teilweise ruhe“. Er forderte sie auf zur edlen Wirksamkeit und unermüdliehen Arbeit im Dienste des Herrn.

Am 21. Mai 1828 verkündigte eine Verordnung des Ministeriums des Innern, daß „das Bischöfliche Generalvikariat in Rottenburg unterm 19. d. M. aufgelöst und der neuernannte Landesbischof, Staatsrat von Keller, sowie das von demselben mit Höchster Genehmigung gebildete Domkapitel zum wirklichen Antritt ihrer Würden und zur Ausübung der damit verbundenen Funktionen ermächtigt worden“ sei.

Jetzt hatte die Diözese Rottenburg ihren ersten Bischof. Mit Freude und Jubel hatte man ihn begrüßt. Aber nur zu bald folgten Trauer und Schmerz dem freudigen Ereignis. War denn der neue Bischof, genau betrachtet, mehr als ein bloßer Schattenbischof, der wohl den Namen seines erhabenen Amtes trug, aber die bischöflichen Amtsbefugnisse nicht ausüben durfte? Ließ nicht schon der erste Tag nach der Inthronisation diese herbe und bittere Wahrheit den Bischof reichlich kosten? Der 21. Mai 1828 brachte eine Verfügung des Ministeriums des Innern, welche den amtlichen Verkehr mit den bischöflichen Behörden in Rottenburg betraf. Ihr Inhalt war: „Die Kommunikation zwischen der Staatsregierung und den bischöflichen Stellen geschieht in der Regel durch den Katholischen Kirchenrat, als durch diejenige Staatsbehörde, welche mit der Ausübung der in der Staatsgewalt begriffenen Rechte über die katholische Kirche verfassungsmäßig beauftragt ist. Die übrigen Staatsbehörden, das Evangelische Konsistorium, die katholisch-theologische Fakultät in Tübingen, die Vorsteher der Konvikte der höheren und niederen Lehranstalten sowie überhaupt alle dem Bischöflichen Ordinariat nicht untergeordneten Behörden haben sich mit ihren an das letztere gerichteten Wünschen, Bitten und Anträgen zunächst an den Katholischen Kirchenrat zu wenden.“

Diese ministerielle Bekanntmachung gestattet einen tiefen Blick in die ganze mißliche, unfreie Lage des Bischofs von Rottenburg. Nicht einmal mit denjenigen Anstalten, die ihm am meisten am Herzen liegen mußten, weil sie der Heranbildung des priesterlichen Nachwuchses dienten, nämlich mit der theologischen Fakultät in Tübingen und dem dortigen Wilhelmsstift, oder mit den zwei niederen Konvikten in Rottweil und Ehingen

durfte der Bischof frei und unmittelbar verkehren. Selbst hier hatte man ihm staatlicherseits Handschellen angelegt und ihn an den königlichen Katholischen Kirchenrat gebunden, um den Bischof gänzlich kontrollieren zu können. Das Beispiel zeigt mit Evidenz, wie weit die staatliche Bevormundung des Bischofs bereits vorangeschritten war.

Doch es kam noch schlimmer. Der Bischof von Rottenburg durfte sich in seinen amtlichen Rundgebungen nicht einmal den Titel beilegen, den sonst jeder katholische Bischof auf der ganzen Welt sich ohne Beanstandung geben konnte, den Titel: „Bischof von Gottes und des Apostolischen Stuhles Gnade“. Sofort verbot die ministerielle Bekanntmachung vom 21. Mai 1828 diese Bezeichnung. Sie schrieb vor: „Wenn bei feierlichen Anlässen die Form eines Reskriptes oder eines Hirtenbriefes gewählt wird, so kann solchen die Aufschrift: N. N. (Vor- und Geschlechtsname), Bischof von Rottenburg', jedoch ohne weiteren Beisatz“, gegeben werden. Nicht einmal so viel Freiheit ließ man im Staate Württemberg dem Bischof.

Ebenso machte es die Staatsbehörde, als der Bischof seinen ersten Hirtenbrief herausgab. Das bischöfliche Schreiben behandelte die Errichtung der Diözese Rottenburg. Darin kam natürlich der Bischof auch auf die Pflichten der Gläubigen gegen ihren neuen Oberhirten zu sprechen. Er hatte in diesem Zusammenhang die Wendung gebraucht, „daß wir in dem Bischof den Herrn erblicken müssen, den Bischof, welcher an Gottes Stelle vorsteht“. Aber siehe da, der staatliche Zensor im Katholischen Kirchenrat, dem der Bischof den Hirtenbrief zur staatlichen Genehmigung vorlegen mußte, beanstandete diese Worte. Er erklärte, daß diese Worte den Bischof zu hoch (!) stellen, ihm ein Prädikat geben, das weltlichen Regenten gegeben wird; wenn diese Worte auch vom heiligen Ignatius herrühren, so seien sie doch nicht am rechten Plage.

Wie viel sagt wieder diese kleinliche kirchenrätliche Zensur des Bischofs! Wie offen verrät sie das Bemühen der Staatsbehörde, den Bischof in seinem Ansehen und seiner gesamten Stellung herabzuwürdigen! Sie ist das würdige Gegenstück zu der Tatsache, daß der württembergische Kultminister von Wangenheim dem Bischof von Tempe im Jahre 1817 in seinem Schreiben an den Papst die Formel „Zu den Füßen Eurer Heiligkeit niedergeworfen“ wegstrich mit der Begründung, solche Worte seien der Würde eines deutschen Kirchenfürsten nicht angemessen. Augenscheinlich hatte man in Württemberg das Bestreben, nach außen hin, d. h. über die württembergischen Grenzpfähle hinaus, den Bischof möglichst groß erscheinen zu lassen, aber nach innen, besonders im Verhältnis zur Landesregierung, umgekehrt ihn klein und bedeutungslos zu machen.

Den kirchenrätlichen Zensurstift verspürte man in Rottenburg bald noch einmal recht lästig und demütigend. Am 30. Juli 1830 erging ein bischöflicher Erlaß für eine Kirchenkollekte zum Dombau. In dem Schreiben war ausdrücklich bemerkt, daß Seine Majestät der König bei dem Erlaß des ersten bischöflichen Hirtenschreibens die Erwähnung des projektierten Baues einer neuen Domkirche und die angemessene Einladung zu freiwilligen Beiträgen genehmigt habe. Allein der Erlaß des Ordinariats zur Dombaukollekte erfolgte ohne aufgedrücktes staatliches Plaket. Umgehend setzte der weltliche Kommissär im Bischöflichen Ordinariat, Oberkirchenrat Bäuerle, den Königl. Katholischen Kirchenrat von dem Versäumnis in Kenntnis. Derselbe untersagte auf der Stelle die Sammlung milder Gaben. Das Bischöfliche Ordinariat sah sich genötigt, durch einen zweiten Erlaß den ersten wieder aufzuheben.

Das sind nur einzelne, wenige Züge aus der ersten amtlichen Tätigkeit des Bischofs von Keller. Aber sie reichen schon hin, um zu erweisen, wie wenig Rechte der Bischof sein eigen nennen konnte. Er war auf Schritt und Tritt, nach allen Seiten hin in seinem hohen Amte durch staatliche Vorschriften und Maßregeln beaufsichtigt und eingeengt. Aber gerade so und nicht anders hatte es die Staatsgewalt gewollt. Sie wollte nur einen „Salber“, wie der Kultminister von Wangenheim sich bei einer passenden Gelegenheit auszudrücken beliebte. Sie benötigte nur einen Bischof zur Spendung der heiligen Sakramente der Firmung und der Priesterweihe. Alle anderen Funktionen des Bischofs wollte sie selbst durch den Königl. Katholischen Kirchenrat ausüben.

Der neue Bischof fühlte nur zu gut das Drückende seiner Lage. Er war ein Bischof ohne amtliche Befugnisse. Sein Amt war ohne Inhalt. Aber was konnte er machen? Wie konnte er die Verhältnisse bessern und die bischöflichen Rechte an sich ziehen?

Er griff auf seinen alten Lieblingsgedanken zurück, den er schon im Jahre 1819 vertreten hatte. Bereits am 30. Juli 1819 hatte er als Generalvikar an die Landstände eine Eingabe gerichtet. Darin hatte er den Antrag gestellt, daß die Sphäre der Wirksamkeit des Königl. Katholischen Kirchenrates genau umschrieben und ausgetragen werde, um künftigen Störungen vorzubeugen. Als im Landtag am 15. September 1819 der § 75 beraten wurde, welcher den Kirchenrat verfassungsmäßig begründete, verwies er auf diese frühere Eingabe und legte Verwahrung ein in Beziehung auf den § 75, weil er seinen Anträgen und Wünschen vom 30. Juli „nichts vergeben“ wollte, wie das Landtagsprotokoll bezeugt. Doch hatte sein damaliger Vorstoß keinen Erfolg gehabt. Es war keine

Abgrenzung der Arbeitsgebiete eingetreten. Jetzt, nachdem Keller Bischof geworden war, griff er sofort auf diesen alten Gedanken der reinlichen Scheidung und Abgrenzung der Tätigkeitsgebiete zwischen dem Bischöflichen Ordinariat und dem staatlichen Katholischen Kirchenrat zurück, um nach seiner Ansicht den Frieden zwischen Staat und Kirche dauernd zu sichern.

Zu diesem Zwecke setzte er sogleich, nachdem er die Verwaltung der Diözese übernommen hatte, eine eigene Kommission im Bischöflichen Ordinariat ein, um einen Entwurf für eine Geschäftsabgrenzung zwischen der kirchlichen und der staatlichen Behörde auszuarbeiten. Der Entwurf war in nicht allzulanger Zeit fertiggestellt. Er wurde am 28. November 1828 dem Katholischen Kirchenrat zugestellt. Bischof Keller sagte von diesem Entwurf im Jahre 1833 im Landtag: „Ich habe in demselben Jahr, wo das Bistum errichtet wurde, im Verein mit dem hochwürdigen Domkapitel den Entwurf einer Geschäftsabteilung an die hohe Staatsbehörde eingereicht, worin offenbar die Organisation der Kirche und die zweckmäßige Besorgung der Kirchenämter und des Kirchenvermögens in ihren wesentlichen Grundlagen zur Sprache kommen mußten, und da dieser Entwurf auf dem Prinzip der Kirchenverfassung beruhte, so durfte ich die Hoffnung hegen, daß dadurch die Autonomie und die Verfassung der Kirche vollkommen sichergestellt werde, und solange also diese Verhandlungen nicht abgebrochen oder vereitelt worden sind, bedurfte es keines anderen Schrittes, keiner Beschwerde bei der Kammer.“ Dem Kirchenrat gefiel der eingesandte bischöfliche Entwurf nicht. Die staatliche Behörde sprach zwar in ihrer Antwort vom 2. April 1829 ihre Geneigtheit aus, an der Sache mitzuarbeiten. Aber sie unterließ es nicht, nachdrücklich zu erwidern, daß der bischöfliche Entwurf das Verhältnis zwischen dem Staat und der katholischen Kirche verrücke, indem Verordnungen und Gesetze, die bisher bestanden, anders gedeutet werden. Der Kirchenrat lehnte aus diesem Grund den bischöflichen Entwurf ab.

Daraufhin beschwerte sich das Bischöfliche Ordinariat beim Ministerium des Innern ob dieser eigenartigen Haltung des Kirchenrates. Die Beschwerde ging in Rottenburg am 11. April 1829 ab. Aber das Ministerium gab keine Antwort dem Bischof. Deshalb erneuerte das Ordinariat seine Beschwerde am 30. November 1830. Erst am 7. Januar 1832 geruhte der Königliche Katholische Kirchenrat dem Bischöflichen Ordinariat die Mitteilung zukommen zu lassen, daß das Ministerium ihm durch einen Erlaß vom 23. Juli 1831 geschrieben habe, daß der vom Bischöflichen Ordinariat vorgelegte Entwurf einer Geschäftsabteilung weder nach seiner Form noch mit Rücksicht auf einen großen Teil seines

Inhalt es angenommen werden könne. Zugleich legte der Kirchenrat einen Gesetzentwurf bei. Er ließ sich dabei, wie er noch ausdrücklich hervorhob, von dem Grundsatz leiten, „daß an dem, was ausdrückliche Vorschriften irgendeiner Art bereits geordnet haben, nichts geändert, sondern höchstens, wo dies möglich sei, eine Geschäftsvereinfachung angebracht werde“. Klingt diese Antwort nicht wie eine höfliche Ablehnung und Absage?

Trotz dieser trüben Erfahrung ließ sich der Bischof nicht entmutigen. Er teilte in einem Schreiben vom Februar 1832 die Gründe mit, warum das Ordinariat seinen Entwurf so abgefaßt habe, und verteidigte denselben. Er unterließ es aber nicht, einen neuen Entwurf vom Ordinariat herstellen zu lassen. Derselbe schloß sich in der Form dem vom Kirchenrat zugeschiedenen Gegenentwurf an. Aber nach seinem Inhalt wich er von demselben wesentlich ab. Der Bischof gab als Grund der Abweichung in seiner Nachmotion von 1842 den folgenden Gesichtspunkt an: „Das Ordinariat konnte es nicht unbeachtet lassen, daß im jenseitigen Entwurf Grundsätze ausgesprochen werden, welche der durch die Verfassung garantierten Autonomie der Kirche entgegen sind und das Oheraufsichtsrecht des Staates so ausdehnen, daß die Kirche stets eine Unmündige, unter steter Vormundschaft des Staates stehen und jeder freien Bewegung ermangeln würde.“ Das war klar und deutlich gesprochen. In diesem Sinne sprach sich übrigens der Bischof schon in der neununddreißigsten Sitzung des Landtags im Jahre 1833 mit den Worten aus: „Dieses Tieffühlen kann mich aber um so mehr bewegen, der Kirchenverfassung treu, die dringende Bitte . . . zu stellen, daß dieses hohe landesherrliche Oheraufsichtsrecht über die Kirche, das hier so vielfach zur Sprache gebracht und in Anspruch genommen wird, nicht zu weit ausgedehnt, sondern zur Beruhigung der Katholiken die Grenze zwischen der geistlichen oder Kirchengewalt und der weltlichen Hoheitsgewalt nach den Bestimmungen der Katholischen Kirchenverfassung ausgeschieden werde.“

Nach längerem Zögern übergab das Bischöfliche Ordinariat den neuen Entwurf dem Kirchenrat am 5. April 1835. Doch der letztere gab gleich fünf Jahre keine Antwort. Erst am 26. Juli 1840 ging eine solche nach der Bischofsstadt ab. Ihr Kernsatz war die alte Behauptung: „Es könne nicht zugegeben werden, daß die Befugnisse der Kirche über die einmal gesteckten Grenzen ausgedehnt werden.“ Diese Antwort ließ keinen Zweifel mehr über die Auffassung des Kirchenrates aufkommen. Das um so weniger, als er seiner

Antwort an das Ordinariat noch den von ihm so abgeänderten Entwurf beilegte, daß die Majestätsrechte des Staates noch mehr in das innerkirchliche Gebiet ausgedehnt, als es selbst im Kirchenentwurf von 1832 der Fall gewesen, und dafür der kümmerliche Rest der kirchlichen Freiheit vollends beschnitten und unterdrückt wurde. Bewies dieser Umstand nicht mit aller Deutlichkeit, daß die Staatsgewalt auch in der Kirche allein herrschen und von einer Abgrenzung der Hoheitsgebiete nichts wissen wollte? Der Bischof sah die Nutzlosigkeit weiterer Verhandlungen ein. Er führte sie nicht fort. Er schrieb am 19. Oktober 1841 dem Kirchenrat, daß die einmal gesteckten Grenzen zu weit in das Gebiet der Kirche hineingreifen; könne und solle hierin keine Änderung eintreten, so sei jede weitere Verhandlung nutzlos.

Diese langwierigen Verhandlungen von 1828 bis 1841 beweisen, welche Mühe sich Bischof von Keller gab, um zu einer schiedlich-friedlichen Abgrenzung der Interessensphären von Kirche und Staat zu gelangen. Sie sind der Schlüssel zu seinem Verhalten in dieser ganzen Zeit. Um sie nicht zu stören oder gar unmöglich zu machen, legte Bischof von Keller keinen Protest ein, als am 30. Januar 1830 die „Landesherrliche Verordnung“ herauskam, welche das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche in diktatorischer Weise regelte. Diese Verordnung, die von den entschiedenen Katholiken der Kammer treffend die magna charta servitutis ecclesiae (Dokument der Knechtschaft der Kirche) genannt wurde, atmete den Geist der „Frankfurter Kirchenpragmatik“ vom Jahre 1818, deren Schöpfer der staatskirchlich gesinnte Dombekan Jaumann war. Wohl schickte auch ihm der Erzbischof von Freiburg das berühmte päpstliche Breve vom 30. Juni 1830 gegen die Landesherrliche Verordnung zu. Aber Bischof von Keller tat nichts, aus lauter Angst, es könnten die Abgrenzungsverhandlungen darunter leiden. Aus der gleichen Erwägung heraus unterstützte er auch nicht besonders die zwei Anträge des edlen Freiherrn von Hornstein, die dieser in den Landtagen 1830 und 1833 gegen die Landesherrliche Verordnung einbrachte. Der Bischof hoffte noch immer, auf friedlichem Weg zur Freiheit der Kirche zu gelangen. Ja, aus diesem Gedanken heraus schwieg er und blieb stumm, als im Jahre 1837 die Gefangennahme des Kölner Erzbischofs Klemens August das ganze katholische Deutschland vom Schlafe aufrüttelte. Jetzt predigte Bischof von Keller sogar ostentativ den Frieden, in seinem Hirtenbrief von 1839. Er bekannte offen seinen Lebensgrundsatz: „Zweiundzwanzig volle Jahre habe er zum Frieden ermahnt.“ So hoffte er noch weiter und noch länger, bis es nicht mehr ging, bis die letzte Antwort des Kirchenrates im Jahre 1840 seine Hoffnungen radikal vernichtete. Als klarer Kopf wußte jetzt Bischof

von Keller, daß er auf dem Wege friedlicher und gütlicher Verhandlungen mit dem Katholischen Kirchenrat nicht einen Schritt vorwärts kam. Wie lange mag er sich da gegen die sich ihm immer deutlicher aufdrängende Erkenntnis gewehrt haben, daß sein oberster Grundsatz, den er als Generalvikar und Bischof getätigt hatte, falsch und verkehrt gewesen, daß es im Zeitalter des vollen Staatskirchentums ein Ding der Unmöglichkeit war, auf friedlichem Wege durch liebenswürdiges und entgegenkommendes Verhandeln mit der Staatsgewalt zur Freiheit und Selbstverwaltung der Kirche voranzuschreiten? Wieviel mag Bischof von Keller mit sich gekämpft und gerungen, wieviel gebetet haben, bis er endlich so weit war, daß er sich ganz klar sagen konnte: „Meine bisherige Taktik gegen die Staatsbehörde hat v e r s a g t. Sie blieb ohne Frucht und Erfolg. Alle Nachgiebigkeit und alles Entgegenkommen hat keinen Wert. Die Staatsbehörde hat kein Einsehen. Ihr fehlt der gute Wille. Jetzt muß ich einen a n d e r e n Weg gehen, den ich schon im Landtag 1833 angedeutet habe. Es ist eine kräftige B e s c h w e r d e i m L a n d t a g.“

Hart und schwer ist dieser Schritt dem Bischof geworden. Der Kampf war nicht seine Stärke. Aber er ging ihn mutig voran, entschlossen und ohne Menschenfurcht. Als der Landtag im Herbst 1841 begann, sah man den Bischof ungewöhnlich ernst und nachdenklich durch die Straßen von Stuttgart spazierengehen. Welche wichtigen Dinge mögen seinen Geist beschäftigt haben? Bald ward es offenbar. Am 8. November 1841 kündigte der Bischof dem Präsidenten des Landtags eine Motion über „die Mittel zur Erhaltung des Kirchenfriedens“ an. Der Präsident ahnte nichts Gutes. Er verständigte in aller Eile den Minister des Innern. Dieser ließ sofort den Bischof zu sich rufen. Er redete ihm freundlich zu, von seinem Vorhaben abzustehen. Es war umsonst. Da fuhr der Minister von Schlayer den Bischof mit den rauhen Worten an: „So weit gehen Sie, und wagen es, Ihr greises Haupt mit Undank und Ungehorsam gegen den König zu beflecken; allein wir können auch ohne Sie handeln.“ „Ja,“ entgegnete der Bischof kurz und würdevoll, „das haben Sie längst getan“ — und entfernte sich. Der Kampf war begonnen.

Der 13. November 1841 war der denkwürdige Tag, an welchem der Bischof seine Motion im Landtag entwickelte. Er führte zuerst aus, wie er alle Mühe aufwandte, um bei dem Kirchenrat eine Geschäftsabgrenzung zu erreichen. Aber was war das Resultat? Der Bischof faßte es in die Worte: „Erst als durch die Mitteilungen in der neueren Zeit der Bischof die klare und wiederholt bestätigte Überzeugung gewonnen hatte und gewinnen mußte, daß es sich nach den bestimmtesten Erklärungen des Kirchenrates fortan nicht von der Grundlage und Grenzscheidung beider,

der Kirchen- und Staatsgewalt mehr handle, sondern von einer bloßen Abtheilung und Begrenzung der die Form der Verhandlungen respizierenden Geschäfte, zur Erleichterung der vielseitigen Kommunikationen, erst dann entfiel dem Bischof der Mut zu weiterer Fortsetzung unnützer Verhandlungen, und damit entsank auch die Hoffnung, zu einem gedeihlichen Ziele zu gelangen, und da erst, im verflossenen Monat erfolgte die Erklärung des Bischofs . . . an den Kirchenrat: er müsse die Unterhandlungen als abgebrochen ansehen und die traurige Überzeugung gewinnen, daß wir nach dreizehn Jahre andauernden Transaktionen zwischen Staats- und Kirchenstellen am nämlichen Punkte stehen, wovon man damals ausgegangen war. Diese schmerzliche Erklärung fühle ich mich gedrungen und verpflichtet, hier in der Kammer zu wiederholen.“

Sodann gab der Bischof den Zweck der Motion an mit den Worten: „Mein Hauptsatz — der Ausspruch des Bischofs, den er im tiefen Gefühle der Pflicht offen darzulegen hat, als Forderung seines nicht von Menschen, sondern von Gott ihm übertragenen Amtes, ist nun folgender: daß im allgemeinen der Kirche, oder dem ihr Interesse wahrenen Bischof die Rechte, oder vielmehr die freie Übung derjenigen Rechte zurückgegeben werden, welche der Katholische Kirchenrat im Widerspruch mit den wesentlichen Bestimmungen der katholischen Kirchenverfassung bisher an statt des Bischofs ausgeübt hat.“ Er hob zehn Punkte namentlich hervor, bei denen es bisher gefehlt habe: die freie Aufsicht und obere Leitung über die Geistlichen, die Besetzung der Kirchenstellen, die Selbstverwaltung des Kirchenvermögens, die Pfarrvisitationen, die gemischten Ehen, kirchliche Auszeichnungen, freie Leitung über das Priesterseminar, den Pfarrkonkurs, die Zensur kirchlicher Schriften und die Untersuchung bei Verfehlungen von Geistlichen.

Am Schlusse hob der Bischof hervor, die Motion solle dem erhabenen König, der die Gerechtigkeit liebt und übt, „zu höherer Würdigung und Abhilfe der Gebrechen“ übermittelt werden. „Das ist's, um was der gebeugte Bischof bittet und fleht. Er muß bereitstehen, dem ewigen Richter über die Treue seiner Verwaltung des Bischofsamtes Rechenschaft abzugeben. Soll er sein im Dienste der Wahrheit und des Rechtes ergrautes Haupt mit Untreue und Gewissensunruhe entweihen? Die Stimme des treugesinnten Oberhirten, die öffentliche Stimme der mit ihrem Oberhirten vereinigten Katholiken verhallt nicht in der hochherzigen Brust des gerechten Königs. Es lebe König Wilhelm, es lebe die Verfassung; es lebe und blühe unter seinem Schutze . . . Religion und Kirche.“

Es mag ein ergreifender Anblick und ein einzigartiges Schauspiel in der Abgeordnetenversammlung gewesen sein, als der greise Bischof, von Schmerz

gebeugt, seine Anklagen gegen die Staatsbehörde vorbrachte. Allein die offenkundigen Beschwerden rührten die protestantische Mehrheit des Parlamentes nicht. Sie lehnte noch am gleichen Tag den Druck der bischöflichen Motion mit 50 gegen 23 Stimmen ab. Sie bestellte eine staatsrechtliche Kommission, deren Referent ausgerechnet der Direktor des protestantischen Konsistoriums Scheurlen wurde. Das Resultat der Kommission war der Antrag, „daß unter den vorliegenden Umständen der Motion keine weitere Folge zu geben sei“. War denn die bischöfliche Beschwerde nicht genug begründet? Bewies ihre Wahrheit nicht allein schon die eine äußere Tatsache, daß in der Zeit von 1803 bis 1841 alle bischöflichen Behörden zusammen, die in Württemberg etwas zu sagen hatten, nur 193 Verordnungen erließen, während der staatliche Katholische Kirchenrat allein, die übrigen Staatsstellen nicht eingerechnet, seit 1806 deren 377 in katholischen Kirchensachen hatte ergehen lassen?

Der Bischof unterzog sich der Aufgabe, seine Motion Punkt für Punkt mit Beweismaterial zu belegen. Das geschah in seiner „Nachmotion“, die er am 9. Februar 1842 im Landtag vortrug. Jetzt packte der Bischof gründlich aus. Nun wies er auf die Eingriffe des Kirchenrates in die Gottesdienstordnung hin und gab die Erklärung ab: „Daß dem Katholischen Kirchenrat in Betreff einzelner Punkte des Kultus und der Liturgie das katholische Bewußtsein abhanden gekommen sei, dürfte aus der Geschichte der Gottesdienstordnung nicht schwer zu erweisen sein. So z. B. wollte er das Austeilen des Weihwassers . . . abgestellt wissen; wollte abgestellt wissen die Norateämter, das Fest des heiligen Joseph; daß vor Privatmessen ein Glockenzeichen gegeben werde, die Palmenweihe und alle Segnungen der Kirche abgeschafft, keine neuen Reliquien in die Kirche aufgenommen“ werden. Der Hieb saß, zumal der protestantische Staatsrechtler Professor Mohl in seinem Württembergischen Staatsrecht (II, 487) geschrieben hatte: „Es ist natürlich nicht Sache der Staatsgewalt, den Gottesdienst einer Kirche zu ordnen, auch wenn er ihr minder zweckmäßig erscheint, und sie kann eine Verbesserung nur durch ihren Einfluß auf die betreffenden Kirchenbehörden bewirken.“

Der Bischof konnte keine einzige Kirchenstelle besetzen, weil alle der staatliche Katholische Kirchenrat vergab, soweit nicht Privatpatronate vorlagen. War da seine Forderung nicht mehr als berechtigt: „Meine Intention geht zunächst nur dahin, daß mir ein größerer Einfluß auf die Besetzung der Kirchenstellen überhaupt gestattet werde, daß ich nicht erst durch den Schwäbischen Merkur und das Regierungsblatt in Kenntnis gesetzt werde, wem eine Kir-

chen stelle übertragen werde"? War das nicht ein unerträglicher Zustand?

Nicht anders war es bei der Bestellung der Dekane. Hier mußte der Bischof den Vorwurf erheben: „Überall ist der amtliche Einfluß des Bischofs größer als in Württemberg. Nach dem gemeinen kanonischen Recht sollen die Dekane das Auge des Bischofs sein. Die Erfahrung lehrt aber, daß sie in Württemberg für den Königlichen Katholischen Kirchenrat beide, für das Ordinariat nur ein Auge haben.“ Wo blieb da die freie Leitung des Klerus durch den Bischof?

Bei der Schulfrage wies der Bischof auf den § 13 des Entwurfes einer Geschäftsabteilung hin, in welcher der Kirchenrat verlangt hatte: „Die Einführung neuer Katechismen und anderer Religionsbücher in den Volksschulen ist Sache der Oberschulbehörde, d. h. der Staatsbehörde.“ Mit vollem Recht warf hier der Bischof die Frage auf: „Wie kann man noch von einer Autonomie der Kirche sprechen, wenn die Staatsbehörde den Katechismus und die Schulbücher einführt und Verfügungen in Dingen trifft, die nicht zu den gemischten, sondern zu den rein kirchlichen gehören! Darf man sich da noch wundern, daß, wie in neuerer Zeit geschehen ist, das Oberamt einen alten, durch hundertjährigen Gebrauch ehrwürdigen Katechismus den Kindern in der Schule wegnehmen läßt, ohne vorher das Ordinariat im geringsten in Kenntnis gesetzt zu haben?“

So ging es fort in der Motion, die schonungslos die Übergriffe des Kirchenrates aufdeckte. Jetzt versteht man die Klage des Bischofs: „Der Kirchenrat hat ohne alle und jede Kommunikation mit dem Generalvikariat Ellwangen und Rottenburg und dem jetzigen Ordinariat die inneren Verhältnisse der katholischen Kirche so vollkommen geordnet, daß die genannten Stellen auch nicht einen Erlaß gegeben haben, der nicht einem früheren gleichartigen des Kirchenrates entnommen ist.“ Das Wort sagt alles, wie die Dinge tatsächlich in Württemberg lagen. Jetzt wird es erst recht verständlich, wenn Bischof von Keller einmal in seiner Motion die starke Redewendung gebrauchte: „wo die Bischöfe keine bloßen Schattenbischöfe sind, ... wo man sie nicht bloß zu Salbern, wie den Landesbischof von Württemberg, machen will“. Wer kann da, wenn er ehrlich und offen ist, bestreiten, daß die Motion des Bischofs von Keller vollkommen begründet war?

Der Minister von Schlayer machte am 15. März 1842 den vergeblichen Versuch, der Motion des Bischofs ihre Wirkung zu nehmen. Er verteidigte, er lobte, er entschuldigte den Kirchenrat mit seinem Eingreifen in das innerkirchliche Gebiet. Er rief voll Eifer aus: „Wer die Zustände unseres

Landes seit den letzten Jahren auch nur im allgemeinen kennt, wird es schon voraus nicht für wahrscheinlich halten, er wird es voraus beinahe für eine moralische Unmöglichkeit halten, daß die Beschwerde begründet sei.“ Da ihm das erdrückende Beweismaterial der bischöflichen Nachmotion sehr unangenehm war, so suchte er darüber hinwegzuschlüpfen dadurch, daß er die kecke, den Bischof herabsetzende Behauptung aufstellte, „daß jener Nachtrag zur Motion nicht vom Herrn Bischof selbst, wenigstens größtenteils nicht verfaßt worden ist; ich erkenne sogar in dem Opusculum selbst den Beweis dafür und glaube, daß es dem Werke angesehen wird, daß es ein Werk verschiedener Federn ist, und eben deshalb die Ausstellungen, die ich soeben dagegen gemacht habe, nur einige kampf- und streitlustige, ohne Zweifel noch jugendliche Autoren treffen“.

Drei mutige Verteidiger seiner Motion fand der Bischof im Landtag: den neuen Abgeordneten für Ellwangen, H e f e l e, dann den alten Vorkämpfer für die katholischen Interessen, den F r e i h e r r n v o n H o r n s t e i n, und den katholischen Regierungsdirektor v o n R u m m e l. Unter ihnen setzte besonders Hefele, der nachmalige Bischof, dem Minister von Schlayer in mehreren ausgezeichneten Reden sehr zu. Er hielt demselben gleich bei der Frage des Gottesdienstes nicht weniger als 21 Erlasse des Kirchenrates entgegen, in denen diese Staatsbehörde viel zu weit gegangen war. Er brachte den Minister in sichtliche Verlegenheit, so daß der letztere den Kirchenrat so ziemlich fallen lassen mußte.

Die denkbar schlechteste Rolle spielte dagegen der Mann, der kraft seiner Stellung und seines Amtes dem Bischof am nächsten stand und daher vor allen andern berufen war, sein brillanter Verteidiger zu sein. Es war der D o m d e k a n J a u m a n n. Statt seinem Bischof zu helfen, fiel er demselben in den Rücken und kämpfte gegen ihn, für die Regierung. War er ja, wie schon erwähnt, der eigentliche Vater der Verordnung vom 30. Januar 1830, die das Entzücken aller Josephiner bildete und gegen die sich die bischöfliche Motion richtete. So mußte er sich natürlich zum Verteidiger der Regierung aufwerfen, wollte er nicht seine eigenen Grundsätze verleugnen. Um seine mehr als schmählige Haltung zu bemänteln, verstieg er sich zu dem häßlichen Satz, „daß die Kirche oft in den Kreis des Staates übergegriffen hat, und wohl ebensooft auch der Staat in die Sphäre der Kirche“, ein Satz, der sofort einen entschiedenen Protest des Bischofs hervorrief, „weil der katholischen Landeskirche in Württemberg von Württemberg gewiß nicht dieser Vorwurf gemacht werden kann“. Statt der Motion zum Siege zu verhelfen, schämte sich Domdekan Jaumann nicht, einen Antrag einzubringen, welcher der Regierung das volle Vertrauen aussprach. Von diesem Antrag sagte ein Laie

im Landtag, der Abgeordnete Keller, daß „er gleichsam eine Einladung an die Kammer enthält, der bischöflichen Motion zur Leiche zu gehen und in einem Altenschränke sie zu Grabe zu legen“. In ähnlicher Weise verwehrte sich der Bischof selbst gegen den Antrag Jaumann, weil sich „derselbe lediglich darauf zu beschränken scheint, die Motion niederzuschlagen“.

Das schließliche Resultat der Landtagsverhandlungen war die Abstimmung über den Antrag Jaumann. Der Antrag wurde am 15. März 1842 mit 80 gegen 6 Stimmen angenommen. Damit war die Motion des Bischofs abgelehnt. Nur Freiherr von Sturmfeeder, Freiherr von Hornstein, von Rummel, Freiherr von Ulm und Professor Hefele hatten treu und fest beim Bischof ausgehalten.

Müde und geschlagen, aufs tiefste verletzt von der Treulosigkeit seines Domdekans kehrte der Bischof in die Osterferien nach Rottenburg zurück. Aber der Kampf war nicht umsonst gewesen. Mochte der Bischof auch die Gunst der Regierung verloren haben, so hatte er dafür die Liebe des Volkes und der Geistlichkeit gewonnen. Ein ungeahnter Jubel ob der mutigen Tat des Bischofs ging durch das katholische Württemberg. Der Bann, der bisher wie ein schwerer Druck auf dem Volk gelegen, war gebrochen. Das gläubige katholische Volk war aufgewacht. Der Oberjustizrat Wilhelm Wiest in Tübingen, der zu den fähigsten Köpfen unter den entschiedenen Katholiken zählte, hat in seinen anonym erschienenen, weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus Aufsehen erregenden „Zensuren“ (1842, 115) die Volksstimmung richtig beurteilt, wenn er schrieb: „Die Motion des Bischofs wurde mit allgemeinem Jubel begrüßt. Jeder unabhängige und nüchterne Katholik, welcher es mit seiner Kirche ehrlich meint und die bestehenden Verhältnisse richtig zu würdigen weiß, freute sich darüber, daß der Bischof wenigstens noch am Abend seines Lebens als mutiger und standhafter Verfechter seiner Rechte in die Schranken trat. Zugleich konnte an dem Volke nicht unbemerkt und eindrucklos vorübergehen, daß diejenigen Geistlichen, welche sich durch religiösen Sinn, Solidität des Privatlebens und Gelehrsamkeit auszeichnen, sich fast ohne Ausnahme auf die Seite des Bischofs stellten.“ Deshalb wurde schon in den Monaten, während die Motion im Landtag spielte, eine sehr große Anzahl von katholischen Eingaben an die Volksvertretung zur Unterstützung des bischöflichen Standpunktes eingereicht. Diese hoch erfreuliche Tatsache mag schon damals für den hochwürdigsten Herrn eine große Beruhigung gewesen sein. Die treue, sichtliche Liebe von Klerus und Volk, das ihm alles verzieh, was er an Schwäche und Nachgiebigkeit gegenüber der Staatsbehörde früher gelehrt, war ihm gewiß erst recht ein großer Trost nach seiner Heimkehr in die Bischofsstadt.

Eine Genugthuung war für den Bischof auch die entschiedene, durch und durch katholische Haltung der Mehrheit in der Ersten Kammer. Der Erbgraf von Waldburg-Zeil lieferte einen glänzenden Rechenschaftsbericht. Er ging darin die einzelnen Forderungen des Bischofs der Reihe nach durch und wies schlagend deren Berechtigung nach. Er lieferte den Beweis, „daß die Klage des hochwürdigsten Bischofs über Verletzung der kirchlichen Autonomie ebenso begründet erscheint, als seine Bitte, die Stände möchten ihre Wirksamkeit zur Erfüllung der §§ 71 und 78 der Verfassung eintreten lassen“.

Am meisten Freude bereitete aber wohl dem Bischof ein Schreiben des Heiligen Vaters, dem der erstere am 20. Februar und am 6. März 1842 Mitteilung vom Stand der Dinge gemacht hatte. Das päpstliche Breve ist datiert vom 25. Juni 1842. Darin gibt Papst Gregor XVI. seiner Freude über die Umwandlung des Bischofs Ausdruck. Er schreibt wörtlich: „Wir können nicht verhehlen, ehrwürdiger Bruder, daß Deine Diözese uns ganz besonders ängstigte, weil Du selbst beschuldigt wurdest, daß Du mehrfach Unrechtes getan oder die von andern auf das Recht der Kirche gemachten Anschläge durch Dein Stillschweigen und Zusehen gebilligt habest. Aber gepriesen sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Uns nun getröstet hat in Deinem besagten Schreiben, wodurch Wir sicher erfahren haben, daß Du tiefen Schmerz empfindest über das Verhalten, das Du vermöge eines übel beratenen Strebens nach einem falschen Frieden beobachtet hattest, und sonach alles das mißbilligst und widerrufst, was Du gegen die Rechte der Kirche und die heiligen Satzungen getan oder durch Nachsicht und Stillschweigen gebilligt hast, und daß Du nun durchaus entschlossen bist, Dich durch keine irgendwie drohende Gefahr abschrecken zu lassen, daß Du die so schweren Pflichten des bischöflichen Amtes mit Gottes Gnade und in Unterwürfigkeit unter den Heiligen Stuhl nicht standhaft erfüllst.“

Weiterhin gibt der Heilige Vater dem Bischof Verhaltensmaßregeln für die Zukunft, um dann auf den Katholischen Kirchenrat zu sprechen zu kommen. Von ihm sagt der Papst: „In der That sind die Gegenstände, in welchen der Königliche Rat, den man Katholischen Kirchenrat nennt, sich im Namen der nichtkatholischen Regierung eine Obergewalt zueignet, so zahlreich und von solcher Wichtigkeit, daß der Kirche kaum mehr etwas im Bereiche des Heiligtums übrig bleibt, um darüber frei nach ihrem Recht zu verfügen. So ist es doch gewiß nicht zweifelhaft, daß die heiligen Gebräuche des katholischen Gottesdienstes, die Visitationen der Diözese, die Aufsicht über den Klerus, die Vergabung der Pfründen, besonders

aber der Pfarreien, die Auswahl der Zöglinge, welche die geistlichen Weihen empfangen sollen, und ihre Ausbildung und Erziehung in der gesunden Lehre und bewährten Tugend, die Katechismen und übrigen Lehrbücher, die Verkündigung des Wortes Gottes und die religiöse Erziehung zu den vorzüglichsten Rechten der Kirche gehören. Und doch ist keines dieser Rechte von der Einmischung des Königl. Rates freigeblichen. Währenddessen werden die Katholiken gehindert, in Religionsachen mit dem Heiligen Stuhl Petri zu verkehren, und mit höchst ungerechten Strafen die Priester belegt, welche in Dingen, die den heiligen Gottesdienst, ja sogar unmittelbar die Lehre der Kirche betreffen, der Kirche mehr gehorchen als der weltlichen Gewalt.“

Das päpstliche Breve, das dem Bischof in seinem Vorgehen gegen den Katholischen Kirchenrat recht gab, war der Regierung äußerst unangenehm. Als es der Bischof ihr vorlegte mit der Bitte, dasselbe zur Orientierung der Diözesanen veröffentlichen zu dürfen, verbot es die Staatsbehörde. Dafür erhielt der Bischof ein Schreiben des Ministers von Schlager am 22. September 1842, das sich durch grobe Taktlosigkeit kennzeichnet. In dem Brief verargt es der Minister dem Bischof sehr, daß er, „anstatt an die höheren Staatsbehörden sich zu wenden“, sich bestrebe, „eine Einmischung des Päpstlichen Stuhles in die inneren Angelegenheiten der katholischen Landeskirche herbeizuführen“. Er tadelt ihn, weil er sogar die Absicht hege, „hinsichtlich der gemischten Ehen die Einmischung der römischen Kurie gegen die Staatsgesetze herbeizuführen“. Er spricht ihm wegen seiner „überall überflüssigen Anfrage“ in Rom das Allerhöchste Mißfallen des Königs aus. Dann fügt er an: „Durch dieses Benehmen haben Eure Bischöflichen Hochwürden, ganz abgesehen von dem nachtheiligen Lichte, welches dasselbe auf Ihren Charakter werfen muß, die Rücksichten, welche Sie Seiner Majestät und den Staatsgesetzen schuldig sind, in hohem Grade hintangesezt, und es hat dasselbe das gerechteste Mißfallen Seiner Königl. Majestät um so mehr erregt, je auffallender es ist, wenn gleichwohl Euer Hochwürden in der Eingabe vom 6. vorigen Monats die Vorlegung des päpstlichen Schreibens, welches gerade Ihre verkehrte Handlungsweise an den Tag bringt, als einen Beweis unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit an die Höchste Person Seiner Königl. Majestät bezeichnen mögen.“ Es wird der Bischof bei seiner „geschworenen Untertanenpflicht“ angewiesen, „jede Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens und der darin enthaltenen Grundsätze zu unterlassen“, und besonders wegen der gemischten Ehe sich mit der Regierung zu verständigen, da diese die Hoff-

nung habe, „künftig nicht unausweichlich zur Anwendung der Strenge des Gesetzes genötigt zu werden“. Der Brief schließt mit dem Sage: „Dieses ist es, was Seine Königliche Majestät auf das Schreiben vom 6. vorigen Monats mir zu erwidern befohlen haben. Indem ich mich des erhaltenen Höchsten Auftrages hiermit entledige, kann ich nicht umhin, in Ihrem Interesse beizufügen, daß Euer Bischöflichen Hochwürden nicht ferner auf einem Wege fortzuschreiten mögen, auf welchem Sie wahrscheinlich von Ihren Freunden vorgehoben werden.“

Das ministerliche Schreiben zeigt, wie ein württembergischer Minister ohne Anstand glaubte den Landesbischof abkanzeln zu dürfen.

Bald traf noch ein zweites päpstliches Schreiben vom 24. Oktober 1842 beim Bischof ein. Es war die Antwort auf eine bischöfliche Mitteilung vom 6. August, in der der Bischof dem Papste die Verhandlungen in der Abgeordnetenversammlung über die Motion zugesandt hatte. Der Heilige Vater gibt darin seiner Freude Ausdruck, daß die kirchlichen Angelegenheiten in Württemberg in einen besseren Zustand kommen und die Kirche zur vollen Freiheit zurückgebracht werden sollte. Er knüpft daran das nur zu wahre Wort: „Wir mögen auf die erfolgreiche Verwaltung des Hirtenamtes oder auf die sichere Wahrung der heiligen Rechte der kirchlichen Gewalt hinsehen, so ruht der weitaus kräftigste Schutz und Schirm für dieselben auf der völligen und unwandelbaren Eintracht der Bischöfe mit dem obersten Stuhle Petri, in welchem der Kirche von Christo dem Herrn der feste Grund gelegt worden ist, damit sie weder durch einen Gewaltsangriff noch durch einen listigen Anschlag der Gegner gestürzt werden könne.“ Wie manchmal mag der Bischof dieses Wort mit Nachdenken gelesen haben! Wie klar mag er nach dem Kampf um seine Motion im Landtag, in dem ihn die Regierung und fast alle bisherigen Freunde verließen und sich von ihm abwendeten, die tiefe und volle Wahrheit der päpstlichen Mahnung erkannt haben! Wie sehr mag er es bereut haben, das Wort in der Vergangenheit so wenig sich zur Richtschnur genommen zu haben!

Am 19. April 1842 ließ die Regierung dem Bischof eröffnen, „daß eine gemeinschaftliche Kommission, aus Regierungsbeamten und Delegierten des Ordinariats bestehend, die Bestimmung erhalten habe, eine Ausgleichung der obschwebenden Differenzen herbeizuführen, von welchem ein gedeihlicher Erfolg zu erwarten sei, wenn die Verhandlungen von dem Geiste der Versöhnung und Vermittlung geleitet würden — und daß dem Bischöflichen Ordinariate in dieser Gemäßheit die weiter erforderlichen Schritte anheimgegeben werden“.

Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Sie führten zu keinem Er-

gebnis, weil der Bischof keine gemischte Kommission aus Domherren und Staatsbeamten wollte. Er forderte sein Domkapitel auf, eine umfassende Fixierung der Rechte und der Selbstverwaltung der Kirche unter Zugrundelegung seiner Motion und Nachmotion zu entwerfen.

Mit der Ausarbeitung wurde der Domdekan von Jaumann beauftragt. Aber sein Entwurf fiel entsprechend seinem Verhalten im Landtag aus. Er gab die Rechte der Kirche meist preis. So verwarf der Bischof den Entwurf. Jetzt arbeitete der Bischof selbst dafür einen solchen aus. Doch dieser fand keine Gnade in den Augen des Domkapitels und keine Annahme, weil er zu kirchlich war. Zuletzt legte der Bischof nach langen Verhandlungen den Domherren ein Ultimatum vor, das mit Ausnahme von zwei Punkten deren Zustimmung erhielt. Die Domkapitulare wollten besonders eine andere, neue Trauungsformel für gemischte Ehen. Der Bischof übergab, da eine Einigung nicht erzielt wurde, am 12. Juli 1843 seine Wünsche für sich der Regierung, während das Domkapitel eine eigene Eingabe an die Regierung machte und dabei die Trauungsformel für gemischte Ehen ganz im Sinne der Regierung und nicht der Kirche bestimmt haben wollte. Die Regierung antwortete dem Bischof am 18. Juli 1843 angesichts der Unterstützung durch das Domkapitel wieder ganz im Sinne des hier erwähnten letzten Schreibens des Ministers von Schlager. Es wurde dem Bischof neuerdings unter dem Hinweis auf die §§ 4 und 5 der Landesherrlichen Verordnung vom 30. Januar 1830 eingeschärft, sich jeder Veröffentlichung der päpstlichen Breven und ebenso jeder neuen Verfügung bezüglich der gemischten Ehen zu enthalten.

Dafür erhielten die unkirchlichen Domherren vom Apostolischen Stuhle die verdiente Zurückweisung. Am 4. Dezember 1843 richtete Papst Gregor XVI. ein neues Breve an den Bischof von Keller. Darin spricht er sich über das Verhalten des Domkapitels folgendermaßen aus:

„Weit härter hat es Uns betroffen, daß Deine Kapitularen gegen den offenbaren Inhalt der Kirchenstatuten und gegen die ihnen wohlbekannten Erklärungen des Heiligen Stuhles sich erköhnt haben, für gedachte Verheirathungen eine gewisse neue und minder feierliche Form von Gebeten und kirchlichen Gebräuchen zusammenzusetzen, und überdies nicht im mindesten Bedenken getragen haben, auch in anderen Punkten die Sache der Kirche zu verraten und dem beizustimmen, was dort als gegen die Freiheit und Rechte der Kirche aufgetommen gilt.“

Für den Bischof selbst fügte der Heilige Vater noch die Worte an: „Im übrigen sind bei allen Dingen, die zur Ausübung des bischöflichen Amtes gehören, die einzige Regel, der Du folgen sollst, die heiligen Statuten und die jetzt geltende Verfassung der katholischen Kirche, zugleich mit den

Apostolischen Schreiben einmal von Pius VIII., das anfängt: *Provida solersque*, dann besonders von Leo XII., das beginnt: *Ad dominici gregis custodiam*. Was immer aber nach einem diesen Bestimmungen fremden Sinn, sei es in der Fundationsurkunde des Bistums Rottenburg oder in den Anhängen dazu, sei es in dem Erlaß von 1830 oder in irgendwelchen anderen Akten, immer ohne Beratung und Billigung, ja unter wiederholter Richtigkeitserklärung des Apostolischen Stuhles zum Gesetz gemacht worden ist, das kann gegen die Rechte der heiligsten Kirche kein Vorrecht bilden, noch auch Abbruch tun den feierlichen Verträgen zwischen dem Römischen Papste und den erhabenen Fürsten, durch welche Verträge die freie Ausübung eben jener Rechte nach den in den erwähnten Schreiben gezogenen Linien rechtmäßig gewährleistet worden ist.“

Die unerquidlichen Verhandlungen zwischen Bischof, Domkapitel und Staatsbehörde wurden bis zum Jahre 1844 fortgesetzt. Sie führten zu keinem befriedigenden Ergebnis. Die Regierung war nur zu kleinen, unbedeutenden Zugeständnissen geneigt. So erklärte sie sich z. B. bereit, dem Bischof das Ernennungsrecht für 15 (!) Pfarreien zuzugestehen. Der Bischof machte keinen Gebrauch davon. Er war damit nicht zufrieden.

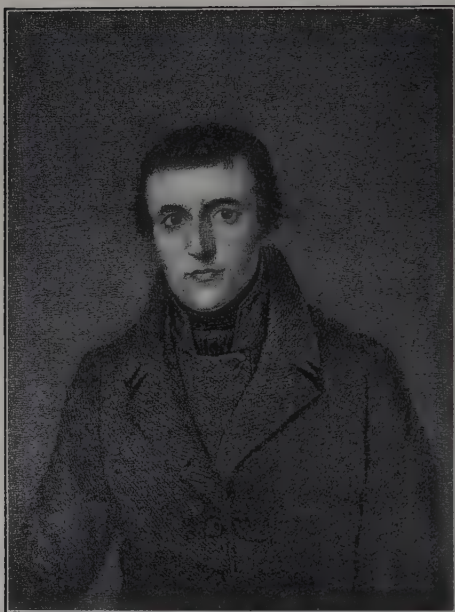
Aber die Fortsetzung des Kampfes mußte er seinem Nachfolger überlassen. Schon im Herbst 1843 befiel ihn eine schwere Krankheit, die für sein Leben fürchten ließ. Er genas davon wieder. Allein bei den tiefgehenden Differenzen mit dem eigenen Domkapitel ergriff ihn ein heftiges Seelenleiden. Innerer Kummer und Gram nagten an seiner Lebenskraft, und ein starkes Mißtrauen gegen alle erfüllte sein Herz. Tiefe Schwermut befiel ihn. Düstere Bilder umgaukelten seine Phantasie, daß er sich Tag und Nacht von Feinden umgeben und verfolgt sah. Trotz aller Abmahnungen begab er sich im Jahre 1845 noch zum Landtagsbeginn nach Stuttgart. Hier traf ihn ganz unerwartet das furchtbare Unglück, daß er plötzlich erblindete. Er begab sich ins Bad nach Mergentheim. Von dort ging er am 10. Juli 1845 nach Bartenstein, wo ihm der Fürst von Niederstetten eine freundliche Wohnung im dortigen Schloß angeboten hatte. Später nahm er seine Wohnung im Hause des Hofrats Dr. Köser, der ihn gern, um ihn zu zerstreuen, bei seinen Ausfahrten mitnahm. Auf einer solchen Ausfahrt erlitt der Bischof am 11. Oktober 1845 einen heftigen Schlaganfall. Der Anfall wiederholte sich. Am 17. Oktober 1845, morgens sechs Uhr, starb der Bischof, nachdem er die heiligen Sterbsakramente bei vollem Bewußtsein empfangen hatte. Seine Leiche wurde nach Rottenburg übergeführt. Sie durfte nicht im Dom, wo die Bischöfe gewöhnlich beigesetzt werden, ihre letzte Ruhestätte finden. Sie kam nach Sülchen auf den gewöhnlichen Gottesacker.

Mit Johann Baptist von Keller ist der erste Bischof der Diözese Rottenburg ins Grab gesunken. Er hat des Lebens Süßigkeit und Bitterkeit reichlich genossen. Er stieg gleich einem leuchtenden Meteor rasch zu den Stufen des bischöflichen Stuhles empor, beschienen von dem vollen Glanze der Regierungssonne. Aber auch der herbe, schwere Kreuzweg ward noch sein Anteil, als der Abend seines Lebens schon sich nahte. Der Bischof ging auch ihn voll Gottvertrauen und Ergebung, getröstet und gestärkt durch den Beistand der Gottesmutter, zu der er zeitlebens eine innige Verehrung pflegte. Seine Bischofszeit ist nicht ohne dunkle Schatten. Er war sehr lange dem Staatskirchentum zugetan. Aber das war nicht seine Schuld allein. Sehr viel Schuld trifft sein Domkapitel, das den Bischof, statt ihn zum Guten zu ermuntern und zu unterstützen, davon abhielt und ihm direkt widerstand, wenn er im Geiste der Kirche vorgehen wollte. Das schlimme Verhalten des Domdekans von Jaumann ist hier schon gestreift worden. Es sei nur noch auf das Wort eines anderen einflußreichen Domkapitulars, B a n o t t i, des früheren Abgeordneten, hingewiesen, weil dieses böse Wort der Bischof selbst zu seiner Entschuldigung in der Motion und Nachmotion zitierte. Das Wort lautet: der Katholische Kirchenrat sei als Staatsbehörde für den Zweck nützlich und notwendig, „um die Prätensionen der römischen Kurie zurückzuweisen“. Das eine Wort beleuchtet blickartig die gesamte Geistesrichtung im Domkapitel. Konnte bei solcher liberalisierender, unkirchlicher Einstellung des Domkapitels der Bischof einen Halt und eine Stütze an seinen Räten haben? Wie viel erklärt darum die Stellungnahme des Domkapitels auch im Verhalten des Bischofs! Doch was der Bischof in der Beziehung früher gefehlt, das hat er wieder gutgemacht durch seine Motion und seine fortane Standhaftigkeit. Sein bischöfliches Auftreten im Herbst 1841 war nicht vergeblich. Es hat die Katholiken des Landes vom Schlafe des Staatskirchentums aufgeweckt.

### 8. Kapitel

## Das Absterben des Josephinismus

Wie Bischof Keller am Ende seines Lebens sich vom Staatskirchentum abwandte, so war schon vorher eine entsprechende innere Umkehr auch in der Diözese erfolgt. Der Geist der Aufklärung und des Staatskirchentums, unter dessen Herrschaft das religiös-kirchliche Leben der Katholiken Württembergs jahrzehntelang geseufzt hatte, war im Erlöschen begriffen. Wie die bisherigen Darlegungen zeigten, hatte auch das Gebäude der katholischen Kirche Württembergs unter den Wogen der Aufklärung gelitten. Darüber muß noch einiges gesagt werden.



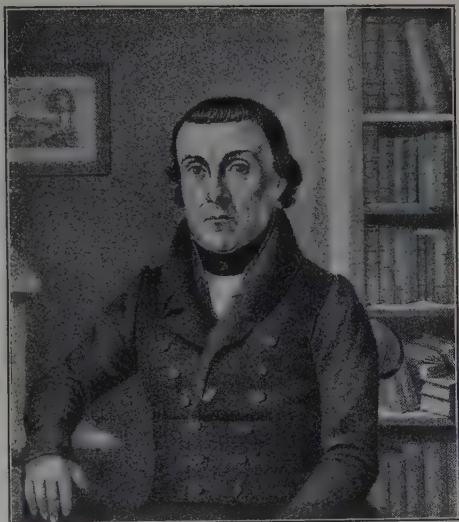
Joh. B. Möhler

Das anerkannte Haupt der reformkatholischen Richtung war der Bistumsverweiser von Konstanz, Ignaz von Wessenberg\*), der auf den Alerus ganz Süddeutschlands einen überragenden Einfluß ausübte. Die von dem Rottweiler Professor und späteren Pfarrer von Schörzingen B. A. Pflanz redigierten „Freimütigen Blätter für Theologie und Kirchentum“ (1830—1844) waren das Organ, welches, wie offen gesagt wurde, „das Licht der Aufklärung“ verbreiten und die Gegner des Liberalismus auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaften in Württemberg bekämpfen sollte. Zu den Hauptmitarbeitern zähl-

ten neben Wessenberg selbst u. a. auch Frid. Huber, der ein gelehriger Schüler der radikalen Aufklärungstheologie des schon erwähnten protestantisierenden Erbenediktiners B. M. Wertmeister war, wenn er auch in manchen Fragen nicht so weit sich verirrte wie sein Meister. Auf dem Wiener Kongreß war die Wessenbergische Idee, eine deutsche Nationalkirche mit einem Primas an der Spitze und weitmöglichster (jurisdiktioneller) Unabhängigkeit von Rom zu gründen, zu Grabe getragen worden. Auch war Wessenberg bei Befetzung der Bischofstühle der Oberrheinischen Kirchenprovinz mattgesetzt worden. Deshalb agitierte der Wessenbergianismus jetzt für die Abhaltung von Synoden. Auf diesen Synoden hofften die liberalen Katholiken ihre von den Irrlehren des Gallikanismus, des Febronianismus und der Aufklärung beeinflussten Bestrebungen auf dem Gebiete der Kirchenverfassung und des Kultus zu verwirklichen. Einmütig forderten sie, daß die römische Liturgie abgeschafft und die Bruderschaften, die Wallfahrten und der Zölibat aufgehoben würden. Der in den dreißiger Jahren ins Leben gerufene Anti-

\*) Nach ihm wurde die ganze Richtung Wessenbergianismus genannt.

zölibatverein war jedoch nur von kurzer Dauer. Auf dem Gebiete der Kirchenverfassung waren in ihren Reihen alle Schattierungen vertreten, vom gemäßigten Gallikanismus bis zum radikalen Febronianismus und Aufklärertum. Die Konzilien standen nach ihrer Theorie über dem Papst, die Synoden über dem Bischof. Der Papst sollte nur ehrenhalber als erster Bischof gelten, aber nicht wirkliche Regierungsgewalt besitzen. Viele leugneten die göttliche Einsetzung des Papsttums und verlangten auch eine Mitwirkung der Laien bei den Synoden und Konzilien. Werkmeister leugnete sogar die Unfehlbarkeit der Kirche. Die radikalen Aufklärer im katholischen Lager spielten selbst



Dr. J. S. v. Drey

mit dem Gedanken einer Lostrennung von Rom, um ihre Reformen verwirklichen zu können. Wessenberg und Pflanz lehnten das jedoch entschieden ab; sie wollten den Weg der Reform nicht verlassen. Der liberale Katholizismus wies alle möglichen Richtungen auf, ohne einheitliche Ziele. Seine staatskirchlichen Grundsätze sah er in der Verordnung vom 30. Januar 1830 verwirklicht, die Pflanz zum Gesetz erhoben wissen wollte, während die Gottesdienstordnung vom Jahre 1837, die der Staat und das „aufgeklärte Ordinariat“ zusammen geschaffen hatten und die in roher Weise in die Frömmigkeit des Volkes eingriff, seinem Ideal auf dem Gebiet des Kultus nahekam. Manchen Forderungen des Wessenbergianismus kann man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Vieles war morsch und faul geworden und war dringend der Reform bedürftig. Aber seine Forderungen gingen in vielem zu weit, und der Ton war entschieden zu schroff und der Sache nicht angemessen. Für die innerliche Erneuerung des Klerus hat der Wessenbergianismus nichts geleistet, unter seiner Herrschaft ließ der sittliche Zustand des Klerus zu wünschen übrig. Der Sinn für die Einheit der Kirche ging verloren, eine vollkommene Verwässerung der Gegensätze des Katholizismus und Protestantismus in der

Glaubenslehre war die Folge der Ideen der Aufklärung. Die katholische Kirche wurde unter dem Einfluß des Rationalismus in einen bloßen Verein verwandelt. Eine Wendung in dieser geistigen Haltung der Zeit konnte nur herbeigeführt werden durch eine Erneuerung des Klerus, eine *reformatio cleri*.

Der Kampf gegen den aufklärerischen Zeitgeist ging aus zunächst von dem Dreigestirn Sailer, Weber und dem Schwaben Zimmer. Die auf eine innerliche Erneuerung des Katholizismus hinielenden Bestrebungen des Sailer'schen Kreises, die die Grundwahrheiten des Christentums, aber ohne Preisgabe katholischer Lehren, in den Vordergrund stellten, drangen freilich in Württemberg nicht durch, da hier die kirchenpolitischen Kämpfe alles Interesse in Anspruch nahmen. Es waren nur einzelne, wie J. N. Bestlin, J. B. Hirscher, Chr. von Schmid, M. Wagner, M. Klingenmayer u. a., die im Geiste Sailer's wirkten. Erst die von Tübingen, von Joh. Ad. Möhler ausgehende, aber auch vom Geiste Sailer's beeinflusste Bewegung war berufen, die Herrschaft der Aufklärung und des Staatskirchentums zu brechen und die Erneuerung des Klerus anzubahnen\*). Schon in seiner 1825 erschienenen Schrift über die Einheit der Kirche hatte Möhler, an dem als Kind seiner Zeit die Aufklärung auch nicht spurlos vorübergegangen war, die in Vergessenheit geratene Idee der Einheit der katholischen Kirche dem von den Ideen eines Wessenberg und Pflanz erfüllten Klerus wieder vor Augen geführt. Einen Markstein in der Geschichte der katholischen Kirche und Theologie bildet seine im Jahre 1832 erschienene „Symbolik“, die eine gewaltige Wirkung auf Freund und Feind ausübte. Die „Symbolik“, die zum Fanale der katholischen Bewegung wurde, hob die katholischen Lehren scharf hervor und machte den protestantisierenden Bestrebungen ein Ende. Die Kirche wurde nicht mehr als ein bloßer Verein betrachtet, zu dem sie Werkmeister gestempelt hatte, sondern als der in alle Ewigkeit fortwirkende Christus. Möhler, einer der geistesgewaltigsten Theologen des 19. Jahrhunderts, hat durch die „Symbolik“ dem Katholizismus wieder eine achtungsgebietende Stellung im Reiche der Wissenschaft erobert und durch sie auf die Kämpfe um die Freiheit der Kirche in entschiedenem, katholischem Sinne befruchtend eingewirkt. Ohne die Symbolik Möhler's und den durch ihren Einfluß hauptsächlich im jungen Klerus geschaffenen Rückhalt

\*) Die junge theologische Fakultät in Tübingen entfaltete bald eine in ganz Deutschland beachtete wissenschaftliche Tätigkeit. Ihr Organ war die *Tübinger Quartalschrift*, die im Jahre 1819 gegründet wurde. Ihre Eigenart in der theologischen Forschung errang ihr den Namen der Tübinger Schule, deren geistiges Haupt Professor Drey war. Er wie Möhler suchten sich immer mehr von den Nachwehen des Rationalismus zu befreien.

wäre wohl die Motion des Bischofs im Jahre 1841 unmöglich gewesen. Eine weitere Stärkung des wiedererwachenden katholischen Bewußtseins hatte das Kölner Ereignis von 1837 zur Folge. Wertvolle Aufbauarbeit wurde auch durch die im Jahre 1819 begründete Tübinger Theologische Quartalschrift geleistet, die in ganz Deutschland großes Ansehen genoß. Der Wessenbergianismus verlor immer mehr an Boden. Ein schwerer Verlust war für ihn der Tod Hubers im Jahre 1841, ein noch schwererer der drei Jahre später erfolgte Tod von Pflanz, dem letzten streitbaren Kämpfer einer dem Untergang geweihten Zeit. In dumpfer Resignation verließ der Wessenbergianismus das Schlachtfeld. Die wenigen radikalen Überreste in Württemberg retteten sich in den Schoß der deutsch-katholischen Vernunftkirche. Mit Recht konnte daher Hefele im Jahre 1846 ausrufen: „Jetzt preisen wir uns glücklich, daß diese Zeiten vorüber sind und nur noch wenige unserer Theologen in den Fesseln des geistesarmen, kalten und flachen Rationalismus gefangen sitzen, ohne Einfluß auf ihre Zeit zu gewinnen.“ Das Licht der Aufklärung in der Diözese Rottenburg war erloschen, die Morgenröthe der Geisteswende kündete eine neue Zeit an!

## 1845—1848

Nach dem Ableben des Bischofs Johann Baptist von Keller wählte das Domkapitel Domdekan von Jaumann zum Kapitelsvikar. Der Bischofskandidat Jaumanns und der Regierung war Domkapitular Ströbele, welcher dann auch am 8. Januar 1846 unter Assistenzen des königlichen Kommissars, Kirchenratsdirektor Freiherr von Linden, zum Oberhirten der Diözese gewählt wurde. Papst Gregor XVI. aber verwarf die Wahl, theils wegen der unkirchlichen Gesinnung des Gewählten, theils wegen der unkanonischen Form der Wahl. Unterdessen starb Gregor XVI. Sein Nachfolger, Pius IX., beharrte auf der Verwerfung; doch erlaubte er dem Domkapitel die Bornahme einer neuen Wahl. Sie fiel auf Stadtpfarrer Joseph Zipp in Ehingen. Dieser erklärte sich aber zur Annahme der Wahl erst bereit, als ihm offiziell die Erklärung gegeben worden war, die Regierung „sei ernstlich darauf bedacht und entschlossen, das Billige und Notwendige einzuräumen“. Die Konsekration des Gewählten erfolgte dann am 12. März 1848 in Freiburg, die Inthronisation am 19. März 1848.



Bischof Joseph von Lipp



# Bischof Joseph von Lipp

## Die Zeit des kirchenpolitischen Kampfes

### 1. Kapitel

#### Die achtundvierziger Jahre

Als Joseph Lipp am 19. März 1848 den bischöflichen Stuhl von Rottenburg bestieg, war Württemberg wie ganz Deutschland in wilder Gärung begriffen. Der Sturmwind, der aus Frankreich herüberkam (Februarrevolution), fegte das Ministerium Schlayer wie die dürrn Blätter eines Baumes mühelos hinweg, ja in kurzem lag ein ganzes Regierungssystem (Polizeistaat) wie ein entwurzelter Baum am Boden. König Wilhelm I. stellte die Führer der bisherigen Opposition an die Spitze der Regierung, welche Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Entlastung des Grundeigentums und Weiterentwicklung der Verfassung gewährte und versprach. Eine neue Zeitung um die andere erschien, überall wurden Vereine für die verschiedensten Zwecke gebildet, Versammlungen gehalten, Diskussionsabende veranstaltet, Weltverbesserungspläne entworfen und für ein freies und einiges Deutschland geschwärmt. Es war ein wahrhaft frühlingshaftes Keimen und Sprossen nach langem Winter; ein politischer Föhn schien durch das Land zu wehen und die Entwicklung in rasendem Tempo vorwärtzutreiben.

Für die Freiheit der katholischen Kirche eröffneten sich jetzt ganz neue Ausblicke, und Bischof Lipp, der sein hohes Amt nur nach langem Zögern angenommen hatte, konnte jetzt auf eine einigermaßen freie kirchliche Wirksamkeit hoffen\*). Und das war durch den Wan-

---

\*) Joseph Lipp war geboren am 24. März 1795 zu Holzhausen, Gemeinde Scheggingen, studierte in Ellwangen und Tübingen, wurde 1824 Oberpräzeptor in Gmünd, 1825 Professor und Konviktsvorsteher in Ehingen, 1833 Rektor des dortigen Gymnasiums und 1845 Stadtpfarrer und Dekan daselbst mit dem Titel Kirchenrat. Am 14. Juni 1847 wurde er zum Bischof von Rottenburg gewählt, am 12. März 1848 in Freiburg konsekriert und am 19. März in Rottenburg inthronisiert.

del der Zeiten doppelt notwendig geworden. Die Bewegung der achtundvierziger Jahre, welche wie jede Revolution von einer antireligiösen und antikirchlichen Unterströmung begleitet war, ließ in einen wahren Abgrund von Unglauben und Unmoralität schauen, und während man bisher vielfach unter dem starken Staatsregiment das Christentum wohlbehütet wähnte, zeigte sich jetzt, daß vieles, was wie Christentum und Frömmigkeit ausgesehen hatte, bloße Außerlichkeit und Gewohnheitsfache gewesen war. Die staatlichen Dämme waren zerrissen, schmutzige Fluten wälzten sich über das Land. Das Schimpfen über die „Pfaffen“ galt als Zeichen echten Demokratentums, und der Haß gegen den Polizeistaat entlud sich gegen die bisher von ihm beherrschte Kirche. Was sollte Bischof Lipp angesichts dieser Sachlage tun? Sollte er sofort die Schwäche der Regierungsgewalt ausnützen, um seine Rechte zurückzufordern, und den Freiheitswogen der Zeit seine Sache anvertrauen? Oder sollte er Hand in Hand mit der Regierung der beiderseitigen Gefahr entgegentreten und nachher ihr die Rechnung präsentieren? Bischof Lipp tat keines von beiden und ließ sich durch die günstigen Ausichten vorerst nicht aus seiner Zurückhaltung herauslocken.

Die Gründe dafür lagen in seiner Person und in den Umständen. Bischof Lipp war ein Kursgenosse und Geistesverwandter Johann Adam Möhlers und blieb mit ihm in warmherziger Freundschaft bis zu dessen allzufrühem Tod (gestorben 1838) verbunden. Er war eine tiefreligiöse und durchaus friedlich gesinnte Natur, eine Johannesseele, die durchaus Gott geben wollte, was Gottes ist, aber auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Zeitlebens nie ganz der Seelsorge enthoben, hatte er in den letzten Jahren auf sein Lehramt als Gymnasialprofessor verzichtet und sich wieder ganz der Seelsorge zugewandt. Zum Bischof von Rottenburg bestellt, betrachtete er nunmehr die Diözese als seine große Pfarrei, der er, fern von Herrschergeiste und Herrscherprunk, ein guter Hirte sein wollte und in deren Dienst er in apostolischer Einfachheit und in geräuschlosem Eifer seine Kräfte aufzehrte. Die in der Seelsorge gesammelten Erfahrungen und die schwierigen Konfessionsverhältnisse des zu zwei Drittel protestantischen Landes hatten ihn gelehrt, vor weittragenderen Schritten erst behutsam das Terrain zu sondieren und das erreichbare Gute dem unerreichbaren Besseren vorzuziehen. Wie selbstlos er persönlich war und wie sehr er sich nur nach den Bedürfnissen der Diözese richtete, das zeigte sich vor allem darin, daß er bereits im Oktober 1848 den Mann ins Domkapitel berief, der gleich ihm vom Heiligen Stuhl dem Domkapitel zum Bischof vorgeschlagen war und der nach ihm die meiste Aussicht hatte, Bischof zu wer-

den, Oberkirchenrat Dr. Schler\*). Auf diesen hatte vor allem der junge schwäbische Klerus seit Jahren seine Hoffnung gesetzt; er hatte in der gewiß nicht schlechten Schule des Katholischen Kirchenrates sich in das Staatsrecht und Kirchenrecht eingearbeitet und war durch seine Geschäftsgewandtheit und seine rasche Auffassungsgabe zwei Jahrzehnte die rechte Hand seines Bischofs. Beide Männer aber (Schler war Berichterstatter für die kirchenpolitischen Fragen) geizten nicht nach persönlichem Ruhm oder nach politischen Triumphen, sondern ihr oberstes Gesetz war die *salus animarum* (das Heil der Seelen), und ihr erstes und im Augenblick dringlichstes Ziel die Erringung der zur Erhaltung und Förderung des religiösen Lebens in der Diözese erforderlichen Freiheit.

Sodann hatte das Jahr 1848 den Brennpunkt des politischen Lebens von Stuttgart nach Frankfurt verschoben. In der Frankfurter Nationalversammlung, welche ein einiges und freies Deutschland schaffen wollte, und welche sich über die Landesfürsten und Landesregierungen gestellt hatte, sollte auch über das Verhältnis von Kirche und Staat in Württemberg entschieden werden. Allein die Linke machte in Frankfurt aus ihrer Abneigung gegen Christentum und Kirche keinen Hehl, und auch die Liberalen, die über die Mehrheit der Sitze verfügten, hatten für das altgläubige Christentum wenig übrig. Das zeigten die Anträge auf Trennung von Kirche und Staat, auf Trennung von Kirche und Schule, auf Einführung der obligatorischen Zivilehe usw. Darum kamen auch die deutschen Bischöfe im Oktober des gleichen Jahres in Würzburg zusammen, um in mehrwöchigen Beratungen Stellung zu den Zeitfragen zu nehmen und sich selbst auf ein einheitliches Vorgehen zu einigen. Bischof Eipp, der von Dekan Longner von Amrichshausen (seit 1856 Domkapitular) begleitet war, wurde als Vertreter der Oberrheinischen Kirchenprovinz zum dritten Vorsitzenden gewählt und brachte auf der Tagung auch die württembergischen Verhältnisse zur Sprache. Ein Schreiben an den Heiligen Vater, Rundgebungen an Klerus und Volk und eine Denkschrift an die Regierungen unterrichteten die Öffentlichkeit über das Ergebnis der Beratungen, konnten aber an dem Ausfall der Frankfurter Beschlüsse nichts ändern. Im Dezember 1848 wurden von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. die sogenannten Grundrechte verkündet,

\*) Anton Schler war geboren am 9. Januar 1810 in Weilderstadt, wurde 1838 Repetent in Tübingen, 1839 Professor am Lyzeum in Ravensburg, 1842 Professor am Gymnasium in Rottweil, 1845 Mitglied des Katholischen Kirchenrates in Stuttgart, am 17. Oktober 1848 Domkapitular in Rottenburg, stand mit Freiherrn von Ketteler und Domkapitular Förster (Breslau) auf der Liste der Kandidaten für den Mainzer Bischofsstuhl, wurde 1852 Generalvikar, 1866 Domdekan, 1869 Kapitularvikar und starb 1879.

nach denen jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und verwalten sollte. Diese Grundrechte sollten den Verfassungen der Einzelstaaten als Richtschnur dienen und sollten nicht abgeändert werden dürfen. Aber damit war die Lösung der Kirchenfrage noch schwieriger geworden; denn nun sollten zuerst Verfassungsänderungen vorgenommen werden, und bis dies geschah, konnte noch eine lange Zeit vergehen.

Die württembergische Regierung machte auch den Versuch zu einer Verfassungsrevision. Sie legte nacheinander der Kammer der Abgeordneten nicht weniger als sechs Verfassungsentwürfe vor, die zum Teil in Fühlung mit dem Bischöflichen Ordinariat ausgearbeitet worden waren und da und dort seinen Wünschen Rechnung getragen hatten. Aber sie scheiterten an dem Starrsinn der Demokraten, die in der Kammer die Mehrheit hatten. Als dann vollends durch Beschluß des Deutschen Bundes die Grundrechte ihre Gültigkeit verloren hatten, wurde in Württemberg im April 1852 die alte Verfassung vom Jahre 1819 wieder in Kraft gesetzt — sicher ein schwerer Schlag auch für die kirchliche Sache! Wiederholt hatte Bischof Lipp seine Forderungen beim Kultministerium eingereicht und auch Einfluß auf die Wahlen zu gewinnen gesucht, aber alle diese Bemühungen schienen nun im Sande verlaufen zu wollen.

### **Außerer und innerer Aufschwung.**

Bisher hatte es den Katholiken in Württemberg an einer näheren Verbindung unter sich gefehlt, aber nach der Verkündung der Vereinsfreiheit waren die Hindernisse für die Gründung katholischer Organisationen gefallen. Es entstanden im Lande, und zwar zuerst in Ellwangen, die Piusvereine, die zunächst kirchenpolitische Zwecke verfolgten und ein eigenes kirchenpolitisches Programm aufstellten, aber auch auf anderen Gebieten des kirchlichen Lebens, z. B. dem der Caritas, sich betätigen wollten. Zur Zentrale wurde der Rottener Verein bestimmt und Regens Maff zum Landesvorsitzenden gewählt; mit den außerwürttembergischen, ähnlich gerichteten Organisationen suchte man durch Besuch der Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands in Fühlung zu bleiben. Die Zahl der Piusvereine in der Diözese erreichte nach und nach ein halbes Hundert. Die Unterschriftensammlung für die Eingabe, die der Mainzer Piusverein an die Frankfurter Nationalversammlung machen wollte, erzielte im Land einen schönen Erfolg; auch gegen das Weiterbestehen des Katholischen Kirchenrates liefen auf die Aufforderung der Zentrale hin zahlreiche Proteste ein; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß sonst die Erfolge sich in recht bescheidenem Rahmen

hielten. Der Anstoß zur Gründung kam eben von außen, und ein Bedürfnis darnach scheint in weiten Kreisen des katholischen schwäbischen Volkes selbst nicht empfunden worden zu sein. Besonders das demokratisch gesinnte Oberland begegnete den Piusvereinen mit starkem Mißtrauen; die Piusvereine waren den oberschwäbischen Demokraten zu konservativ. Die Diözese hatte auch keinen Agitator aufzuweisen von dem Feuer eines F. J. Buß in Baden, und die Kinderkrankheiten, zu denen auch eine Unklarheit in manchen wichtigen Fragen gehörte, mußten eben auch erst überwunden werden. So kam es, daß schon nach den ersten Jahren ein Piusverein nach dem andern wieder einschlief und daß der Rest der weiterbestehenden Vereine fast jede Bedeutung für das öffentliche Leben einbüßte. In den sechziger Jahren suchten diese dann die Öffentlichkeit für die bedrängte Lage des Heiligen Vaters zu interessieren.

Anders ging es mit der *P r e s s e*. Die Katholiken besaßen zwar in dem in Ulm erscheinenden „Donauboten“ ein Organ zur Vertretung ihrer kirchlich-religiösen Belange. Anfänglich war der „Donaubote“ eine reine Standeszeitung, eine Bauernzeitung, die ausschließlich für die Befreiung der Bauern von den Fesseln des Feudalismus eintrat; erst einige Jahre vor der Revolution war es dem Gründer, dem oberschwäbischen O'Connell und Vorkämpfer der katholischen Kirche, Andreas M. Wiest, nach mehreren vergeblichen Versuchen gelungen, die Konzession zur Aufnahme politischer Artikel zu erlangen. Auch die von anderer Seite unternommenen Versuche zur Gründung einer katholischen Zeitung waren an dem Widerstand der Regierung gescheitert, die jedes Gesuch mit dem stereotypen Bescheid ablehnte, daß ein Bedürfnis für eine weitere politische Zeitung nicht vorliege. Der „Donaubote“ erschien nur zweimal wöchentlich und war hauptsächlich für die agrarische Bevölkerung des katholischen Oberlandes berechnet und diente den Katholiken demokratischer Richtung als Organ. Das Programm des „Donauboten“: *Frei Mann! Frei Gut!* war durch die Revolution in Erfüllung gegangen; die natürliche Folge war, daß er mehr und mehr an Bedeutung verlor und im Jahr 1851 sein Erscheinen einstellte, wozu auch die nach der Revolution einsetzende Entwicklung der Lokalpresse das ihrige beitrug. Eine täglich erscheinende Zeitung in Stuttgart, dem Mittelpunkt des politischen Lebens, war schon längst für die Katholiken eine politische Notwendigkeit. Als daher die die Pressefreiheit beschränkenden verhassten Bundesbeschlüsse den Märzstürmen zum Opfer gefallen waren, ließ Dr. F l o r i a n R i e ß, ein Mann von großer Tatkraft und voll Begeisterung für die katholische Sache, im Jahre 1848 in Stuttgart das „*D e u t s c h e V o l k s b l a t t*“ erscheinen, das sich trotz mancher Finanznöte (die Bezugspreise für Zeitungen waren damals unverhältnis-

mäßig hoch) zu halten vermochte. Das Blatt tat von Anfang an nicht leicht, da es die fast übermächtig starke Konkurrenz mit dem weitverbreiteten „Schwäbischen Merkur“ und mit dem 1850 gegründeten „Staatsanzeiger“ aufnehmen mußte und seiner ganzen geistigen Haltung nach eben doch kein „Volksblatt“, kein Blatt für die breitesten Volkskreise war. Darum wurde ihm bald vom gleichen Mann das „Katholische Sonntagsblatt“ an die Seite gestellt. Als das staatliche Kalendermonopol verschwunden war, konnte auch noch die Herausgabe eines „Katholischen Volks- und Hauskalenders“ gewagt werden. Der Umstand kam freilich der Verbreitung des Blattes zugute, daß es zugleich für Baden berechnet war (die badischen Katholiken hatten überhaupt keine eigene Tagespresse). Es räumte darum der badischen Kirchenpolitik einen breiten Platz in seinen Spalten ein und verfügte für die badischen Angelegenheiten über erstklassige Mitarbeiter. Da die katholischen Abgeordneten sich auf die Konservative und die Demokratische Partei verteilten, gebrach es ihnen an einem einheitlichen politischen Willen, und so war das „Deutsche Volksblatt“ das einzige Organ, das in der Öffentlichkeit nachdrücklich die katholischen Grundsätze verfocht. In der Innenpolitik hielt es zu den Konservativen, in der Außenpolitik vertrat es den großdeutschen Gedanken (Österreich und Deutschland ein großes Reich), religiös und kirchlich lag es im schärfsten Kampf mit dem Staatskirchentum und verfiel darum mehr als einmal der Beschlagnahmung durch die Regierung; in Baden wurde es sogar einmal längere Zeit ganz verboten.

Dieser Freimut und diese offene Sprache mußten gewiß die Laien im Lande aufrütteln, aber noch viel mehr wurde das kirchliche Bewußtsein und das katholische Gemeinschaftsgefühl durch die allenthalben im Lande abgehaltenen Missionen gehoben. Zuerst wurde damit in der Erzdiözese Freiburg begonnen. Da sie aber bei den badischen Katholiken sehr viel Anklang fanden und ihre Erfolge äußerst günstig waren, wurden die Ordensleute auch nach Württemberg gerufen. Die erste Mission wurde an Peter und Paul 1850 in Wurzach eröffnet; es schlossen sich weitere in Gmünd, Weingarten, Rottweil, Ehingen, Laupheim, Neckarsulm und an anderen kleineren Orten an. Die erste große Volksmission auf dem Schönenberg bei Ellwangen im Jahre 1850 veranlaßte der dortige Professor Piscalar, der auch den Missionsfonds ins Leben rief. Die Beteiligung war außerordentlich rege und der Zustrom von auswärts so stark (bis zu 20 000 Zuhörer), daß jeweils von einem Orte aus die ganze Umgegend erfaßt wurde. Manche Schlußfeiern beehrte Bischof Lipp selbst mit seiner Anwesenheit, und zu der Schlußfeier in Haigerloch waren sogar die

Seminaristen von Rottenburg erschienen. Die Missionen selbst verliefen trotz der großen Menschenansammlungen ohne Unordnung und Ruhestörung, und gewiß trugen sie nach der revolutionären Gärung der letzten Jahre indirekt viel zur Ernüchterung, Beruhigung und zur Anerkennung der bestehenden Obrigkeit bei, wenn sie auch ausschließlich religiöse Zwecke verfolgten. Allein da sie von den Redemptoristen und Jesuiten abgehalten wurden, stießen sie bei Protestanten und Demokraten auf viel Abneigung und Mißtrauen; man wünschte sogar auf dieser Seite von der Regierung, welche die Missionare gewähren ließ, daß sie die Missionen wegen ihrer Gefährlichkeit und der Störung des konfessionellen Friedens unterdrücke. Die gleichen Dienste wie die Missionen für das Volk taten die *Exerziten* für die Geistlichen, die sich reichen Zuspruchs erfreuten.

Schon längst hatten sich aber Wünsche nach *Gründungeigener Ordensniederlassungen* im Lande geregt. Lange Zeit trug man sich mit dem Plan, Redemptoristen auf den Schönenberg bei Ellwangen oder nach Heggbach (Oberamt Vöhringen) zu berufen, während die Benediktiner von St. Bonifat in München sich in Vöhringen (Oberamt Tettnang) niederlassen wollten (sie hatten 1858 bereits dort Wohnung genommen), aber alle Versuche auf Einführung eines Männerordens schlugen fehl. Im Jahre 1864 dachte man den Schönenberg den Beuroner Benediktinern und Rimpach (Oberamt Leutkirch) den Franziskanern oder Kapuzinern zu übergeben, aber auch diese von Bischof und Geistlichen unterstützte Klosterbewegung führte zu keinem besseren Ziel. Dagegen hatten die Jesuiten im Jahre 1851 im Nachbarland Hohenzollern, in Goringen, ihren Einzug gehalten und hierher das Noviziat für die deutsche Ordensprovinz verlegt; im Jahre 1863 folgte die Wiederbesiedelung des Klosters Beuron durch Benediktiner.

Ein besseres Schicksal war den *weiblichen Orden* beschieden. Da sie sich ausschließlich der Caritas und der Erziehung widmeten, auch fast bloß Einheimische aufnahmen und sich bald von der Verbindung mit auswärtigen Klöstern loslösten, so konnte auch das mißtrauischste Auge eines Oberamtmanns oder eines Ministers nicht viel „Staatsgefährliches“ an ihnen entdecken. Die Protestanten hatten 1854 die rasch sich ausdehnende Stuttgarter Diakonissenanstalt gegründet, und wollte man darum nicht in der offenkundigsten Weise die Parität verletzen, so konnte man den katholischen Barmherzigen Schwestern auch nicht das Daseinsrecht absprechen. Im Jahre 1849 schlossen sich zuerst in Gingen a. D. vier Jungfrauen zwecks Besorgung der Krankenpflege in der Stadt zu einem Bund zusammen, der sich schließlich 1852 zur Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Dritten Orden des heiligen Franziskus erweiterte. Ihr

Beispiel ahmten 1850 einige Jungfrauen in Steinhach (Oberamt Hall nach. In Gmünd ließ der Stiftungsrat Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paul aus dem Mutterhaus Straßburg kommen (1852), in Rottenburg eröffneten die Armen Schulschwestern von München 1851 ein Töchterinstitut, Schulschwestern von Dillingen siedelten sich in Oggelesbeuren (Oberamt Ehingen) an (weibliche Erziehungsanstalt), die sich wiederum in Bonlanden (Oberamt Leutkirch) und in Heiligenbronn (Oberamt Oberndorf) zu selbständigen Zweigen auswuchsen; Schwestern aus Menzingen und Chur bezw. Ingenbohl in der Schweiz gründeten eine Reihe von Niederlassungen in Oberschwaben — wahrlich ein Frühling des Ordenslebens von einer seltenen Triebkraft und Mannigfaltigkeit, der man nur etwas mehr Einheitlichkeit und Zusammenfassung der Kräfte wünschen mußte.

### Die Gefahren und ihre Beseitigung

So erfreulich, vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet, diese Entwicklung war, es waren doch erst Keime und Ansätze zum Besseren, und düstere Schatten lagen noch über der Zukunft des Katholizismus im Lande.

Ein deutliches Zeichen war die durch Ronge und Czerski hervorgerufene deutschkatholische Bewegung, welche den Beweis lieferte, daß der Same der kirchenfeindlichen Aufklärung auch in den unteren und mittleren Schichten des Volkes aufzugehen begann. Der indifferente und rationalistische Geist, der von den Schriftstellern des Jungen Deutschlands in berückenden Worten gepredigte moderne Lebensstil, der in den höhergebildeten Schichten herrschend war, fing an Schule zu machen. Auch in Württemberg war es dem Deutschkatholizismus gelungen, in Ulm, Stuttgart und Eßlingen kleine Gemeinden zu gründen. Der erste Versuch in Stuttgart war durch eine Anzahl entschiedener Katholiken vereitelt worden. Anfänglich bestand die Mehrzahl der Mitglieder aus Katholiken, die in gemischter Ehe lebten; später überwogen die Protestanten. Ihrer sozialen Zugehörigkeit nach stammten sie aus dem Arbeiter- und gewerblichen Mittelstand. Die Hauptagitatoren waren der Journalist Chownitz (Pseudonym für Chowanetz), der jedoch bald wieder zum Katholizismus zurücktrat, der ehemalige protestantische Predigtamtskandidat Voose, der aus der Erzdiözese Freiburg stammende ehemalige katholische Priester Würmle sowie der ehemalige protestantische Kandidat der Theologie Fr. Albrecht aus Schlesien, der von Ronge nach Ulm als Prediger berufen wurde und die Seele der ganzen Bewegung bis in die achtziger Jahre

war. Die deutschkatholischen vernunftgläubigen Ideen wurden hauptsächlich durch das „Stuttgarter Neue Tagblatt“, die „Ulmer Schnellpost“, die von Loose redigierte „Neue Zeit“ in Eßlingen sowie die von Albrecht herausgegebene „Kirchenfackel“ in Ulm unter häßlichen Angriffen auf die katholische Kirche und ihre Einrichtungen verbreitet. Den Höhepunkt und zugleich das jähe Ende der ganzen deutschkatholischen Herrlichkeit bildete der Triumphzug Ronges durch Schwaben und das Deutschkatholische Konzil in Stuttgart (September 1845), zu dem die Kornphäen des Deutschkatholizismus erschienen waren.

Der allzu lauten Begeisterung machte die Regierung, die anfänglich die Deutschkatholiken gewähren ließ, ja im stillen sie als willkommenen Bundesgenossen gegen das erstarrte katholische Bewußtsein begrüßte, durch scharfe Maßnahmen ein Ende. Die Regierung fürchtete von der Agitation der Deutschkatholiken eine Stärkung der Demokratischen Partei, die sich in den Strudel der Begeisterung hineinreißen ließ. Auch der Protestantismus war der Bewegung nicht ganz abgeneigt. Die anfänglich geübte Toleranz schlug jedoch bald in das Gegenteil um, als man erkannte, daß die Deutschkatholiken „Zion nicht weniger verachteten als Rom“, indem Ronge den Pietismus auf die gleiche Linie mit dem „Jesuitismus“ stellte, so daß sich sogar eine Einheitsfront von Katholiken und orthodoxen Protestanten zu bilden begann. Die Katholiken unter Führung von Ohler, Riß, Dekan Dirr in Ulm und anderen traten in imposanter Geschlossenheit gegen diese „Los-von-Rom“-Bewegung auf, die sich die irreführende Bezeichnung „Deutschkatholizismus“ beigelegt hatte. Der numerische Schaden der katholischen Kirche war äußerst gering. Von Laien, die eine Zeitlang mit den Deutschkatholiken gemeinsame Sache machten, seien genannt: der radikale Demokrat Scherr und der Generalleutnant von Bangold; aus dem Klerus waren es M. Wangenmüller und J. Butterstein, die jedoch in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrten, als sie die innere Hohlheit der Bewegung erkannt hatten. Im katholischen Oberland war Ronge die Agitation unter Androhung scharfer Maßnahmen durch die Regierung unter sagt worden. Erst später (1862) bildete sich in Biberach eine freireligiöse Gemeinde, die Anfang der neunziger Jahre ihr Schattendasein aufgab. Anstatt einer Losreißung der Katholiken von ihrem Mittelpunkt, dem Papst in Rom, hatte die deutschkatholische Bewegung eine Stärkung des Einheitsgedankens und des wiedererwachten katholischen Bewußtseins zur Folge; außerdem verdanken ihr die Katholiken die Erweiterung des schon genannten „Donauboten“ zu einem Organ für die Verteidigung katholischer Interessen. Die Regierung war gezwungen, um den Vorwurf der Parteilichkeit zu entkräften, Wiests Gesuch um Aufnahme derartiger Artikel zu geneh-

migen. Durch nichts aber kann das vormärzliche staatskirchliche System und die unwürdige Stellung der katholischen Kirche besser gekennzeichnet werden als durch die Tatsache, daß das Domkapitel zur Verkündung und Verteidigung der wahren katholischen Lehre in seinem Rundschreiben vom 20. Februar 1846 das staatliche Placet benötigte, während die Gegner der katholischen Kirche ihre kirchen- und christentumsfeindlichen Lehren ungehindert im Volk verbreiten konnten.

Die in manchen katholischen Gegenden herrschende Vorliebe für die Demokratische Partei, welche durch den Kampf gegen die Rückgängigmachung der Zehntablösung und gegen eine Nachtragsentschädigung an den Adel noch genährt wurde, ließ leicht darüber hinwegsehen, daß in dieser Partei die schärfsten Gegner der katholischen Geistlichen bezw. des Christentums saßen und daß das demokratische Hauptorgan, der „Beobachter“, der Freigeisterei huldigte und zeitenweise dem Kampf gegen alles Religiöse seine Spalten öffnete. Das Schulmonopol wurde vom Staat mit einer solchen Zähigkeit und Engherzigkeit festgehalten, daß dem Bischof nicht einmal ein direkter Einfluß auf den Religionsunterricht zustand, und wer wollte darum behaupten, daß alle zeitgenössischen Klagen über die Entchristlichung der Erziehung, über den schlechten Geist in den Lehrerseminaren und über den aus den Schulen fließenden Strom des Unglaubens ganz grundlos gewesen seien? Aus der früheren Zeit hatten sich noch starke Reste des Josephinismus in die neue Zeit herübergerettet, und wenn es auch Ausnahmen waren, sie entsprachen doch nicht mehr der geistigen Gesamtlage der Zeit und der sonstigen kirchlichen Regsamkeit. Wer darum die schwäbische Bedächtigkeit und die schwäbische Abneigung gegen alles Kommandieren von oben kennt, muß zugestehen, daß noch ein weiter und dornenvoller Weg bis zu einem einigermaßen befriedigenden religiösen Zustand der Diözese zu durchmessen war.

## 2. Kapitel

### Die kirchenpolitischen Kämpfe

Dazu bedurfte es vor allem der kirchlichen Freiheit, und zu ihrer Erringung vereinbarten nun die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz einen gemeinsamen Vorstoß. Sie ließen in Freiburg eine Denkschrift ausarbeiten, in der sie ihre Forderungen zusammenfaßten und begründeten. Der Ton dieser im Frühjahr 1851 den Regierungen überreichten Denkschrift mag in den Ohren der Minister nicht besonders lieblich geklungen haben, und schon deuteten manche Anzeichen auf Sturm. Wohl verhandelten die oberrheinischen Staaten unter

sich mehrere Wochen lang in Karlsruhe über die schwebende Kirchenangelegenheit und einigten sich schließlich auf eine gemeinsame Antwort; aber die Verordnung vom 1. März 1853 konnte trotz mancher Milderungen und Verbesserungen, die sie brachte, die Bischöfe nicht befriedigen. Sie wiesen die karglichen Zugeständnisse der Regierungen scharf zurück; darauf drohte der württembergische Kultminister, staatliche Gewaltmittel für den Fall anzuwenden, daß Bischof Lipp die beschworenen staatskirchlichen Gesetze verletzen sollte. Eine neue Denkschrift der Bischöfe vom 18. Juni 1853, in welcher noch einmal alle Fragen in umfassender, streng juristischer Weise erörtert wurden, sollte das letzte Wort der Bischöfe an die Regierungen sein; sie wollten ihre Denkschrift als die maßgebende Richtschnur ihres Handelns betrachten und von diesem Zeitpunkt ab einfach ohne weiteres die beanspruchten Rechte tatsächlich ausüben. So stand der Konflikt vor der Tür. Aber sollte er wirklich unvermeidbar sein? Sollten Staat und Kirche, diese beiden von Gott zum Wohl der Menschheit gesetzten Mächte, zum eigenen beiderseitigen Schaden zu den Waffen greifen und die friedliche Arbeit mit dem Krieg vertauschen? War es wirklich gar nicht mehr möglich, eine Verständigung herbeizuführen? Mußte ein größeres Maß von kirchlicher Freiheit unter allen Umständen den unabwendbaren Ruin des Staates im Gefolge haben? Mußte die Regierung die Kirche immer nur als Feindin oder wenigstens als Fremdkörper im Staate ansehen und behandeln, warum nicht als freie und darum erfolgreichere Mitarbeiterin und Helferin in der Pflege von Recht und Gerechtigkeit, von Religion und Moral als den Fundamenten des Staates? Da griff König Wilhelm nach einigem Zuharren selbst ein, lud Bischof Lipp zu einer Audienz und versprach ihm, der katholischen Kirche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; die im September zwischen Kultministerium und Bischöflichem Ordinariat begonnenen Verhandlungen endigten mit der Übereinkunft vom 12. und 16. Januar 1854, welche versuchte, einen Ausgleich zwischen den staatlichen und kirchlichen Interessen zu schaffen.

### Der Abschluß der Konvention

Allein der Heilige Stuhl, dem diese Übereinkunft vorgelegt wurde, verweigerte ihre Genehmigung (18. Juli 1854) und äußerte zugleich den Wunsch nach Abschluß eines Konkordats, dessen Grundzüge gleichzeitig der Regierung übermittelt wurden. Nach langem Schwanken und wiederholter Fühlungnahme mit der Kurie wurde am 22. Februar 1856 die Absendung einer Abordnung nach Rom beschlossen, für

welche der württembergische Gesandte in Wien, Freiherr von Ow, und Stadtpfarrer Danneker in Stuttgart (St. Eberhard) ausersehen wurden. Die Kurie beauftragte mit den Verhandlungen den früheren Erzbischof von München, Kardinal Reisch, der schon deswegen als der geeignete Mann galt, weil er eine genaue Kenntniss der deutschen Verhältnisse besaß. Die Schwierigkeiten erwiesen sich aber als viel größer, als man anfangs vermutet hatte, und Monat um Monat verstrich, ohne daß die württembergischen Vertreter die Nachricht von dem Zustandekommen des definitiven Einvernehmens nach Hause melden konnten. Endlich am 8. April 1857 wurde die Konvention, welche zweifellos kirchenrechtlich ein hochbedeutungsvolles Werk war, von Kardinal Reisch und Freiherrn von Ow unterzeichnet. Fragt man sich, wer an dem Gelingen dieser Vereinbarung das Hauptverdienst hatte, so kann nicht bestritten werden, daß es König Wilhelm selbst war, welcher die maßgebenden Instanzen immer wieder zum Nachgeben bestimmte und so das drohende Scheitern der Verhandlungen verhinderte. An zweiter Stelle muß Kultminister von Rümelin genannt werden, der mit seltenem Weitblick die kleinlichen Bedenken aus dem Weg räumte und die ganze katholische Kirchenfrage zum erstenmal mit den Augen des Staatsmanns betrachtete. Wenn er sich ganz nach den Wünschen seines eigenen Herzens hätte richten dürfen, hätte er gewiß das Konkordat am liebsten selbst vermieden, aber der Zustand des Landes rief nach einem fast zehnjährigen offenen oder stillen kirchenpolitischen Kampf gebieterisch nach Ruhe, und die richtig verstandene verfassungsmäßige Gewissensfreiheit verlangte, daß man die Katholiken in einem zur Mehrheit protestantischen Land auch nach ihrem Glauben leben ließ.

Die folgenden drei Jahre waren ausgefüllt mit dem Vollzug der Konvention, und nur wer keine Ahnung von den inneren Vorgängen hat, wird behaupten können, daß in diesen Jahren nichts gearbeitet worden sei. Wenn Außenstehenden das Tempo des Vollzugs recht langsam vorkam, so war daran nicht der schlechte Wille der Regierung oder die Energielosigkeit des Bischöflichen Ordinariats schuld; die Gründe müssen vielmehr in einer ganz anderen Richtung gesucht werden. Die Regierung hatte nämlich auch die Rechte der Volksvertretung (des Landtags) gewahrt und für diejenigen Punkte der Konvention, welche mit den bestehenden Gesetzen nicht im Einklang standen, das Genehmigungsrecht der Stände vorbehalten, das ja durch die Verfassung festgelegt war. Nun erhob sich die schwierige Frage: Welches waren denn diese Punkte und diese Gesetze? War vielleicht sogar eine Verfassungsänderung erforderlich? Dann mußten ja zwei Drittel des Landtags ihre Zustimmung erteilen. So-

dann ergaben sich bald starke Meinungsverschiedenheiten über die *Auslegung* der Konvention gerade in den grundlegenden Artikeln, und zwar nicht bloß zwischen Stuttgart und Rottenburg und Stuttgart und Rom, sondern auch zwischen den verschiedenen Ministerien. An eine Ausführung dieser Konventionsartikel war vor dem Zustandekommen einer Einigung nicht zu denken — und diese Einigung blieb schließlich doch trotz eines umfangreichen und zeitraubenden Notenwechsels ein frommer Wunsch. In anderen Punkten freilich gingen die Verhandlungen glücklicher vonstatten, und die staatlichen und bischöflichen Erlasse gaben der Öffentlichkeit Kunde von dem erzielten Einverständnis. Es sei zum Beweis dafür erinnert an die Einführung der Wahl der Dekane, an die Neuordnung des Pfarrkonkurses, der Besetzung der Pfründen, des Investitureides der Geistlichen, der Resignation auf Pfarr- und Kaplanstellen, der Überwachung der Residenzpflicht der Geistlichen und der Errichtung, Vereinigung und Teilung von Pfarreien. Sehr wichtig war die Neuregelung des geistlichen Erziehungswesens (niedere Konvikte, Wilhelmsstift, Priesterseminar) und der Visitation des Religionsunterrichts, für welche nun den staatlichen Bezirksschulinspektoren ein besonderer bischöflicher Auftrag erteilt wurde.

### Der Kampf gegen die Konvention

Allein schon längst hatte die Kritik an der Konvention eingesezt und hatte, ohne die amtliche Publikation im „Regierungsblatt“ abzuwarten, das Ganze in Bausch und Bogen verdammt. So stellte der akademische Senat in Tübingen im März 1858 beim Kultministerium den Antrag, den Professoren der katholisch-theologischen Fakultät Sitz und Stimme im Senat zu entziehen, weil sie nach der Konvention nicht mehr Staatsbeamte seien und vom Bischof jederzeit abgesezt werden könnten; allein das Kultministerium wies dieses Ansinnen energisch zurück. In der Öffentlichkeit warfen die Konkordatsgegner der Regierung auf der einen Seite vor, sie habe sich durch einen internationalen Vertrag die Hände gebunden und damit die Souveränität des Landes geopfert, auf der anderen Seite sprach man der Konvention jeden rechtlichen Wert ab, weil sie kein rechtsgültiger völkerrechtlicher Vertrag sei und weil nach katholischer Auffassung die Kurie jederzeit von ihm zurücktreten könne.

Aber viel stärker als solche juristischen Scheingründe, die von den wenigsten auf ihre Haltbarkeit nachgeprüft werden konnten, wirkte die Abneigung gegen Rom und den jetzigen Kurs in der katholischen Kirche, während man mit einem josephinisch gesinnten Bischof und Klerus sich eher abfinden wollte. Aus den meisten Aufsätzen und Broschüren spürt

man aber die ängstliche Sorge um den Protestantismus und die Stellung der Protestanten im Lande heraus, und diese Sorge nahm geradezu groteske Formen an. So malte man das Gespenst einer römischen Gegenreformation an die Wand, ließ die Scheiterhaufen für die Ketzer im Lande aufflammen, die Kerkerketten für die Abtrünnigen klirren und Württemberg noch einmal die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges durchleben — und zwar durch das Papsttum, welches das meiste unschuldige Blut auf Erden vergossen habe und welches nach Ausweis der Geschichte der Todfeind des württembergischen Volkes sei. Wenn die Protestanten von der in der Konvention garantierten Freiheit der Kirche eine Stärkung des Katholizismus befürchteten und dadurch ihre Interessen bedroht glaubten, so konnte niemand von ihnen verlangen, daß sie schwiegen; wohl aber hätte man erwarten dürfen, daß sie den Kampf sachlich führen; aber daran hatte es so gut wie ganz gefehlt. Die Befürchtungen waren vollständig gegenstandslos. Die Regierung hatte einerseits öffentlich erklärt, daß die Konvention in keiner Weise den Rechten und Ordnungen der evangelischen Landeskirche Abbruch tun werde, und auf der andern Seite hatte sie für die evangelische Kirche ebenfalls ein größeres Maß von Selbstverwaltung in Aussicht gestellt und die Evangelische Synode zu entsprechenden Anträgen aufgefordert. Man mußte sich überhaupt fragen: Wo war denn auf einmal das Zutrauen auf die eigene Kraft, auf die zahlenmäßige Übermacht im Lande und den überragenden Einfluß in den wichtigsten Staatsämtern geblieben?

So grobkörnig diese Angriffe gegen die Konvention auch waren und

Anm. In welcher Geistesverfassung manche Konventionsgegner waren, soll eine kleine Blütenlese aus der Antikonfordsatliteratur zeigen. So fürchtete man die Rückgängigmachung des Reichsdeputationshauptschlusses, die Wiederherstellung der geistlichen Fürstentümer, die Rückkehr mittelalterlicher Zustände und die Beschlagnahmung eines Teils des Nationalreichtums durch den Papst; man lebte bereits in Ängsten um das in der Reformation den Katholiken entzogene Kirchengut und sah sogar das für Schul- und Armenzwecke gestiftete Vermögen nach Rom wandern. Die Kultusfreiheit legte man dahin aus, daß die katholischen Geistlichen in protestantischen Orten (auch in Stuttgart) Missionen und Prozessionen halten und Ablass verkünden könnten, oder daß man neue kirchliche Feste und Wallfahrten einführen würde, wodurch das Volk in Unwissenheit und Geistes knechtschaft erhalten werden solle und die Unsitlichkeit gefördert werde. Hinter den Orden witterte man sofort Kampfstruppen gegen den Protestantismus und rechnete mit dem baldigen siegesbewußten Einzug der Kapuziner und Jesuiten in Stuttgart und Tübingen. Die Neuregelung des geistlichen Erziehungswesens sollte — so behauptete man allen Ernstes — einen Klerus heranbilden, welcher der wirklichen Welt und allen modernen Anschauungen und Kulturelementen gänzlich entfremdet, von Jugend auf nur in der dumpfen Atmosphäre mittelalterlichen Kirchentums zu Hause sei und sich nur auf die jesuitische Kunst der Verleumdung und Bekämpfung der Protestanten verstehe.

so sehr sie mit bloßen Schlagworten und maßlosen Übertreibungen arbeiteten, sie taten eben doch langsam die gewünschte Wirkung; man spekulierte offensichtlich dabei auf den konfessionellen Gegensatz im Land und täuschte sich darin nicht: die breiteren Massen des evangelischen Volkes begannen allmählich aufzuhorchen. Die Presse sorgte für die Weckung des Interesses, das zunächst durch die Bewegung gegen die AblösungsentSchädigung und durch den Krieg zwischen Österreich und Sardinien in Anspruch genommen war. Nachdem aber die badische Konvention am 30. März 1860 mit großer Mehrheit vom Landtag abgelehnt worden war, griff der Antikonfessionssturm auch nach Württemberg über und wurde durch den politischen und religiösen Liberalismus, die protestantische Geistlichkeit und den Nationalverein geschürt. Sogar zahlreiche Gemeindevvertretungen sandten Eingaben gegen die Konvention nach Stuttgart, ebenso wie sich manche Amtsblätter an der allgemeinen Hege beteiligten. Ja schon im Jahre 1858 hatte man die Person des Königs selbst in den konfessionellen Hader hineingezogen und im Land das vielgegläubte Gerücht verbreitet, der König sei katholisch geworden; er wolle sogar österreichische Besatzungen in das Land rufen und die protestantischen Württemberger mit Gewalt zum Katholizismus befehlen lassen. Die Aufregung war so groß, daß der König die evangelischen Prälaten zu sich beschied und sie beauftragte, einem solchen unsinnigen Gerede in ihren Amtsbezirken entgegenzutreten; so alt er auch sei — so äußerte er mit bitterer Ironie —, so sei er doch noch nicht so altersschwach, um nicht zu wissen, was er tue. Als nun die Konvention 1861 dem Landtag vorgelegt werden sollte, ließ der König als oberster evangelischer Landesbischof außerdem noch zur Beruhigung seiner evangelischen Glaubensgenossen eine Ansprache von den Kanzeln verlesen, aber diese verfehlte vollständig ihre Wirkung. Der Pietismus reichte dem religiösen Radikalismus und dem Freidenkertum gegen das „pfäffisch-österreichische Machwerk“ die Hand und so konnte man über sein parlamentarisches Schicksal nicht mehr im unklaren sein. Die Katholiken selbst schwiegen, um nicht die Aufregung zu vermehren und nutzlos ihre Kräfte an eine verlorene Sache zu vergeuden.

### Die Ablehnung der Konvention und das Gesetz von 1862

Die wiederholten Interpellationen des Abgeordneten Reyscher in den vorhergehenden Jahren, ebenso wie die Berichte der staatsrechtlichen Kommission, welche die Konvention einer Prüfung unterzogen hatte, ließen bereits früher ahnen, daß es im Landtag zähe Widerstände geben

werde. Als aber nach zweijähriger Vertagung die Abgeordnetenkammer Ende Februar 1861 wieder zusammentrat, lag über dem ganzen Haus eine gewittertschwüle Stimmung. Die eigentliche Konkordatsdebatte, zu der sich gleich sechsundzwanzig Redner gemeldet hatten, tobte vom 12. bis 16. März. Da die meisten Redner es für notwendig hielten, durch eine langatmige Besprechung der einzelnen Konventionsartikel in alle Schlupfwinkel des verdächtigen Werkes hineinzuleuchten und den verborgenen „Fallstricken“ einer geriebenen päpstlichen Diplomatie bis auf den Grund nachzuspüren, so konnte man sich in eine Kirchenversammlung versetzt fühlen, allerdings nicht in eine katholische, da die Abneigung gegen die katholische Kirche bewußt oder unbewußt fast überall aus den Worten herausklang und die Stellungnahme der Abgeordneten sich nach ihrer Konfession richtete. Daneben glaubten sich die Abgeordneten durch die Konvention bezw. durch das Vorgehen des Ministeriums in ihren parlamentarischen Rechten bedroht (besonders Minister Rümelin hatte sich den Verdacht zugezogen, die Rechte des Landtags zu mißachten), was die Situation noch verschärfte. Was jedoch im Landtag gegen die Konvention vorgebracht wurde, verriet zum allergrößten Teil eine totale Unkenntnis sowohl der Konkordatsfrage im ganzen wie der einzelnen Konventionsbestimmungen, und war bei den meisten Abgeordneten nichts anderes als eine gedankenlose Wiedergabe dessen, was sie in den gegen die Konvention gerichteten Schriften und Aufsätzen gelesen hatten. Trotzdem auf der Regierungsseite Kultminister von Rümelin und vor allem Minister von Linden mit überlegener Sachkenntnis und großer Gewandtheit für die Vorlage eintreten und von den Abgeordneten besonders Probst, Wiest und Domkapitular von Rix die Macht ihrer Beredsamkeit zugunsten der Konvention entfalteten, der Sturm raste und mußte sein Opfer haben: am 16. März wurde die Konvention mit dreiundsechzig gegen siebenundzwanzig Stimmen abgelehnt (unter den dreiundsechzig Stimmen stammten nur zwei von Katholiken). Die gegnerische Presse jubelte über diesen Sieg; er erschien ihr wie ein anbrechender Frühlingstag nach düsterem Winter oder wie ein heiterer Morgen nach dunkler Nacht, für den man dem Herrn auf den Knien danken sollte. Aber so sehr die Katholiken dieses Ergebnis schmerzte, eine erfreuliche Seite wies es trotzdem für sie auf: die Katholiken in der Kammer waren einig gewesen, einig wie sonst in keinem Lande, und dieses Zusammenhalten mußte den Gegnern zu denken geben.

Was sollte die Regierung auf diesen von ihr lebhaft bekämpften Beschluß der Kammer tun? War er nicht der offenkundige Bruch eines gültigen internationalen Vertrags? War darum nicht die Auflösung des Landtags und die Ausschreibung von Neuwahlen das

einzig Richtige? Allein nur Leute ohne politischen Blick und ohne Sinn für die Denkungsart des schwäbischen Volkes konnten von Neuwahlen eine andere Zusammensetzung des Landtags erwarten; die Konventionsfache war zu einer Weltanschauungsfrage geworden, und daran hätte auch der stärkste Regierungsdruck bei den Wahlen nichts ändern können. Der Ministerwechsel (Rümelin bat um Entlassung, Oberregierungsrat Golther übernahm sein Amt) deutete bereits die künftige Entwicklung an. Wohl regten sich nun die Katholiken im Land; in zahlreichen, mit Tausenden von Unterschriften bedeckten Adressen sprachen sie dem Ministerium wie den katholischen Abgeordneten den Dank für ihre Haltung aus und setzten auch für die Zukunft ihre Hoffnung auf den Gerechtigkeitsinn des Königs und der Regierung, aber über der Konvention selbst konnten die Älten geschlossen werden. Nachdem die Finanzkommission für den Fall des Festhaltens an der Konvention mit der Verweigerung der staatlichen Mittel für die geistlichen Erziehungsanstalten und für die katholisch-theologische Fakultät gedroht hatte, erklärte die Regierung in einem Schreiben an den Heiligen Stuhl vom 12. Juni die Konvention für gescheitert und kündigte zugleich die Einbringung eines Gesetzentwurfs zur Regelung der Kirchenfrage an. Der weitere Notenwechsel zwischen Kurie und Regierung und die Proteste von Bischof und Klerus (Erbacher Versammlung vom 1. August 1861) konnten an der Sachlage nichts mehr ändern; die Regierung war einer stärkeren Macht unterlegen und hatte den Rückzug vor ihr angetreten.

Die Hauptsache und das Hauptbestreben der Katholiken mußte es nun sein, daß das geplante Gesetz seinem Inhalt nach möglichst der Konvention entsprach. Die Vorlage des Kultministers Golther an den Landtag (September 1861) war gewiß ein bedeutsamer Fortschritt gegenüber dem Staatskirchentum im ersten Drittel der Rottenburger Diözesangeschichte, aber sie enthielt in vielen Punkten nicht das Maß der Freiheit, das in der Konvention verheißen war. Ein Teil der früheren Gegnerschaft war aber mit diesen Abschwächungen noch nicht zufrieden und stellte Anträge, welche an die alte josephinische Zeit erinnerten; so sollte zum Beispiel die Errichtung von Klöstern im Lande überhaupt unzulässig sein oder Angehörige eines nicht genehmigten Ordens sollten geistliche Berrichtungen nur mit Billigung der Staatsregierung ausüben können. Besonders hatte man Angst vor den Jesuiten wegen ihrer Gefährlichkeit für den Protestantismus, und solche Jesuiten witterte man nicht nur überhaupt unter sämtlichen Ordensleuten, sondern auch unter den Geistlichen. Das treibende Motiv bei all diesen Anträgen war ohne Zweifel das Mißtrauen gegen den Katholizismus und gegen eine ihrer Fesseln ledigen Kirche. Diese

Freiheitsmänner, die zum Teil unter die Demokraten von 1848 gerechnet werden mußten, faßten die Freiheit in ihrem Sinne auf und schränkten sie so weit ein, als ihnen genehm war. Der stärkste Widerstand gegen den Gesetzesentwurf erhob sich in der Kammer der Standesherrn, aber weil der Entwurf gegenüber früher unverkennbar einen Fortschritt bedeutete, so errang auch hier die Regierung eine knappe Mehrheit. Wohl hatten der Bischof wie der Heilige Vater gegen den Entwurf Verwahrung eingelegt, aber nachdem das Gesetz einmal von den Ständen verabschiedet und im Gesetzesblatt verkündet worden war (30. Januar 1862), so konnte eine sofortige Verbesserung nicht in Aussicht genommen werden, und darum wurde es auch vom Heiligen Stuhl geduldet; es bildete die Grundlage für das Verhältnis von Kirche und Staat in Württemberg bis zur Revolution von 1918.

### 3. Kapitel

## Die friedliche Arbeit und Erneuerung des religiösen Lebens

In dieser Zeit des Freiheitskampfes nahm das religiöse Leben im Volk sichtlich einen Aufschwung, und die Spuren der aus der Zeit der Aufklärung stammenden religiösen Kälte wurden allmählich verwischt. Die Gottesdienstordnung von 1837 paßte nicht mehr in die neue Zeit, wo die religiösen Brunnen der Tiefe wieder aufbrachen und das frisch pulsierende religiöse Leben nicht in ertötende Formen eingeschnürt sein wollte; deshalb wurde sie auch offiziell für abgeschafft erklärt (1859). Der neue Geist hielt nach und nach seinen Einzug auch in die Kirchenmusik, und es war besonders der Verein für katholische Kirchenmusik (gegründet 1845), welcher ihm die Wege ebnete. Dieser wollte einen Kirchengesang und eine Kirchenmusik im kirchlichen Geiste und trat besonders für die Wiederaufnahme des fast ausgestorbenen lateinischen Choralgesangs ein. Die Tätigkeit der kirchenmusikalischen Reformer Ortlieb, Rauher, Reihing, Schwarz und Birkler hat Bleibendes geschaffen und ihr Einfluß auf das katholische Volk muß hoch gewertet werden. Ortlieb zählte zu den ersten Kirchenkompontisten und Musikern des neunzehnten Jahrhunderts. Er war auch der erste, der eine kirchenmusikalische Zeitschrift als Mittel zur Reform der Kirchenmusik herausgab. Sein Tod war tragisch. Er erkrankte in einer nebligen Winternacht im Oberen Anlagensee hinter dem Stuttgarter Residenzschloß.

Der Cäcilienverein wurde in der Diözese Rottenburg im Jahre 1867 eingeführt, und zwar durch eine Versammlung einer großen Zahl

von Kirchenmusikern in der Stadt Vöberach. Erster Vereinsvorstand wurde Dekan Dr. Schwarz, Böhmenkirch. Gleich nach Gründung des Vereins setzte eine eifrige Propaganda für die Kirchenmusik im ganzen Lande ein. Dr. Witt, Regensburg, der kirchenmusikalische Führer Deutschlands, erschien wiederholt persönlich in Württemberg und leitete Bezirksversammlungen. Wenn auch die Cäcilienvereine ähnlich wie der gleichzeitige Kunstverein manchmal zu strenge Regeln aufstellten, so besteht doch ihr großes Verdienst darin, daß sie den Sinn für echte Kirchenmusik gegenüber der stark verweltlichten Art der damaligen Kirchenmusik wieder weckten. In vielen Landorten wurde eine Musik bevorzugt, die in einem heiteren, anspruchslosen Stil geschrieben war und deshalb mehr zur Zerstreuung als zur Sammlung Anlaß gab. Ja, selbst rein weltliche Arien fanden Eingang in den Gottesdienst. Das alles hörte mehr und mehr seit der Verbreitung der Cäcilienvereine auf.

Als Gegenstück zum Verein für katholische Kirchenmusik wurde 1852 der Rottener Diözesankunstverein ins Leben gerufen, der 1857 zur Herausgabe eines eigenen Vereinsorgans („Kir-

chenschmuck“) schritt. Wie schon der Name der Vereinszeitschrift erkennen läßt, hatte man zunächst eine Hebung des künstlerischen Geschmacks und eine Förderung der kirchlichen Kleinkunst ins Auge gefaßt, zog aber bald die ganze Kirchenkunst in den Bereich der Vereinstätigkeit. Die beiden führenden Männer waren Pfarrer Laib in Rechberghausen und Pfarrer Dr. Schwarz in Böhmenkirch. Ihr Kampf galt besonders dem Zopfstil (spätes Rokoko) und überhaupt allem, was in der Kirche als Verweltlichung angesehen wurde. Alle diese Kunstreformbestrebungen wollten fast ein ganzes Jahrhundert im Leben des Volkes und der Kirche auslöschen, knüpften an die weiter zurückliegende Vergangenheit, besonders an das Mittelalter an



Prälat Dr. Schwarz

und waren so im wesentlichen „Restauration“. Man lernte so wieder die herrlichen einheimischen, aus dem Mittelalter stammenden Kunstwerke schätzen, erschloß ihre Schönheit in zahlreichen Büchern und Schriften der Mitwelt und bewahrte manches Kunstwerk vor dem Untergang (vgl. die Sammlung Dursch in der Lorenzkapelle in Rottweil). Leider ging man in der Vorliebe für den gotischen und romanischen Baustil sowie für den lateinischen Kirchengesang nicht selten zu weit und zerstörte und verschleuderte in dieser Einseitigkeit unersehbare Werte, deren Verlust wir heute bitter beklagen. Die damals neuerbauten Kirchen in der Diözese konnten darum ihre mittelalterlichen Vorbilder nicht verleugnen und nur selten ging man in den Entwürfen neue Wege.

Unter Bischof Lipp begann auch die weitstichtige Versorgung der Diaspora mit neuen Pfarrstellen, durch welche die Diözese Rottenburg vorbildlich für ganz Deutschland geworden ist. Tuttingen, Urach, Geislingen, Göppingen, Nalen, Wildbad haben damals Seelsorgestellen erhalten. Man darf dem Staat das Zeugnis ausstellen, daß er dabei tatkräftig mitgewirkt hat. Unter den mehr als vierhunderttausend Gulden, die in dieser Zeit auf die Errichtung neuer Seelsorgestellen verwendet wurden, stammten mehr als die Hälfte aus Mitteln des Staates.

Auch in der Schulpolitik war das Gesicht rückwärts gekehrt. Man berief sich auf den Westfälischen Frieden, welcher die Schule zu einem Anner (Anhängsel) der Kirche erklärt hatte, und wollte die ausschließliche staatliche Schulhoheit (Gesetz von 1836) beseitigen, ja manche wollten die Sorge um die Schule einzig und allein in die Hände der Bischöfe legen. Im Zusammenhang damit stand seit 1848 die Agitation für die Einführung des Ordens der Schulbrüder und Schulschwestern, die aber vom Lehrerstand mit recht gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Das Schulgesetz von 1858, das vor allem eine finanzielle Besserstellung der Lehrer beabsichtigte, eröffnete die Möglichkeit der Anstellung von Lehrerinnen, und unter diesen sollten auch Schulschwestern verstanden werden dürfen. Während man auf demokratischer Seite davon eine weitere Klerikalisierung des Schulwesens befürchtete und den Schulschwestern die Schulbrüder auf dem Fuße folgen sah, setzte man auf katholischer Seite geradezu phantastische Hoffnungen auf die Wirksamkeit der Schulschwestern, die unmöglich in Erfüllung gehen konnten. Erfreulicherweise hielt die württembergische Regierung durchweg an der Konfessionsschule fest (die badischen simultanen Kommunal Schulen hatten auch in Württemberg Befürworter) und die Schulinspektion wurde nach wie vor in den Händen der Geistlichen gelassen. Überhaupt dürfen die katholischen Geistlichen ein wesentliches Verdienst an den Fortschritten

des württembergischen Schulwesens für sich in Anspruch nehmen. Nur vier Namen seien hier genannt: **Durjch** (zuletzt Dekan in Rottweil) als Verfasser der tiefgründigen „Pädagogik oder Wissenschaft der christlichen Erziehung vom Standpunkt des katholischen Glaubens dargestellt“ (Tübingen 1851), **Pfister** (Stadtpfarrer in Ehingen) als Herausgeber (mit Kolfus) der vierbändigen verdienstreichen „Realenzyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien“ (Mainz 1863 bis 1866), **Hauschel** (Dekan in Spaichingen) als Gründer des „Magazins für Pädagogik“ (1836) und Professor **Maß** (Pfarrer in Ziegelbach), der langjährige warme Verfechter der Interessen des Lehrerstandes in der Abgeordnetenversammlung.

Die Ausbildung des Klerus war der katholisch-theologischen Fakultät, dem Wilhelmsstift und dem Priesterseminar anvertraut. Das Haupt der Tübinger Schule war der gefeierte und scharfsinnige Dogmatiker **Kuhn**, der eine Zeitlang auch dem Landtag angehörte. Als Politiker durchschaute er sehr rasch die Phrasen des Demokratentums und Liberalismus, verlor selbst in den Stür-



Wilhelmsstift in Tübingen

men des Jahres 1848 seinen kühlen Kopf und seinen klaren Blick nicht und half durch seinen Rat den wankenden Thron der württembergischen Dynastie stützen. **Hefele** hatte sich durch seine Konziliengeschichte einen internationalen Namen erworben und übte eine sehr starke Anziehungskraft auf die auswärtigen Theologen aus, beteiligte sich aber auch als Ratgeber und Schriftsteller aktiv an der zeitgenössischen Kirchenpolitik. Der Ergeet und Moralist **Aberle**, um noch einen Namen zu nennen, imponierte jedem, der ihm persönlich nähertrat, durch sein ungeheures Wissen und konnte als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit bezeichnet werden. So saßen also die Theologiestudierenden zu

den Füßen von Männern, die sich als Gelehrte eines ausgezeichneten Rufes erfreuten, und die Direktoren des Wilhelmsstifts, besonders Dr. B e n d e l und S i g f e l d e r, ließen sich die Erziehung der künftigen Geistlichen eifrig angelegen sein. Im Priesterseminar waltete seit 1849 ein Mann wie Regens M a s t seines Amtes, und es hätte wahrlich kein besserer Geistlicher der Diözese für diesen schwierigen Posten gefunden werden können. Die Pfarrvisitationen und die freien Konferenzen in der Gestalt, in welcher sie damals der Klerus aus eigener Initiative für größere Teile der Diözese veranstaltete, suchten diesen Geist aufrechtzuerhalten und der Weiterbildung in Wissenschaft und Seelsorge zu dienen. Auch außerhalb des Landes stand die Diözese in der wissenschaftlichen Welt in Ehren da: Männer wie H i r s c h e r und S t a u d e n m a i e r wirkten an der Universität Freiburg, S c h a r p f f in Gießen, P r o b s t in Breslau, S a f f n e r am Priesterseminar in Mainz, M a t t e s und G a m s in Hildesheim, M a u c h in Limburg.

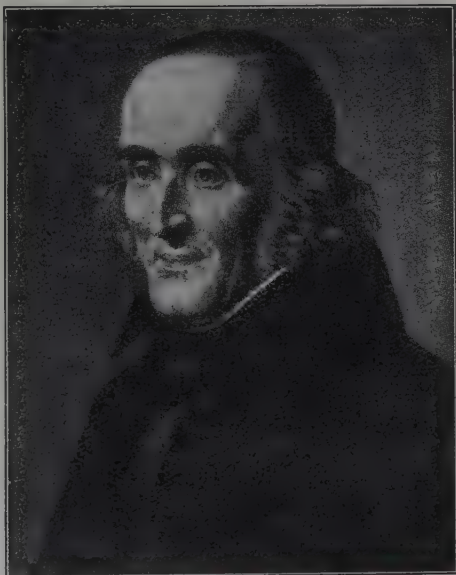
Nach der Beendigung des kirchenpolitischen Kampfes gab es freilich manche innere Schwierigkeiten, die eine Zeitlang eine ziemliche Aufregung in die Diözese brachten (Rottenburger Wirren). Der Dozent für Dogmatik an der Universität Freiburg, Konstantin von Schähler, hatte den Dogmatiker Professor Ruhn, das Haupt der Tübinger Schule, angegriffen, als ob er unkatholische Lehren vorgetragen hätte. Er wurde in diesem Kampfe unterstützt durch Regens Dr. Mast und Stadtpfarrer Dr. Schwarz, Ellwangen. Diese Vorgänge wurden auch außerhalb der Diözese viel besprochen, obschon es unmöglich sein mußte, aus der Ferne eine Angelegenheit zu beurteilen, über die selbst heute noch nicht volle Klarheit herrscht. Bischof Lipp enthob Regens Mast seiner Stelle. Die Verurteilung Ruhns wurde von seiten des Apostolischen Stuhles abgelehnt, der im übrigen nicht durchaus auf die Seite des Bischofs trat und daran dachte, ihm einen Koadjutor (Weibischof) an die Seite zu geben. Die Wogen der Aufregung legten sich erst unter dem kommenden Bischof.

### Die soziale Frage

Schon längst aber hatte die s o z i a l e F r a g e an die Tore der Kirche geklopft. Die Teuerungskrawalle, zu denen es im Jahre 1847 in manchen Städten des Landes kam, die traurige Lage der Landwirtschaft infolge wiederholter schlechter Ernten, die Konkurrenz, welche dem Handwerk durch die Industrie erwuchs, das Aufkommen des Standes der unselbständigen Arbeiter — das alles kündigte das Nahen einer neuen Zeit an, und die seit 1848 einsetzende stille und öffentliche sozialdemokratische Werbearbeit konnte ein Warnungssignal für Staat und Kirche sein. Allein die Katho-

lifen Württembergs faßten das Problem vorläufig noch nicht an der Wurzel an, sahen darin nur eine moralische Frage und wollten nur die Symptome der Krankheit beseitigen (vgl. die Hirtenbriefe von 1853, 1863 und 1864). Die Arbeiter rechnete man immer noch zum sogenannten Mittelstand, ohne wohl eine Ahnung davon zu haben, daß der Aufbau der Stände in vollkommener Zersetzung begriffen war, und daß eine ganze Bevölkerungsschicht auf die Stufe des Proletariats zu versinken drohte. Man wandte sich gegen die Gewerbefreiheit, als ob sie an allem Übel schuld wäre, und als ob die in Württemberg verhältnismäßig spät einsetzende Industrialisierung hätte aufgehalten werden können. Man begeisterte sich für die Zeit, wo die Klöster als „Suppenanstalten“ die größten Wohltäter der Armen gewesen waren und wo die Staatsarmenpflege, „diese Erfindung eines gottlosen Liberalismus“, nicht noch die Arbeitscheu und die Liederlichkeit befördert hatte.

Der Caritasgeist erwachte wieder von seinem langen Schlummer. Der erste, der mit einem vollständigen Caritasprogramm in Württemberg schon vor der Revolution auf den Plan getreten, war der



Professor Dr. J. B. v. Hirscher

Ludwigsburger Stadtpfarrer Eduard Vogt, der Vorkämpfer und Pionier katholischer Liebestätigkeit in der Diözese Rottenburg. Vogts aufrüttelnde Worte hatten einen starken Widerhall im ganzen Klerus gefunden. Vogt war es auch, der in seinem „Kirchlichen Wochenblatt aus der Diözese Rottenburg“ der Pflege der Caritas einen hervorragenden Platz einräumte, aber schweren Herzens mußte er mit dem Ende des Jahres 1849 das Erscheinen wegen Mangel an Teilnahme einstellen. Vogt, der stark von Wichern beeinflusst war, hatte die Durchführung seines Programms vor der Revolution vorerst auf die Errichtung katholischer Anstalten für verwaiste und verwahrloste Kinder beschränkt. Auf diesem Gebiete caritativer Tätigkeit hatte der Protestantismus einen weiten Vorsprung;

schon im Jahr 1845 konnte dieser auf zweiundzwanzig solcher Rettungsanstalten hinweisen, deren größter Teil dem Pietismus sein Entstehen verdankte. Als nach der Revolution das katholische Leben sich freier entfalten konnte, fing es überall zu grünen und zu sprossen an auf der „öden Heidefläche im Gebiete der katholischen Kirche“, wie Vogt die Diözese Rottenburg genannt hatte. Als erste katholische Kinderrettungsanstalt, die auch zugleich die erste Deutschlands war, wurde am 21. Dezember 1848 die St. Nikolauspflege in Gundelsheim eröffnet, wobei Vogt, der eigentliche Vater der Rettungsanstalten, die Weiherede hielt. In Donzdorf, Baimdt-Oggelsbeuren, Leutkirch, Heiligenbronn entstanden die nächsten Anstalten. In diesem Zusammenhang verdient auch der in Stuttgart 1848 gegründete Jungfrauenverein, der spätere Kinder-Rettungsverein, Erwähnung. Dagegen gelang es lange Zeit nicht, dem paritätischen staatlichen Waisenhaus in Weingarten einen rein konfessionell katholischen Charakter zu geben. Von ausschlaggebender Bedeutung für die weitere Entwicklung katholischer Liebestätigkeit war es, daß sie in dem neuerwählten Bischof Lipp einen mächtigen Förderer und Beschützer gefunden hatte. Lipp selbst war ein großer Wohltäter und hatte schon als Stadtpfarrer in Ehingen der Caritasbewegung das größte Interesse entgegengebracht. Nicht zum wenigsten war es seinem persönlichen Wohltätigkeitssinn zu verdanken, daß die noch junge, hauptsächlich auf schwachen finanziellen Füßen stehende Caritasbewegung die Klippe der Revolutionsstürme überwand. Besonders war es die Piuspflege in Baimdt, für die sich Lipp in tatkräftigster Weise einsetzte. An Lipp, als den Bischof der erwachenden Caritas in der Diözese Rottenburg, als den Pastor bonus erinnert noch heute die nach ihm genannte St. Josephspflege in Mulfingen, die er zu seiner Universalerin einsetzte. Lobend erwähnt zu werden verdient auch der Opfer Sinn der katholischen Bevölkerung, an den damals große Anforderungen gestellt wurden. Nach Kräften bestrebten sich die Vinzentius- und Elisabethenvereine der Diözese (etwa fünfzehn), die Wunden der Armut zu heilen. Vor allen seien hervorgehoben der von Professor M. Urb. Piscalar in Ellwangen schon im Frühjahr 1848 ins Leben gerufene „Vinzenz-Elisabethenverein“, der erste der Diözese, sowie der bald darauf von der Gräfin Theodolinde von Württemberg gegründete Stuttgarter „Vinzenz-Elisabethenverein“. Als erster eigentlicher (Männer-) Vinzenzverein verdient der aus dem Konviktsarmenverein hervorgegangene Vinzenzverein im Wilhelmsstift in Tübingen besondere Erwähnung. Werke der geistigen Barmherzigkeit verrichtete der gleichfalls zuerst im Wilhelmsstift (1845) eingeführte Borromäusverein.

Soziale Erneuerungsarbeit leisteten die *Gesellenvereine* (1868

hatten die achtzehn Vereine der Diözese neunhundertzwölf Mitglieder). Durch die Betonung der Gesinnungsreform, durch die Pflege des Familien- und Heimatgeistes und durch den Wiederaufbau der Berufsstände bahnten sie eine soziale Neuordnung an, wenn natürlich im praktischen Vereinsbetrieb dieses hohe Ziel hinter nähergelegenen augenblicklichen Zwecken oft zurücktreten mußte.

### Die römische Frage

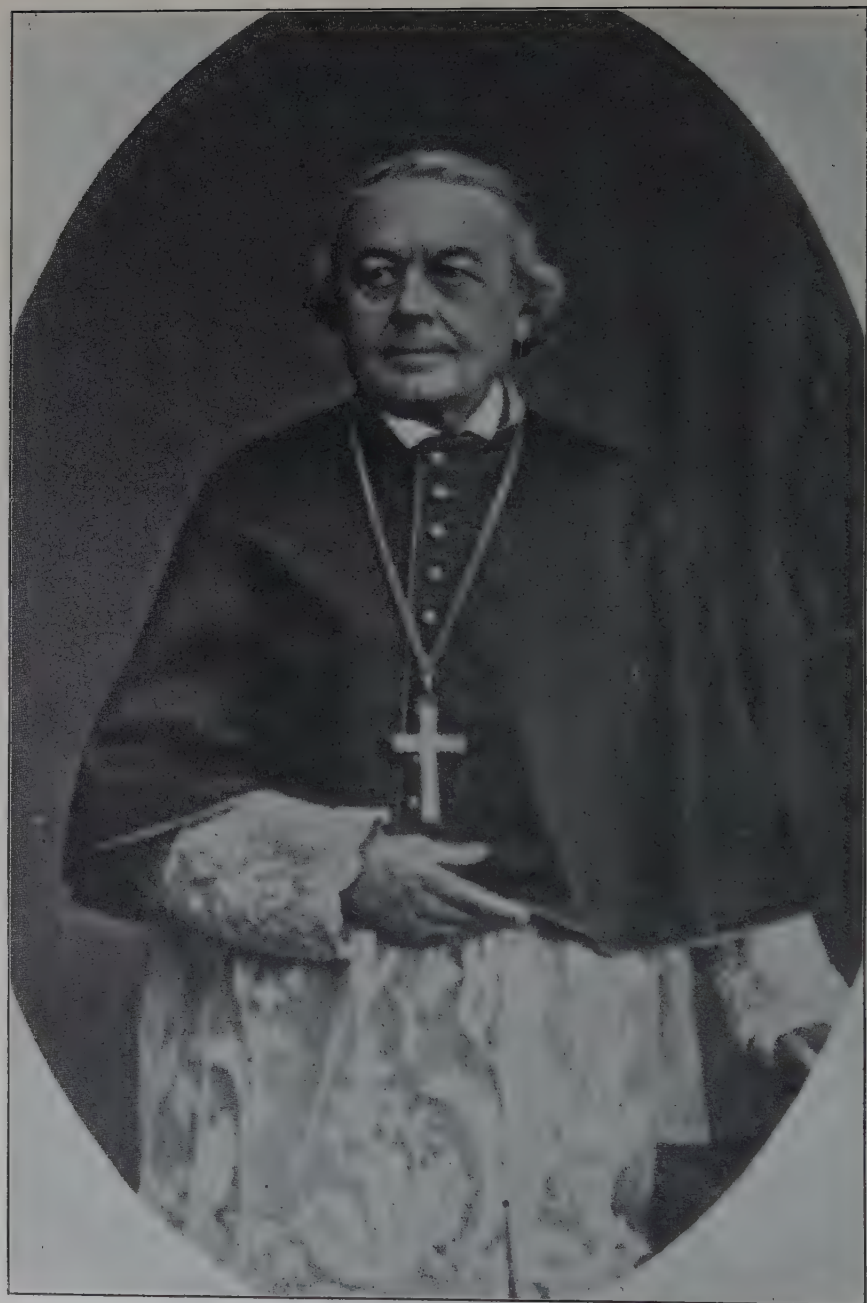
In den sechziger Jahren lebten die schwäbischen Katholiken in nicht geringer Sorge um das Schicksal des Heiligen Vaters. Ein Teil des Kirchenstaates nach dem andern ging an das Königreich Sardinien verloren, und bereits 1861 wurde die Parole ausgegeben: Auf nach Rom, der Hauptstadt des einigen Italien! Die liberale Presse der ganzen Welt tat ihr möglichstes, um das moralische Ansehen des Papsttums zu untergraben (ein Stuttgarter Blatt nannte den Papst sogar den Statthalter des Teufels), und in Kreisen des Protestantismus währte man bereits, in der unaufhaltsam der ewigen Stadt näherrückenden Katastrophe werde Papsttum und Kirche verschlungen werden. Auch die württembergischen Katholiken blieben von solchen Stimmungen nicht unberührt und darum wählte Bischof Lipp die römische Frage als Thema seines Fastenhirtenbriefs von 1861. Er tröstete die Gläubigen mit dem Hinweis auf die unerschöpfliche Lebenskraft der Kirche, den Schutz ihres unsichtbaren Oberhauptes und die vielen siegreich bestandenen Stürme, behielt aber so viel Klarheit des Blickes, daß er, im Gegensatz zu manchen andern katholischen Wortführern dieser Zeit, die Fortdauer von Papsttum und Kirche keineswegs an die Existenz des Kirchenstaates knüpfte. So schrieb er: „Aber wenn es auch geschehen sollte, wenn die undankbaren Kinder ihn, den besten Vater, auch noch ganz aus seinem Eigentum zu vertreiben sich erfrechen, so wird er dennoch der Papst, der Heilige Vater von Rom bleiben und die Kirche auf ihrem unüberwindlichen Felsen fortleben, kämpfen und siegen.“ Not und Abwehr schlossen den Ring um Haupt und Glieder nur noch dichter. Die Reorganisation des Militärs im Kirchenstaat, der Ausfall der Einnahmen und die Pflicht der Übernahme der Schuldenlast der geraubten Provinzen samt den Aufwendungen für die militärischen Operationen und Sicherungsmaßnahmen verursachten Kosten, die nur mit Hilfe der Katholiken der ganzen Welt aufgebracht werden konnten. Die päpstliche Anleihe fand auch in Württemberg nicht wenige Zeichner, wozu noch seit 1860 ein jährlicher Peterspfennig von 7000 Gulden kam. Im Jahre 1868 wurde mit der offiziellen Einführung der Michaelsbruderschaft begonnen, und noch im Laufe des nächsten Jahres entstanden in der

Diözese nicht weniger als 425 Michaelsvereine, so daß der Ertrag des Peterspennigs in diesem Jahr die Höhe von 15 000 Gulden erreichte. Immer wieder drückte um diese Zeit die Sorge um das Los des Heiligen Vaters dem Bischof die Feder in die Hand (vgl. die Hirtenbriefe von 1864, 1865, 1867, 1868), aber diese Sorge war kein schwächliches Zittern und Zagen, kein wehleidiges Jammern und Hänkeringen, sondern ein felsenfestes Gottvertrauen und eine innige Befehlung in den Schutz des Allerhöchsten. Eine am 3. März 1868 in Biberach tagende Katholikenversammlung, welche fast vom ganzen Land besucht war und auf welcher u. a. Graf B i s s i n g e n, K u h n, S e f e l e, Z i m m e r l e und R u d g a b e r sprachen, erklärte den Kirchenstaat als unumgänglich notwendig für die päpstliche Unabhängigkeit und fand über die Grenzen des Landes hinaus Beachtung. Allerdings schloß sich an sie eine unerquickliche Pressefehde an, welche ein bedenkliches Licht auf die Einigkeit der Katholiken des Landes warf.

Als Bischof Lipp einundzwanzig Jahre an der Spitze der Diözese gestanden hatte, fühlte er seine Kräfte schwinden und den Todesengel herannahen, wie er im Fastenhirtenbrief von 1869 andeutete. Schon einige Jahre vorher konnte er vor aller Öffentlichkeit konstatieren, daß seine rastlose Hirtenfürsorge schöne Früchte getragen habe. Die Anhänglichkeit an die Kirche, den fleißigen Besuch des Gottesdienstes, den eifrigen Sakramentsempfang, das Blühen der Bruderschaften, des Missionsvereins und der Gesellenvereine, die Gründung von Kinderrettungsanstalten und die Verbesserungen in der Verwaltung der Diözese konnte er selbst als solche erfreuliche Erscheinungen anführen; anderes verschwieg seine Bescheidenheit. Allein der Krieg von 1866 beraubte die württembergischen Katholiken des moralischen Haltes, den sie bisher an Österreich, der katholischen Vormacht des Deutschen Bundes, gehabt hatten und der auch in kirchenpolitischer Hinsicht bisweilen indirekt zu verspüren war. Die Freiheit der kirchlichen Wirksamkeit war auf den wichtigsten Gebieten gesichert, aber durch die Lockerung des Bundes mit dem Staat machte auch die Entchristlichung des öffentlichen Lebens bedauerliche Fortschritte. Als B i s c h o f L i p p am 3. Mai 1869 s t a r b, wurde auf die Schultern seines Nachfolgers keine leichte Bürde gelegt. Die Uneinigkeit im katholischen Lager selbst, die Verschärfung des Gegensatzes zwischen Besitzenden und Besitzlosen, das Anwachsen der Mischchen und der Diaspora, das starke Steigen des kirchenfeindlichen Liberalismus in Deutschland, der Mangel einer geschlossenen politischen Vertretung des Katholizismus im Lande und die Stürme, welche schon die Vorarbeiten des Vatikanischen Konzils umtobten, — das waren die Probleme, die immer dringlicher von seinem Nachfolger eine Lösung erheischten.



Inneres der Abteikirche Neresheim



Bischof Dr. Karl Joseph von Sefele



## Bischof Hefele und seine Zeit

### Einleitung

„Mitten in schwieriger Zeit“ . . . so hat Professor Hefele in seinem Kollegheft die Darstellung des gewaltigen Papstes Gregor VII. begonnen. Mitten in schwieriger Zeit hat auch R. J. Hefele selbst den Bischofsstuhl von Rottenburg bestiegen. Innerhalb der Diözese waren infolge der „Rottenburger Wirren“ Priester- und weite Laienkreise in zwei gegnerische Lager getrennt, das eben eröffnete Vatikanische Konzil und insbesondere die Infallibilitätsfrage hatte in ganz Deutschland eine gefährdende antikatholische Bewegung hervorgerufen, und im preußischen Norden begann, eingeleitet durch den Klostersturm in Moabit-Berlin, das furchtbare Hochgewitter des großen Kulturkampfes aufzusteigen, als der bisherige Professor Hefele im Sommer 1869 schweren Herzens sich bereit erklärte, die Wahl zum Bischof von Rottenburg annehmen zu wollen.

Und daß er sich dessen nicht weigerte, war von providentieller Bedeutung. Ihm ist es gelungen, im Laufe einer langen Amtstätigkeit der Diözese den inneren Frieden und die Einigkeit wiederzugeben; Bischof Hefele hat durch sein offenes Bekenntnis zur heiligen Kirche dem „Alt-katholizismus“ eine Niederlage bereitet, von welcher sich dieser nie wieder erholte, und während die große Katholikenverfolgung des „Kulturkampfes“ über zwölf Jahre lang in allen anderen Teilen des jungen Deutschen Reichs die furchtbarsten Verheerungen anrichtete, war es dem Rottenburger Bischof gegeben, in Verbindung mit einem gerechten und erleuchteten König dem katholischen Volke des Schwabenlandes den religiösen Frieden zu erhalten.

Blickt man von heute zurück auf jene schwerbewegte Zeit, so wird man wohl sagen dürfen, daß R. J. von Hefele nicht bloß der berufene, sondern der einzige Mann gewesen ist, welcher den übergroßen Schwierigkeiten seiner Tage gewachsen war und ihrer im Rahmen seiner Amtsführung auch Herr werden sollte.

Damit ist indessen die Bedeutung dieses Kirchenfürsten lange nicht erschöpft. Vom Bischof läßt sich der theologische Hochschullehrer und der Kirchenhistoriker nicht trennen, und was R. J. von Hefele in den vierunddreißig Jahren seiner Tübinger Wirksamkeit Großes geleistet hat für seine Diözese wie für die Kirche überhaupt, steht im engsten Zusammenhang mit seinem Episkopat und wiegt vielleicht noch schwerer als die Summe seiner Verdienste im Oberhirtenamte. „Vir doctissimus“ hat ihn Leo XIII., selbst einer der gelehrtesten Männer auf dem Stuhl Petri, bei verschiedenen Gelegenheiten genannt, und das entspricht der Wahrheit. Die Mitra des dritten Bischofs von Rottenburg hat ein Haupt gekrönt, welches zugleich im Ruhm eines Gelehrten von Weltruf glänzte.

Wenn im folgenden das Lebensbild R. J. von Hefeles in den entsprechenden zwei Hauptabschnitten behandelt wird, so können wir uns für diese Einteilung vor allem auf die tiefempfundene Grabrede berufen, welche Bischof Wilhelm von Reiser im Dom zu Rottenburg am 9. Juni 1893 seinem Vorgänger im Oberhirtenamte gehalten hat.

### Erstes Kapitel

## Jugend und Studienzeit bis zur Professur in Tübingen

### Heimat, Elternhaus und Jugendzeit

**K**arl Joseph Hefele wurde geboren im Pfarrdorf Untertochen, Oberamts Alen. Demselben Bezirke gehört auch der Geburtsort seines Vorgängers auf dem Bischofsstuhle, J. Lipp, an: Holzhausen (Schechingen), und nur einige Stunden entfernt liegt Gmünd, die Heimat seines dritten Nachfolgers, P. W. von Keppler. Große geschichtliche und uralte katholische Erinnerungen sind mit dieser auch landschaftlich so schönen Gegend verknüpft. Der Klosterberg Neresheim hält übers Ries hinweg Zwiesprache mit den Türmen vom Schönenberg, und diese schauen grüßend hinüber zur „Schönen Maria“ vom Rechberg, in dessen westlicher Nachbarschaft erst der Hohenstaufen aufragt; zu den Füßen dieser stolzen Höhen aber sind eingebettet in Talgründen das Kloster Lorch, die alte Reichsstadt Gmünd, das ehrwürdige Ellwangen und zahlreiche Ortschaften, in welchen katholisches Fühlen und Leben blüht bis zu dieser Stunde. Aus diesem Heimboden hat auch der Erstgeborene des Hüttenbeamten A. Hefele einen guten Teil seiner Eigenart gezogen; ihm hat er lebenslang warme, treue Liebe bewahrt.

Am Donnerstag der vierten Fastenwoche 1809, 16. März, hat er das Licht der Welt erblickt und ist von Pfarrer Bechtolf, mit welchem seine

Eltern in freundschaftlichen Beziehungen standen, wohl wegen des nahen St. Josephsfestes auf den Namen Karl Joseph getauft worden. Es war eine angesehene Beamtenfamilie, welcher er angehörte. Der Vater Alois Hefele war ein Sohn des fürstlichen Hoffammerrats in Ellwangen; die Mutter Eleonore entstammte einer geadelten Familie: ihr Vater, Philipp Karl von Winkler, war fürstlich Sttingen-Wallersteinischer Oberamtmann in Baldern, ihre Mutter, also die Großmutter des späteren Bischofs, war Karoline, geborene von Lang, Tochter des Freiherrn Joh. Christoph von Lang zu Leinzell (Oberamt Gmünd). Die Brautleute stellten ihre Ehe unter den besonderen Schutz der Muttergottes, denn die Trauung erfolgte, wie Bischof Hefele selbst erzählte, auf dem Schönenberg im Schaltjahre 1808 und zwar am 29. Februar. Als Sohn dieser edlen Familie hat der kleine Karl Joseph von Anfang an nicht nur die Lehren, sondern vor



Die alte Kirche in Oberkochen

allem auch das lebenswarme Beispiel wohlanständigen Benehmens und feiner Sitten genossen und die Liebe zu allem Guten und Edlen wie den Abscheu vor dem Niedrigen und Gemeinen sozusagen mit der Muttermilch eingesogen; zugleich eignete er sich unbewußt schon in frühesten Jahren jene Liebenswürdigkeit und Sicherheit im gesellschaftlichen Verkehr, auch mit höchsten Persönlichkeiten, an, welche ihn durch das ganze Leben begleitete und besonders auch für seine bischöfliche Amtsführung von nicht zu unterschätzendem Werte sein sollte. Dazu kam das noch weit wertvollere Gut einer treukatholischen Erziehung.

Nachdem der Vater im Jahre 1811 zum königlichen Hüttenverwalter in Neuschmiede bei Abtsgmünd befördert worden war, stellte er mit Rücksicht auf den weiten Schulweg für den erst fünfjährigen Sohn einen eigenen Hauslehrer an, so daß Erziehung und Unterricht ganz in der Familie blieben. Der ebenso wißbegierige als talentvolle Karl Joseph wurde in den Elementarfächern und dann auch im Lateinischen unterrichtet, so daß er schon mit dem begonnenen neunten Lebensjahre ans Gymnasium nach Ellwangen übersiedeln konnte.

Im Laufe der Jahre erhielt Karl Joseph noch weitere sieben Geschwi-

ster, zwei Brüder und fünf Schwestern, von welchen zwei in früher Jugend starben, die übrigen in späterem Alter, doch so, daß er sie alle überlebt hat. Im Jahre 1819 übersiedelte der Vater an das Hüttenwerk nach Königsbronn; als Katholik war er jetzt nach Oberkochen eingemeindet. Hier ist es heute noch nicht vergessen, wie die Familie des Hüttenverwalters, der weiten Entfernung nicht achtend, regelmäßig zum Gottesdienst (in dem alten, als „Verjährungskirche“ 1898 abgebrochenen und durch einen Neubau ersetztten Gotteshause) sich einfand und so ein gutes Beispiel gegeben hat. Auf dem Kirchhofe von Oberkochen ist auch der am 12. Juni 1831 verstorbene Vater des Bischofs beigesetzt worden; jetzt noch ist seine im Empirestil gehaltene Grabplatte (Eisenguß) an der Kirchenmauer zu sehen, daneben die des zweitältesten Töchterleins Katharine, die zehnjährig im Jahre 1820 verstarb; der kleine Bruder Karl Josephs, Heinrich, wurde nur ein Jahr alt. Anlässlich seiner Inthronisation hat Karl Joseph zum Gedächtnis seines Vaters der Kirche in Oberkochen ein prachtvolles Missale geschenkt, welches dann an den Festtagen des Jahres gebraucht worden ist. Die Mutter des Bischofs überlebte ihren Gemahl um dreizehn Jahre. Bei seinem Tode war das jüngste Kind erst elf Jahre alt, und bei den damaligen Pensionsverhältnissen blieben ihr die Sorgen nicht erspart. Zunächst übersiedelte sie nach Ellwangen; als ihr Ältester Universitätsprofessor geworden war, nahm er die Mutter zu sich. Sie ist 1844, siebenundsechzig Jahre alt, gestorben, nachdem sie mehrere Jahre hindurch schon erblindet war; ihre letzte Ruhestätte hat sie auf dem Friedhof zu Tübingen gefunden.

### Am Gymnasium in Ellwangen und Ehingen

Von den zehn Gymnasialjahren des Studenten Karl Joseph Hefele entfielen acht auf Ellwangen, die zwei letzten auf Ehingen.

Die ehrwürdige Stadt Ellwangen, bis zum Säkularisationsjahr 1803 Sitz der alten, berühmten Fürstpropstei, war noch in den Tagen des Jahres 1817, da der junge Hefele ins Untergymnasium eintrat, der kirchliche Mittelpunkt der katholischen Untertanen Württembergs. Schon seit 1812 bestand hier ein von König Friedrich errichtetes Generalvikariat und seit Frühjahr 1817 waren demselben alle katholischen Landesteile unterstellt. Für die Heranbildung des katholischen Klerus war eine eigene katholische Fakultät und ein Priesterseminar eingerichtet, der geschäftsführende „Provikar“ war der nachmalige erste Bischof von Rottenburg, Keller, und es hatte sich sogar darum gehandelt, daß Ellwangen der Sitz eines Erzbischofs mit den Suffraganbistümern Weingarten und Rottweil werden sollte. Aber schon im Spätherbst 1817 wurden die Fakultät nach Tü-

bingen und das Priesterseminar nach Rottenburg verlegt, wodurch der Grundstein für das nunmehrige Bistum R o t t e n b u r g gelegt war.

Mit freudebanger Erwartung mag der achtjährige Karl Joseph an der Seite seines Vaters eingezogen sein in diese Stadt, welche nun seine zweite Heimat werden sollte. Während der acht Jahre dieses Aufenthalts, von welchen die beiden letzten auf das Obergymnasium kamen, hatte er Wohnung und Verpflegung bei seinem geistlichen Großonkel, dem Stiftsvikar und Geistlichen Rat Alois Hefele, welcher in der Priestergasse wohnte. Bei ihm und seiner Schwester war er gut aufgehoben, stand aber, wie er später erzählte, unter strenger Zucht. Es wird auch nicht gefehlt haben, daß der greise Stiftsvikar dem Großneffen erzählt hat von den Greueln der Säkularisation, da unter dem Kommando württembergischer Finanzleute der größte Teil des Kirchenschatzes geraubt, die herrliche Bibliothek verwüstet und achtlos verschleppt wurde, und da die wenigen Stiftsgeistlichen auf ein „Einkommen“ angewiesen waren, welches man besser als eine Anweisung auf langsamen Hungertod bezeichnet hätte. Zugleich mag er als weitere Zeugen des neuen Regiments gelegentlich die paar alten gebrechlichen Kapuziner gesehen haben, welche in dem „Sammelkloster“ den Tod als Erlöser aus dem Elend ihrer Verbannung erwarteten. Solche Eindrücke haben sich dem Herzen des heranwachsenden Gymnasisten gewiß tief eingeprägt und den Geist schärfster Beurteilung aller Kulturkämpferei gewedt und erhalten. Ellwangen war damals noch eine durch und durch katholische Stadt; hat sie doch der württembergische Kommissär Röder nebst der Stadt Gmünd ausdrücklich als „bigott“ in seinem amtlichen Bericht bezeichnet. Trotz aller altwürttembergischen Velleitäten brannte noch das Ewige Licht im uralten Heiligtum der Stiftskirche; noch lebte das Andenken an den heiligmäßigen Pater Philipp Jeningen im Volke, noch schaute vom Schönenberg herab auf die Stadt die Wallfahrtskirche der Muttergottes tröstend und einladend. Das ist sicher nicht ohne dauernde Wirkung geblieben auf den Studenten Karl Joseph Hefele. Wie oft mag er in diesen Kirchen gekniet und gebetet haben, niemals, ohne in der Liebe zum geistlichen Beruf, zu dem er sich hingezogen fühlte, noch mehr befestigt worden zu sein.

Unter tüchtigen Lehrern, an deren Spitze Rektor Werfer stand, machte Studiosus Hefele, fast immer der Erste in seiner Klasse, ausgezeichnete Fortschritte, vor allem in den altklassischen Sprachen, wurde Obergymnasist und fand dann im Jahre 1825 Aufnahme im Konvikt Ehingen, wo er die beiden letzten Jahre verbrachte bis zum Übergang auf die Universität. In Ehingen amtierte zu jener Zeit Dr. J. L i p p als Professor und Konviktsvorsteher; weder der Vorgesetzte noch der Schüler mögen geahnt haben,

daß letzterer dem ersteren dereinst auf den Bischofsthron zu Rottenburg nachfolgen werde.

Kerngesund an Leib und Seele, vor so manchen Schäden bewahrt, welche andere davontrugen, hat K. J. Hefele in glänzend erstandener Reifeprüfung das Gymnasialstudium abgeschlossen. Gott hat ihn, den er zum apostolischen Amte erwählte, während dieser Jahre sichtlich behütet und geführt. Durchs ganze Leben ist K. J. Hefele der Stadt Ellwangen in dankbarer Anhänglichkeit verbunden geblieben; das dortige Gymnasium aber mag stolz sein auf ihn: in der Zahl der bedeutenden Männer, welche seine Schüler waren, glänzt der Name Karl Joseph Hefele an erster Stelle.

### Wilhelmsstift und Priesterseminar

Im Herbst 1827, also vor hundert Jahren, hat Studiosus Hefele, achtzehneinhalb Jahre alt, die Universität Tübingen bezogen, um als Zögling des Wilhelmsstifts sich dem Studium der katholischen Theologie zu widmen. Tübingen hatte damals noch keinen modernen Anstrich; es gab weder große Kliniken noch Studentenhäuser, der Österberg war eine idyllische Wildnis und in der Neckarhalde standen kaum ein paar Häuser — von einem Bahnhof aber wußte damals die Welt ja überhaupt noch nichts. Die meisten Studenten legten den Weg von der Heimat zur Alma mater noch auf „Schusters Rappen“ zurück, und auch Bischof Hefele konnte anlässlich der Kirchweihe in Göppingen erzählen, daß er schon als Studiosus, „das Ränzlein auf dem Rücken und seine paar Baken in der Tasche“, durch Göppingen marschiert sei. Die Vorlesungen, soweit sie nicht im Konvikt oder dem protestantischen Stift gehalten wurden, fanden in der alten Aula statt; der Bau der neuen ist erst achtzehn Jahre später vollendet worden. Und niemand konnte wissen, daß der junge *civis academicus* Hefele vierzig Jahre später als Professor seine Amtswohnung in der alten Aula haben und in ihr die Mitteilung entgegennehmen werde, daß er zum Bischof von Rottenburg gewählt sei.

Fünf Jahre, von 1827 bis 1832, weilte er als Zögling des Wilhelmsstifts in Tübingen; die ersten vier Semester galten nach den damaligen Bestimmungen der Philosophie und Philologie, die folgenden sechs der Theologie selbst. Die katholisch-theologische Fakultät stand damals in ihrer ersten Blüte; die Namen der Professoren Drey, Hirschler, Möhler, Herbst und Feilmoser waren weithin in Ehren bekannt. Die glänzendste Erscheinung war Adam Möhler, welcher Kirchengeschichte las und durch sein Buch „Symbolik“ (die Unterscheidungslehren zwischen Katholiken und Protestanten) Weltruhm sich erwarb. Die Eindrücke dieser Vorlesungen

waren bestimmend für Hefeles ganzes Leben; die heiligen Ideale, welche in jenen Jahren seine Seele erfaßten und himmelan hoben, haben ihn auch zur Zeit der schwersten Prüfung nicht verlassen.

Groß war die Zahl der jungen katholischen Theologen, welche damals in Tübingen sich fanden; der Kurs Hefeles zählte zweiundvierzig Kommilitonen, darunter die späteren Domkapitulare Scharff und Welte, der Biberacher Dekan Nachbaur und der Superior Kuonz der Kongregation von Sießen. Das glänzendste Talent neben Hefele war der allerdings drei Jahre ältere Joh. Ev. Ruhn aus Wäschenbeuren, der spätere langjährige Kollege des Bischofs als Professor der Dogmatik und sein intimer Freund bis zum Lebensende. Wie am Gymnasium, so stand auch an der Universität Hefele an der Spitze seines Kurses und eignete sich die gründlichste wissenschaftliche Bildung für den künftigen priesterlichen Beruf an. Für die Lösung der theologischen Preisaufgabe über Nikolaus von Cusa erhielt er „ausgezeichnetes Lob“ seitens der Fakultät, und im Jahre 1832 den ersten homiletischen (Predigt-) Preis. So konnte es nicht fehlen, daß er auf Grund glänzender Zeugnisse in das Priesterseminar aufgenommen wurde.

Im Herbst 1832 trat er ein; Matth. Erhard war damals Regens. Im Rottenburger Seminar herrschte damals noch stark der von Stuttgart aus befohlene Geist josephinischer Richtung. Das Breviergebet blieb den Alumnen soviel wie unbekannt, eine eigene Hauskapelle fand sich nicht im Seminar, und oft genug wurde die Tischlesung aus dem „Schwäbischen Merkur“ genommen. Aber der Geist Gottes weht wo er will, der Beruf zum Priestertum lebte im Herzen des braven, sittenreinen Alumnus, und mit Gottes Gnadenhilfe ist er gleich vielen anderen Studiengenossen ein frommer, gewissenhafter Priester von vorbildlichem Wandel geworden.

An der Vigil von Mariä Himmelfahrt, 14. August 1833, hat ihm und 41 Kursgenossen Bischof J. B. Keller die heilige Priesterweihe erteilt; und in der ehrwürdigen Stiftskirche zu Ellwangen hat der Neupriester seine Primiz mit einer stillen heiligen Messe gefeiert, welcher die verwitwete Mutter mit den Geschwistern in tiefem Glücksgefühl anwohnten. Wie wäre es aber dem Mutterherzen erst zumute gewesen, wenn es hätte ahnen können, daß fünfzig Jahre später ihr Erstgeborener das Goldene Priesterjubiläum unter der begeisterten Teilnahme der ganzen Diözese hochfestlich im Bischofsdom zu Rottenburg begehen werde!

### **Zum akademischen Lehramt**

Die erste Verwendung fand der Neupriester als Vikar in Mergentheim. Obgleich er nur sieben Monate hier tätig war, ist ihm diese Stadt

für sein ganzes Leben lieb gewesen. Als er etwa vierzig Jahre später erstmals zur Firmung nach Mergentheim kam, wußte er beim Empfang die alten Bekannten aus der Vikarszeit zu ihrer freudigen Überraschung bei ihren Namen anzureden — zugleich ein Beweis seines sprichwörtlich scharfen Gedächtnisses.

Auf den Josephstag 1834 erfolgte dann die Berufung Hefeles zum Repetenten ans Wilhelmsstift Tübingen, eine Auszeichnung, welche nicht überraschen konnte. Während der nächsten zehn Monate repetierte er mit den Zöglingen Logik und Physik und las mit ihnen Herodot und alttestamentliche Bücher in der hebräischen Ursprache. Daneben betrieb er privatim das Studium der klassischen Literatur der Römer und Griechen zur Vorbereitung auf das höhere Philologensexamen. Er hatte nämlich die Absicht, als Gymnasialprofessor zu wirken und seinen Lebensberuf zu finden. Darin kam ihm denn auch die Versetzung von Tübingen nach Rottweil (Februar 1835) entgegen, wo er Professoratsverweser am Obergymnasium wurde. Im gleichen Jahre noch bestand er das philologische Professoratsexamen zu Stuttgart mit bestem Erfolge. Nun war nach menschlichem Ermessen seine Zukunft gesichert und der erst Siebenundzwanzigjährige konnte jetzt definitiv werden. Mit ihm selber mag seine Mutter Gott gedankt haben, daß ihr Erstgeborener nun am Ziele angelangt war.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt — und Gott hatte anderes beschloffen.

Karl Joseph Hefele sollte wohl dem Lehramte erhalten bleiben, zu welchem es ihn drängte aus allen Fasern seines Wesens, aber er sollte diesen Beruf ausüben nicht an irgend einem humanistischen Gymnasium Württembergs, sondern an der Landesuniversität Tübingen als akademischer Professor; zu seinen Füßen sollten während eines vollen Menschenalters der ganze theologische Nachwuchs der Diözese und ungezählte andere Hörer sitzen, um aus seinem Munde die Geschichte der Kirche Gottes auf Erden in wissenschaftlicher Darstellung zu vernehmen.

Der Zugang auf diesen Posten ist ihm geöffnet worden von einer Seite, welcher nichts ferner lag, als Sympathien für den katholischen Glauben oder Förderung der katholischen Wissenschaft. Professor Adam Wöhler in Tübingen, der Lehrer Hefeles, hatte durch sein Buch „Symbolik“, in welchem das Wesen des Protestantismus wahrheitsgetreu beleuchtet ist, sich nicht bloß wissenschaftliche Gegner, sondern auch persönliche Feinde erweckt, welche in unwürdiger Weise gegen ihn Stimmung machten im altwürttembergischen Lande: auch ein Beitrag zur „Freiheit der Wissenschaft und der Forschung“ in jenen Zeiten. Unter diesen Um-

ständen war es begreiflich, wenn Möhler, einem höchst ehrenvollen Rufe des bayerischen Königs Ludwig I. folgend, sein Vaterland verließ und auf die Universität München übersiedelte, wo er begeisterte Aufnahme fand. Das war geschehen im Jahre 1835, Möhler stand damals erst in seinem vierzigsten Lebensjahre.

Nun war der Lehrstuhl der Kirchengeschichte in Tübingen frei geworden — frei für Karl Joseph Hefele. So jung der Rottweiler Professoratsverweser auch noch war, so hat ihn doch die katholisch-theologische Fakultät eingeladen, sich zunächst als Privatdozent in Tübingen zu habilitieren, um als Nachfolger Möhlers das Kolleg der Kirchengeschichte zu übernehmen.

Hefele hat nicht gezögert, dem Rufe zu folgen, und damit war die große Wendung in seinem Leben geschehen; nun war er da, wo Gott ihn für das nächste Menschenalter haben wollte. —

Der Bericht über den ersten Lebensabschnitt K. J. Hefeles soll nicht schließen ohne die Mitteilung, wann und wo er sich das *Bürgerrecht* erworben hat.

Um zum Professoratsexamen zugelassen zu werden, mußte er auch den Nachweis erbringen, daß er das Bürgerrecht in einer württembergischen Gemeinde besitze. Da letzteres bei ihm noch nicht zutraf, wandte er sich an die nicht weit von Rottweil entfernte Gemeinde B. Es geschah dies aus Sparsamkeitsgründen, denn die Gemeinde war arm und die Aufnahmegebühr entsprechend niedrig; Professoratsverweser Hefele aber mußte mit jedem Kreuzer rechnen. Der Schwanenwirt von B., welcher zugleich Gemeinderat war, versprach ihm, für ihn einzutreten, aber die übrigen Väter des Ortes waren anderer Meinung; sie fürchteten sich am Ende gar, der Gemeinde eine Last aufzulegen, und wiesen das Gesuch ab. Nun gab es im gleichen Oberamt eine Gemeinde, die (damals) noch ärmer war, das war *Locherhof* bei Dunningen, ein Örtchen von etwa 150 Seelen. Dort klopfte der junge Professoratsverweser an — nicht ohne Zagen, denn die Gemeinde war größtenteils protestantisch. Und hier gab es keine Schwierigkeiten, wie im Protokollbuch von Locherhof heute noch nachzulesen ist. „Der Gemeinderat hat beschlossen,“ heißt es darin, „dem Gesuch des Herrn Hefele gegen Erlegung von sechs Gulden Aufnahmegebühr, drei Gulden Gemeinderatsportel und einen Gulden herrschaftlicher Sportel zu entsprechen.“ Außerdem hatte er auf seine Kosten zwei Bäume pflanzen zu lassen, die Anschaffung eines Feuereimers wurde ihm erlassen.

So ist der spätere Bischof Bürger von Locherhof geworden, und er hat auch in diesem Amte „seine“ Locherhofer und sie „ihren“ Bischof nicht

vergeffen. Der alte Gemeindepfleger erzählte, daß er jedes Jahr den Steuerzettel mit zweiundzwanzigeinhalb Kreuzer an den Professor bezw. Bischof einsandte, worauf ungesäumt der Steuerbetrag und dazu zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden für die Armen eingelaufen seien. Und vom Jahr 1879 meldet das Protokollbuch, daß Bischof Hefele eine Staatsobligation im Wert von 1000 Mark der Gemeinde Locherhof geschenkt habe, mit der Bestimmung, daß die Zinsen jährlich an die Armen verteilt werden. Jedesmal aber, wenn der Bischof zur Firmung nach Dunningen kam, machte ihm der Gemeinderat Locherhof seine Aufwartung und wurde von dem hohen Mitbürger mit den „Herren“ zum Mittagsmahl geladen, und auch im Palais zu Rottenburg wurde bei bestimmten Gelegenheiten der Schultheiß oder Gemeindepfleger freundlichst empfangen.

## Zweites Kapitel

### Der Kirchenhistoriker und akademische Lehrer in Tübingen

#### Einführung in Tübingen

**M**it Ostern des Jahres 1836 hat R. J. Hefele seine akademische Lehrthätigkeit, zunächst als Privatdozent, begonnen, aber schon auf Mariä Geburt (8. September) des nächsten Jahres ist er außerordentlicher Professor der Theologie geworden. Als solcher hielt er Vorlesungen nicht bloß über Kirchengeschichte und Patrologie, sondern aushilfsweise nach der Übersiedelung des berühmten Hirscher an die Universität Freiburg auch noch eineinhalb Jahre lang über Moral und mehrere Jahre über Pastoraltheologie.

Daneben fand er noch Zeit und Kraft zur Ausarbeitung seines ersten wissenschaftlichen Werkes in Buchform: „Geschichte der Einführung des Christentums im südwestlichen Deutschland, besonders in Württemberg“ (1837). Der tiefschürfende Inhalt leuchtete hinein in das Dunkel der ersten Jahrhunderte christlichen Lebens in unserem engeren Vaterlande; das Wirken der ältesten Glaubensboten Sankt Fridolin, Columban und Gallus, Trudpert und Pirmin tritt heraus und die Gründung des Bistums Konstanz wird geschildert; zum Schlusse sind die sechsundsiebzig frühesten christlichen Gemeinden Württembergs aufgeführt und beschrieben. Warme Vaterlandsliebe und Dankbarkeit für den Segen, welchen das Christentum auch unserer Heimat gebracht, haben dies Buch geschaffen, um so verdienstlicher, als bis dahin nichts Ähnliches vorhanden war.

Dies 420 Seiten haltende Buch war zugleich Hefeles Doktor-dissertation. Auf Grund seines Inhalts und vierzig lateinischer Thesen hielt er im Januar 1838 in der alten Aula eine öffentliche Disputation, welche volle fünf Stunden dauerte und an der sich verschiedene Professoren beteiligten. Der damalige Kanzler der Universität, der berühmte Jurist Wächter, sagte dabei, es gehöre großer Mut dazu, gleich über ein ganzes Buch zu disputieren, und beglückwünschte ihn „zu seiner so hoffnungsvollen akademischen Laufbahn“. Das Endergebnis war, daß Hefele die theologische Doktormürde erhielt, um sodann auf Mariä Himmelfahrt — genau sieben Jahre nach seiner Primiz — zum ordentlichen öffentlichen Professor der Theologie erhoben zu werden. Damit hatte er die Stellung erreicht, in welcher er während der folgenden dreißig Jahre unvergänglich Großes und Segensreiches leisten sollte.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, aus der Zahl seiner frühesten Schüler die Namen der späteren Gelehrten Gams, Mauch, Mattes, Probst, Aberle, Bendel, Himpel, Kober, sowie der weiteren bekannten Männer A. Werfer, Zimmerle (Stuttgart), Stempfle, Mast, Dannecker, Laib (Onkel des Bischofs Keppler), Schmöger, Birkler, Kollmann, Fl. Rieß, Schwarz hier anzuführen; Hunderte tüchtiger und ausgezeichnete Geistlicher sollten sich ihnen im Laufe von dreißig Jahren anreihen.



Die alte Aula in Tübingen

### Der Kirchenhistoriker Hefele

Der akademische Lehrauftrag „Kirchengeschichte“ ist ja auch im allgemeinen ohne weiteres verständlich. Aber beim näheren Zusehen stellt sich doch heraus, daß nur der akademische Hörer, und im vollen Sinn nur der akademische Lehrer selbst ganz weiß, was das Wort „Kirchengeschichte“ besagt.

Ihr Inhalt ist die Wissenschaft vom Gang der von Christus gestifteten Kirche durch die neunzehn Jahrhunderte vom ersten Pfingstfest an bis zur Gegenwart. Die 700 Jahre von den Aposteln bis zu Karl dem Großen, die folgenden 800 Jahre des christlichen Mittelalters und die letzten 400 seit der sogenannten Reformation sind die riesigen Hauptabschnitte des ganzen Gebietes dieser Wissenschaft. Ein beinahe uferloses Meer von

Ereignissen aller Art, die sich wogengleich folgen und treiben, bald sturm- bewegt, bald ruhiger, durchkreuzt von Tausenden und Hunderttausenden markanter Einzelheiten und Einzelercheinungen, von Namen und Zahlen, liegt in der Geschichte der Kirche Gottes auf Erden vor dem Wissen- den ausgebreitet, in seinen millionenfachen Wechselln das größte Schau- spiel der geschaffenen Welt.

Im Geiste des Kirchenhistorikers sichtet und ordnet sich dieses unge- heure Chaos zu großen, unter sich logisch gegliederten Teilen und Ab- schnitten, von denen jeder für Hunderte gelehrter Abhandlungen Stoff enthält. Die naturgemäße i n n e r e E n t w i c k l u n g der Kirche seit der Zeit der Apostel und Urchristen bis zum zwanzigsten Jahrhundert in Dogma und Kultus, Liturgie und Verfassung, Ordenswesen, Wissen- schaft, Kunst und Kultur, im Glaubensleben der Völker und vor allem im Primat, das ä u ß e r e W a c h s t u m des Senfkörnleins zum Weltenbaum, die Ausbreitung des Christentums unter den Völkern von jener ersten Dreitausend-Seelen-Gemeinde des Pfingstfestes in Jerusa- lem bis zum heutigen Stand von 300 Millionen katholischer Christen in allen Weltteilen; die i n n e r e n K ä m p f e um die endgültige Feststel- lung des Lehrbegriffs gegen die im Orient förmlich aufwuchernden, aus- einander herauswachsenden Häresien der ersten sechs Jahrhunderte, die Irrlehren im Mittelalter, der Niedergang des kirchlichen Lebens, das Neu- heidentum der Renaissancezeit, der Protestantismus und die westeuro- päische Kirchenspaltung, die antichristliche falsche Aufklärung und schließ- lich das National- und Staatskirchentum bis herauf zum Modernismus; dazu die ä u ß e r e n B e d r ä n g n i s s e und Kämpfe der wahren Kirche, von den Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte bis zur Gegen- wart herauf: das sind Tausende von Ereignissen, Zehntausende von Namen und Daten und Hunderttausende von markanten Einzelheiten, aus welchen sich die Kirchengeschichte zusammensetzt.

Und da sie sich abspielt auf dem Untergrund der Völker- und Staaten- geschichte, so muß der Kirchenhistoriker auch diese in allen wesentlichen Teilen kennen. Vor allem muß ihm aber die ganze L i t e r a t u r der K i r c h e n g e s c h i c h t e b e k a n n t sein und alles, was seit uralten Zei- ten auf diesem Gebiete veröffentlicht wurde, die Bücher der katholischen Historiker wie die der Gegner, das was sicher feststeht, wie das, was noch weiter erforscht werden muß und noch Gegenstand wissenschaftlicher Kontroverse ist.

Angeichts dieses Umfanges der Wissenschaft von der Kirchengeschichte hat man ein Recht zu sagen: es gehört ein langes, gründlich ausgenütztes Leben, ein großer Geist und nicht zuletzt ein Gedächtnis von unvergleich-

licher Treue und Fassungskraft dazu, um diesen ungeheuren Stoff aufzunehmen und sich so zu eigen zu machen, daß man ihn mit autoritativer Sicherheit beherrscht; nur einem großen Gelehrten ist das gegeben.

Auf R. J. Hefele hat dies in seltenem Maße zugetroffen. Noch stand er nicht in der zweiten Hälfte seiner akademischen Wirksamkeit, als er schon im ganzen katholischen Deutschland unter den ersten Kirchenhistorikern genannt wurde, ebenbürtig dem damals berühmtesten Professor Döllinger in München. Sein Name zog außer den Württembergern viele Hunderte junger Theologen aus den Rheinlanden, Westfalen, Schlesien, der deutschen Schweiz usw. nach Tübingen, und alle diese Männer waren stolz darauf, in ihrer Jugend zu Füßen dieses Lehrers gesessen zu haben. Das Wort, welches am Sarge des Bischofs aus ruferischem Munde gesprochen wurde: „solange es eine kirchliche Wissenschaft gibt, wird der Name Hefele fortleben“, trifft ebenso zu, wie der Wahlspruch: „Wer mit Segen in seinem Berufe wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören“, der seine glänzendste Verwirklichung gefunden hat in Hefele selbst.

Ehe wir aber nun an die Aufgabe herantreten, ein Bild zu geben von dem, was R. J. Hefele in den 34 Jahren seiner akademischen Tätigkeit als Forscher und Gelehrter wie als Lehrer geleistet hat, muß auch noch seiner parlamentarischen Tätigkeit gedacht werden.

### Das Landtagsmandat

Der junge Professor, welcher der eigenen teuren Heimat sein erstes Buch gewidmet, hat auch mit offenen Augen und brennendem Herzen die traurigen kirchenpolitischen Zustände seiner eigenen Zeit, die Not seines Bischofs und die unwürdige Lage der katholischen Kirche in Württemberg geschaut und mitempfunden.

Wie im ersten Abschnitt dieses Buches näher ausgeführt ist, hat Bischof Keller im Jahre 1841 in einer Motion an den Landtag die ihm vom alt-württembergischen Staatskirchentum vorenthaltenen Rechte feierlich reklamiert. Den wenigen Männern, welche mit Mut und Geschick sich hierin auf die Seite des Bischofs stellten, hat sich auch Professor Dr. Hefele zugesellt. Das Mandat des Bezirkes Land Ellwangen war erledigt und wurde ihm am 3. Dezember 1841 angeboten. Und er hat angenommen.

Andere hätten vielleicht in kluger Berechnung sich zurückgehalten, hätten gefürchtet, ihrer Zukunft zu schaden, und hätten vor der Ungnade des mächtigen Kultministers Schlauer gebangt; für den jungen Professor Hefele gab es kein Bedenken. Er sah die bittere Not des Bischofs und der Kirche in Württemberg, und nichts konnte ihn zurückhalten, hier auch per-

fönlich einzutreten im parlamentarischen Kampfe. Am 18. Januar 1842 wurde Hefele mit großer Mehrheit gewählt. Aber noch sollte es einen vollen Monat dauern, bis er sein Mandat ausüben konnte. Der Regierung war die Wahl unangenehm, und Kultminister Schlager, welcher guten Grund hatte, Hefele zu fürchten, wußte Schwierigkeiten zu machen. Die Erlaubnis zum Eintritt in den Landtag wurde um Wochen verzögert und es bedurfte einer speziellen Mahnung seitens des katholischen Abgeordneten Ulm-Erbach, bis endlich der ministerielle Bescheid einlief, daß man die Annahme der Wahl gestatte und den nötigen Urlaub erteile. So konnte Dr. Hefele am 18. Februar als Mitglied des Landtags eingeführt werden, und die beiden Tage des 15. und 16. März sahen ihn im schärfsten Kampfe gegen den Minister Schlager und die hinter demselben stehende große Mehrheit der Kammer. Gegenüber dem großen Sündenregister, welches der Abgeordnete Hefele dem damaligen Kirchenrat vorhielt, und den unanfechtbaren Feststellungen des schlagfertigen jungen Parlamentariers war der schier allmächtige Minister so in die Enge getrieben, daß er in fieberhafter Mundfertigkeit alle Register ziehen mußte, um noch den Schein seines Rechtes zu wahren. Heute aber ist noch nicht vergessen, wie Professor Hefele die Sprüche des Ministers über die „neue katholische Theologenschule der jungen Geistlichen“ mit dem Gegenhieb abzutun wußte: „nicht jeder weiße Kopf ist auch ein weiser Kopf“. Diese Wahrheit konnte auch der ganz und gar josephinische Domdekan Jaumann auf sich beziehen, welcher an der Spitze der Gegner des eigenen Bischofs gestanden hat. Wenn jetzt das katholische Bewußtsein im Lande geweckt war und sich immer kräftiger betätigte, so kommt dem jungen Professor Hefele ein wesentliches Verdienst zu. Damals konnte freilich weder er noch ein anderer ahnen, daß er den Bischofsthron, für dessen gutes Recht er so gewandt eingetreten, dereinst selber innehaben werde.

Im Spätherbst 1844 fanden Neuwahlen zum Landtag statt, und Hefele lehnte ab; von jetzt an gehörte er ausschließlich seinem akademischen Lehramte und der Wissenschaft.

Während der Zeit des Landtagsmandats Hefeles hat indessen seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht geruht. Im Jahre 1844 erschien aus seiner Feder das Buch: „*Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition*“. Der bis dahin der deutschen Welt soviel wie nicht bekannte Erzbischof von Toledo, ein Mann, welcher als Kirchenfürst, Politiker, Beschützer der Wissenschaft und als der größte Staatsmann Spaniens herrlich gewirkt hat, ist durch dieses Buch ins richtige Licht gestellt; dabei hat der

Verfasser mit den grauenhaften Geschichtslügen über die Inquisition gründlich aufgeräumt. Daß die Abfassung dieses Werkes in einem geistigen Zusammenhange stand mit den damaligen kirchenpolitischen Kämpfen im Landtag, geht schon aus den einleitenden Worten hervor. Es heißt darin: „Einen besonderen Genuß gewährte mir bei dieser Arbeit der Gedanke, denjenigen, welche den Triumph der Staatsklugheit in der Schmälereiung des kirchlichen Lebens finden, das Bild eines Bischofs vorzuhalten, der gerade durch die größte Ausdehnung seiner Gewalt ein Segen wie für die Kirche, so für Staat und Wissenschaft geworden ist. . . . Das wurde mir immer klarer, daß nicht jener Staat glücklich zu preisen sei, der mit den Argusaugen des Verdachts und der Eifersucht die Kirchengewalt von allen Seiten mit lebendigen und papierenen Grenzwächtern umstellt, daß vielmehr zum wahren Gedeihen des öffentlichen Wohls eine ungehemmte Entfaltung des religiösen wie des bürgerlichen Lebens erforderlich ist.“ In diesem herrlichen Bekenntnis hat R. J. Hefele schon dreißig Jahre vor Beginn des großen deutschen Kulturkampfes seinen kirchenpolitischen Standpunkt mit einer Klarheit und Deutlichkeit fundgegeben, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Das genannte Buch hat mehrere Auflagen erlebt, ist ins Französische und Englische übersetzt worden und hat dem Verfasser die Mitgliedschaft der Academia de la historia in Madrid ehrenhalber eingetragen.

### Hefele und die Quartalschrift

Im Jahre 1817 wurde die katholisch-theologische Fakultät der Universität in Tübingen eingegliedert, und schon zwei Jahre später schuf sie sich ihr eigenes literarisches Organ in der „*Theologischen Quartalschrift*“ — Vierteljahrshefte im Umfang von hundertdreißig bis hundertundachtzig Seiten —, in welchen die Professoren und weitere Gelehrte wissenschaftliche Abhandlungen, Untersuchungen, Kritiken und Bücherbesprechungen veröffentlichten. Schon bald erfreute sich diese Zeitschrift großen Ansehens in weiten Gelehrtenkreisen, und man darf sagen, daß sie einen wesentlichen Anteil hatte am Ruhm der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät, wie überhaupt an dem Wiederaufleben des katholischen Lebens und Bewußtseins in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts.

R. J. Hefeles Namen blieb mit der Quartalschrift engstens verbunden für alle Zeiten. Mehr als 47 Jahre lang zählte er zu ihren Mitarbeitern und an ihrer Redaktion war er 31 Jahre lang, von 1839—1869, beteiligt; den letzten Beitrag hat er im Jahre 1881, da er schon zwölf Jahre Bischof war, eingesandt, den ersten anno 1834 als Repetent; es war eine eingehende Rezension des Werkes von Hurter über den größten Papst des

Mittelalters, Innozenz III. Wenn er in Anerkennung der offenen klaren Sprache des (damals noch protestantischen) Hurter das Wort prägte, „der biedere Mann tritt entschieden auf und verschmäht es zu laviere“, so hat er sich selbst in seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen stets an diesen Grundsatz gehalten — ohne Furcht oder falsche Rücksichtnahme, und immer mit einer ebenso überlegenen Ruhe als erfrischenden Deutlichkeit.

Charakteristische Belege hierfür bilden verschiedene Abhandlungen schon in den ersten Zeiten seiner Tübinger Tätigkeit. Im Jahre 1841 hatte der damals schon längst „privatisierende“ frühere Bistumsverweser von Konstanz, Freiherr von Wessenberg, eine vierbändige Geschichte der großen Kirchenversammlungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben — eigentlich wollte sie sogar eine Art allgemeiner Konziliengeschichte sein. Der rastlos geschäftige Wessenberg, damals schon im sechsten Dezennium seines Lebens stehend, hatte sich als Kirchenhistoriker aufgetan, um vielleicht auf diese Weise seiner verlorenen Sache einer „romfreien deutschen Nationalkirche“ noch in etwas aufzuhelfen. Hefele unterzog das Werk einer gründlichen Prüfung und veröffentlichte das Ergebnis in der Quartalschrift. Diese kritische Beleuchtung nahm nicht weniger als sechzig Seiten ein; sie war vernichtend für den „Kirchenhistoriker“ Wessenberg. Unwiderleglich lieferte Hefele den Nachweis, daß das Werk wissenschaftlich so gut wie wertlos sei, einmal wegen einer geradezu haarsträubenden Menge von Irrtümern, falschen Angaben und sonstigen Mängeln, und sodann wegen der eines ehrlichen Historikers unwürdigen Voreingenommenheit und Tendenziosität in allen Ausführungen. In solcher Weise ist wohl seit dem Bestehen der Quartalschrift kein Buch mehr wissenschaftlich gerichtet worden. Die Kritik machte solches Aufsehen, daß sie auch in Broschürenform erscheinen mußte und weiteste Verbreitung fand.

Eine der bemerkenswertesten Abhandlungen Hefeles in der Quartalschrift (1845) hatte das Thema: „Der Protestantismus und das Urchristentum“ und umfaßte etwa siebenzig Seiten. Der Verfasser liefert darin gründlich und geistvoll den Nachweis, daß der Protestantismus mit dem Urchristentum soviel wie nichts gemein hat, und daß seine immer wiederholte Behauptung, die sogenannte Reformation habe den christlichen Glauben von falschen Zutaten gesäubert und in seiner Ursprünglichkeit wiederhergestellt, geschichtlich unhaltbar ist. Den Beweis erbringt Hefele mit beinahe dramatischer Lebendigkeit, indem er dem Dr. Luther und seinen Gesinnungsgenossen die Apostolischen Väter und deren Nachfolger gegenüberstellt. Durch den Mund der letzteren erhalten

wir das Zeugnis, daß nicht bloß im Punkte des dogmatischen Glaubens, sondern besonders auch des religiösen Lebens, des Kultus, der Disziplin und Verfassung die katholische Kirche übereinstimmt mit dem Urchristentum im Gegensatz zum Protestantismus. Als gründlichster Kenner der urchristlichen Schriften konnte hier Hefele so recht aus dem vollen schöpfen; die ganze Abhandlung liest sich geradezu spannend, auch für den Nichttheologen. Auch diese Abhandlung mußte in Sonderdrucken tausendfach verbreitet werden.

Nicht weniger fesselnd und zugleich gehaltvoll sind zwei andere, gleichfalls aus jener Frühzeit Hefeles stammende Veröffentlichungen in der Quartalschrift; die eine behandelt den Zusammenhang zwischen katholischem Glauben und wahrer Kultur, die andere, „*Schicksale der katholischen Kirche seit dem Tridentinum*“, ist ein lebendiger kirchenhistorischer Rückblick auf die letzten dritthalb Jahrhunderte voll Anschaulichkeit und Wärme. Es sei noch angeführt, daß Hefele, wenn er auch offen sagte, er sei nicht eben mit allem einverstanden, was einzelne Jesuiten getan oder gesprochen haben, für das Wirken der Gesellschaft Jesu in der zielbewußten Abwehr des Protestantismus, in der Jugenderziehung und ebenso für ihre großen Verdienste um die Heidenmission Worte rückhaltloser Anerkennung und Bewunderung hat.

Das Hundertjahrjubiläum der Diözese mag es rechtfertigen, daß wir noch an die Rezension des Buches „*Der Kampf der Kirche gegen den Staat*“ von Buß, dem badischen Vorkämpfer der Katholiken, aus Hefeles Feder erinnern, näherhin an die Art und Weise, wie vor hundert Jahren die württembergische Regierung die mit Rom getroffenen Abmachungen in betreff der Errichtung des Bistums gehalten hat. Hefele führt die Worte an, welche Minister Schmidlin anläßlich der Foundation des Bistums am 19. Mai 1828 in Anwesenheit des Bischofs und Domkapitels in amtlicher Eigenschaft gesprochen hat. Die Worte lauteten:

„Diese beide Bullen *Provida solersque* und *Ad Dominici gregis* etc. haben unter dem 24. Oktober v. J. die königliche Genehmigung, jedoch nur insoweit erhalten, als solche die Bildung der oberrheinischen Kirchenprovinz, die Begrenzung, Ausstattung und Einrichtung der dazu gehörigen fünf Bistümer mit ihren Domkapiteln, sowie die Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle und der domstiftischen Präbenden zum Gegenstand haben. Sie werden nicht übersehen, meine Herren (nämlich der Bischof und die Domkapitularen), daß hierunter namentlich der fünfte und sechste Artikel der Ergänzungsbulle (*Ad Dominici gregis* etc.) nicht begrif-

fen, und somit von der Staatsregierung nicht anerkannt sind.“

Hefele sagt lakonisch dazu: „das ist, meinen wir, deutlich“, und fügt dann, um diesen flagranten Bruch der offiziellen Abmachungen der Leserschaft deutlich vor Augen zu stellen, den Wortlaut der beiden abgelehnten Artikel an. (Artikel 5 bestimmt, daß in dem bischöflichen Seminar eine dem Bedürfnis des Sprengels entsprechende, vom Bischof zu bestimmende Anzahl Kleriker nach der Vorschrift des Konzils von Trient gebildet und erzogen werden soll; Art. 6 besagt, daß der Verkehr zwischen Bischof mit dem Heiligen Stuhl in kirchlichen Angelegenheiten frei ist; der Bischof wird mit voller Freiheit die oberhirtliche Gerichtsbarkeit ausüben, welche ihm nach den kanonischen Vorschriften und der gegenwärtigen Kirchenverfassung zusteht.“ (Quartalschrift 1850.)

Die Zahl der Abhandlungen und wissenschaftlichen Bücherbesprechungen Hefeles in der Quartalschrift dürfte mit dreihundert eher zu nieder als zu hoch angegeben sein; eine Reihe von Untersuchungen und Erörterungen (wir nennen nur die über die Quellen der Geschichte des ersten Konzils von Nizäa) wären Doktordissertationen ersten Ranges gewesen.

Professor Hefele hat indessen auch in anderen Zeitschriften Beiträge veröffentlicht, so in der von seinem Schwager Haas herausgegebenen „Neuen Sion“ in Augsburg, in den Gießener Jahrbüchern, im Chilia-neum zu Würzburg, im Bonner Literaturblatt u. a.

Die bedeutendsten dieser wissenschaftlichen Arbeiten hat er verbessert und mehrfach erweitert herausgegeben in zwei Bänden (Tübingen 1864) unter dem Titel „Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik“. Der erste Band enthält ausschließlich Kirchenhistorisches, der zweite in der Hauptsache archäologische und liturgische Aufsätze. In diesem Bande findet sich auch neben einem überaus pietätvollen Nekrolog des berühmten Professors Dr. Drey, dessen Schüler Hefele noch in Ellwangen war, um dann in Tübingen sein Kollege zu werden, die Festpredigt, welche Dr. Hefele im Jahre 1851, am Dreifaltigkeitsfest, zum Goldenen Priesterjubiläum Dreys in der alten, mehr als bescheidenen Konviktskirche zu Tübingen gehalten hat; der Vorspruch lautete: „Magnificat anima mea Dominum“.

Wenn die Quartalschrift durch ihren reichen, gediegenen Inhalt in allen Kreisen der Gelehrtenwelt steigendes Ansehen sich erwarb und den Ruhm der Tübinger katholischen Fakultät weit hinaustrug über die Grenzen des engeren Vaterlandes, so hat auch daran K. J. Hefele seinen vollen Anteil gehabt.

Ehe wir nun seine eigenen wissenschaftlichen Bücher aufführen, muß

der Mitarbeit an jenem monumentalen Werke gedacht werden, welches gerade während der vierziger Jahre sich vorbereitete; ein großes Wagnis, aber auch eine einzigartige Errungenschaft des jungen Verlags von B. Herder in Freiburg.

### Das Kirchenlexikon

von Weger und Welte, „Enzyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften“, war und ist heute noch ein Monumentalwerk von bleibendem Werte. In zwölf starken Bänden mit Tausenden von Artikeln bietet es den Theologen und Nichttheologen durchaus zuverlässige Auskunft über alles, was Glauben, Einrichtungen und Geschichte der katholischen Kirche betrifft. Der Plan zu diesem Werke, welches, in verschiedenen Auflagen hergestellt, ins Französische und Polnische übertragen, unendlichen Nutzen gestiftet hat, stammte von Benjamin Herder, dem hochverdienten katholischen Verleger, aber der Name *Hefele* bleibt für immer mit dem Kirchenlexikon verbunden.

Wohl nie hatte ein anderes Verlagswerk vor seinem Erscheinen mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, und mehr als einmal wollte dem so willensstarken Verleger der Mut sinken — (das Nähere ist nachzulesen in der Biographie B. Herders von P. A. Weiß), man möchte manchmal sich an den Kopf greifen über die Erfahrungen, welche derselbe mit manchen Mitarbeitern machen mußte. Professor Hefele aber war von Anfang an der treueste Freund des Unternehmens; er hat überall eingegriffen, wo es fehlte, bis endlich alles gesichert war. Im ganzen hat er über 150 wissenschaftliche Artikel, darunter solche über die schwierigsten Materien, geliefert. Im Jahre 1847 konnte der erste Band erscheinen, das ganze Werk war in erster Auflage abgeschlossen Anno 1856.

In der erwähnten Broschüre schreibt P. Weiß über Hefeles Mitarbeit u. a.: „In dieser Not (wenn zugesagte Arbeiten ausblieben und nicht beizutragen waren) erwies sich stets *Hefele* als der Retter. Mit einer ewig gleichen Opferwilligkeit gibt er sich daran, nachzuarbeiten, was noch fehlt, oder die Lücken durch seine Freunde ausfüllen zu lassen. Er gebrauchte einmal scherzhaft den Ausdruck, er müsse die Artikel, welche niemand bearbeiten wolle, hausieren tragen oder an den Meißbietenden versteigern. Mit Recht sagt er noch am 9. Januar 1851: Es scheint, die Tübinger sind die Fleißigsten, weil sie auch die Lasten anderer tragen müssen. So ist es auch. Man kann mit vollster Wahrheit sagen, daß das *Kirchenlexikon* nicht zu stande gekommen wäre, wenn Tübingen und vor allem *Hefele* nicht gewesen wäre. Herder hat dies auch immer mit dem größten Dankgefühl ausgesprochen.“

Und vom Herderverlag wird uns hierzu direkt geschrieben: „Vater Weiß hat in seiner Biographie Benjamin Herders nicht übertrieben. Namentlich für die ersten Jahre des Kirchenlexikons war Professor Hefele tatsächlich der Retter in aller Not und der treueste Freund und eifrigste Arbeiter für das schwierige Unternehmen. In allen seinen Briefen erweist sich Hefele als scharfsichtiger Geist von immensem Wissen und unermüdlicher Arbeitskraft, ein echter Schwabe, aufrichtig und manchmal etwas grob, oft verstimmt, aber immer wieder leicht versöhnt. Gegenüber den beiden eigentlichen Redakteuren Beger in Freiburg und Welte in Tübingen erweist er sich, jedenfalls für das Gebiet der Kirchengeschichte, als ein unersehllicher Helfer.“

Bezeichnend für die große Zahl seiner Artikel im ersten Halbband des Kirchenlexikons ist Hefeles Anordnung, daß nur die Hälfte derselben seinen Autorennamen tragen dürfe, damit es nicht heiße, er habe nur aus Liebe zur Vielschreiberei gearbeitet, während ihm doch ein großer Teil aufgebürdet wurde, weil andere Mitarbeiter versagten.

Als nach etwa zwanzig Jahren eine neue Auflage des Kirchenlexikons in größerem Umfang zu erscheinen begann, hat sich Bischof Hefele besonders dafür interessiert und durch Mitarbeit beteiligt, obgleich er mit den Geschäften eines Oberhirtenamtes überhäuft war. Bei der Deutschen Katholikenversammlung in Konstanz (1880) empfahl er am Schlusse seiner großen Rede über das Konstanzer Konzil das Kirchenlexikon mit den Worten: dieses epochemachende Werk sei eine Zierde für das katholische Deutschland, und drei Jahre später richtete er ein Zirkular an die Dekanatsämter der Diözese zur Empfehlung des Werkes, in welchem es heißt: „Soviel mir bei meiner jetzigen Stellung und bei vorgeschrittenem Alter möglich ist, werde ich auch künftig, wie bisher, mein Scherflein zur Herstellung dieses Werkes (in neuer Auflage) beitragen . . . Es ist eine reiche Fundgrube zur Orientierung über die verschiedensten Fragen im Gebiete der Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Pastoral usw.“

Es wäre Undank und Unrecht, wenn unsere heutige Generation vergessen würde, welcher Anteil ihrem Bischof an diesem Standardwerk zukommt.

### In Buchform erschienene Werke

Die von Professor Dr. Hefele verfaßten Bücher kann man in zwei Gruppen teilen. Beide stehen auf dem Grunde kirchengeschichtlicher Forschung, aber sie unterscheiden sich dadurch, daß die eine Gruppe rein historischen Charakter hat, die andere einen mehr pastoralen Einschlag besitzt.

Wenden wir uns zu den letzteren Werken.

1. „*Patrum apostolicorum opera*“. Dieses im Jahre 1839 erstmals und später in drei weiteren Auflagen erschienene Buch enthält in lateinischer Sprache die Schriften der sogenannten Apostolischen Väter in neuer Ausgabe mit entsprechender Einleitung und Erklärungen zum vollen Verständnis des Inhalts. Die fünfzehn ursprünglich griechisch geschriebenen Briefe sind nach den Büchern des Neuen Testaments die ältesten und ehrwürdigsten Schriften der Christenheit. Die „Apostolischen Väter“ sind ja jene Kirchenväter, welche noch in unmittelbarem Zusammenhang mit den Aposteln selbst (Petrus, Paulus, Johannes) gelebt und geschrieben haben, also Barnabas, Klemens von Rom, Ignatius von Antiochien, Polycarp, Hermas von Rom und Papias von Hierapolis. Ihre Schriften geben ein treues Bild vom Glauben der Urchristen und sind ein sprechendes Zeugnis zugunsten der katholischen Kirche; es sind die ältesten und inhaltsreichsten „Erbauungsbücher“ der Christenheit. Gerade in dieser letzteren Eigenschaft hat der Herausgeber seinem Buche das Geleitwort mitgegeben: „Diese ältesten und wichtigsten Denkmäler der christlichen Literatur sollten in den Händen jedes Theologen sein.“ Das Buch hat eine Reihe von neuen Auflagen erlebt und ist auch in England und Amerika viel verbreitet worden. Eine Ergänzung hierzu war Hefeles Schrift über den Brief des Apostels Barnabas und seinen Ursprung.

2. Gleichfalls in lateinischer Sprache gehalten sind die beiden Schriften des heiligen Kirchenlehrers Bonaventura, nämlich das *Breviloquium* und das *Itinerarium mentis ad Deum*. Diese haben ähnlichen Zweck; sie wurden von Hefele veröffentlicht im Jahre 1848 und mußten gleichfalls dreimal aufgelegt werden. Ihr Inhalt gehört zum Geistvollsten und Schönsten, was der große Dogmatiker und hinreißende Prediger, der Doctor seraphicus im Gewande des heiligen Franziskus, geschrieben hat.

3. In deutscher Sprache ist erschienen: „Die Chrysostomus-postille, vierundsiebzig Predigten aus den Werken des heiligen Chrysostomus, für Prediger und zum Privatgebrauch ausgewählt und aus dem Griechischen überseht“ (1845). Das Buch erlebte drei Auflagen, was begreiflich ist. Der heilige Chrysostomus, der „Goldmund“, hat ja im ganzen Altertum als der Einzige gegolten, dessen glänzende Beredsamkeit sich mit der des heiligen Apostels vergleichen ließ. Professor Hefele aber hat aus dem Schönen das Schönste, aus dem Guten das Beste in diesem Buche zusammengestellt. Er ließ sich bei der Bearbeitung desselben nach seinen eigenen Worten von dem Gedanken leiten, daß es „sowohl dem Prediger als auch dem gebildeten Laien zur Beförderung der eigenen Erbauung

und zugleich als Muster der Beredsamkeit und Fundgrube zahlreicher herrlicher und tiefer Gedanken von Nutzen sein möchte“.

Bei den genannten Büchern hat sich die wissenschaftliche Kraft Hefeles zugleich in den Dienst der Seelsorge gestellt. Hefele hat damit glänzend dargetan, daß er inmitten intensivster wissenschaftlicher Arbeiten und anstrengendster Forschungen der Priester nach dem Herzen Gottes geblieben ist.

Kommen wir nun zu denjenigen Büchern R. J. Hefeles, welche ausgesprochen kirchengeschichtlichen Charakter haben. Zwei derselben sind bereits erwähnt worden, nämlich

1. „Die Einführung des Christentums in Südwestdeutschland“, die Dissertationschrift des Verfassers, und

2. Das Buch „Der Kardinal Ximenes“, welches er zur Zeit seiner parlamentarischen Tätigkeit herausgab. Das Erscheinen desselben ist ein Wagnis gewesen angesichts der horrenden, maßlosen Vorurteile und Geschichtslügen, von welchen die weitesten Kreise, selbst wissenschaftlich Gebildete, gegen die Einrichtung der Inquisition beherrscht waren. Das Werk wurde viel besser aufgenommen, als der junge Verfasser zu hoffen wagte. Er äußerte sich darüber: „Von den vielen Rezensionen, welche mir zukamen, sprachen sich die meisten, von katholischen und protestantischen Verfassern, in hohem Grade anerkennend aus, nur eine einzige entschieden ungünstig. Sie war anonym — aus guten Gründen —, hatte aber dafür das Motto „No popery“, den bekannten Segruf der englischen Puritaner gegen die Katholiken. Der zelotische Kritiker vergaß sich so weit, durch Auslassung eines entscheidenden Wortes einen Satz Hefeles vollständig zu fälschen. „Zur Charakterisierung dieses Manövers fehlt uns der anständige Ausdruck“, schrieb Hefele damals. Er hat freilich nicht geahnt, daß diese Leistung nur eine kleine Kostprobe jener Massenhege war, welche siebenundzwanzig Jahre später wegen seiner Treue zur Kirche gegen ihn einsetzen sollte.

3. Die beiden gleichfalls schon erwähnten Bände „Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik“ (1864), welche die bedeutendsten Abhandlungen Hefeles in der „Quartalschrift“, zum Teil bedeutend verbessert und erweitert, enthalten.

4. Die Konziliengeschichte. Diesem Werke, welches den europäischen Ruf und Ruhm Hefeles begründet hat, soll ein besonderes Kapitel gewidmet sein.

### Die Konziliengeschichte

„Konziliengeschichte. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. R. J. Hefele.“  
Schlichter und zugleich monumentaler in seiner Kürze hätte der Titel des Werkes nicht lauten können, welchem aus berufenstem Munde das Zeugnis

ausgestellt wurde, es sei eine der hervorragendsten Leistungen der katholischen Kirchengeschichtsforschung des ganzen 19. Jahrhunderts: das eigentliche Lebenswerk des Kirchenhistorikers Hefele.

Nach dem Vorbild und Vorgang des Apostelkonzils von Jerusalem, welches an die Mitteilung seiner Beschlüsse die Worte setzte: „Es hat dem Heiligen Geiste und uns gefallen . . .“, haben bekanntlich im Laufe der Jahrhunderte die Allgemeinen Konzilien der Kirche getagt, bis zum neunzehnten Säkulum im ganzen neunzehn, angefangen von dem zu Nizäa in Kleinasien (325) bis zum Tridentinum (1545—1563). In den von den Päpsten bestätigten Beschlüssen derselben hat das unfehlbare Lehramt der Kirche gesprochen und entschieden, die jeweiligen Konzilsväter aber waren in ihrer Gesamtheit so recht die Verkörperung der Tradition: dessen, was immer und überall und allgemein in der katholischen Kirche geglaubt worden ist. Große Bedeutung im letzteren Sinne haben aber auch die zahlreichen Synoden einzelner Nationen, Reiche, Länder und Kirchenprovinzen, welche vom zweiten bis zum neunzehnten Jahrhundert tagten und ihre Beschlüsse faßten. Die Geschichte aller dieser Konzilien ist daher zugleich das monumentale Zeugnis und die herrliche Apologie der Katholizität unseres Glaubens seit den Tagen der Apostel bis zur Gegenwart: ein katholisches Werk in eminentem Sinne.

Bis zur Zeit Hefeles gab es eine solche Sammlung in deutscher Sprache überhaupt nicht, und die beiden lateinisch geschriebenen Konziliengeschichten des Italieners Mansi und des Franzosen Hardouin von zwölf bzw. einunddreißig großen Foliobänden, schon in der Mitte bzw. am Ende des 18. Jahrhunderts ausgegeben, waren längst überholt und unzureichend. Unserem gelehrten Landsmann war es gegeben, hier einzutreten und eine Konziliengeschichte in deutscher Sprache zu verfassen, welche mit größter Vollständigkeit auch den Vorzug der praktischen Handlichkeit vereinigte.

Schon seit Jahren, sagte er in seiner Einleitung zum ersten Bande der „Konziliengeschichte“, habe er sich mit dem Gedanken getragen, eine auf den Quellen aufgebaute Darstellung der Konzilien zu verfassen. „Anfangs wollte ich mich auf die Geschichte der Allgemeinen Konzilien beschränken, aber bald erkannte ich, wie ungenügend es wäre, nur aphoristische Bilder aus dem reichen Synodalleben der Kirche zu geben.“ So wurde der Plan auf alle wichtigen Synoden überhaupt ausgedehnt, und neben dem dogmengeschichtlichen kam auch der reiche kirchenrechtliche, liturgische und sittengeschichtliche Stoff zur vollsten Geltung, so daß das Werk für den praktischen Theologen, den Kanonisten und Kulturhistoriker eine reiche Fülle von Material enthält. In dieser großzügigen Anlage hat sich dann das Werk „im engen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte zur eingehen-

den Darstellung des inneren Entwicklungsganges der Kirche, besonders in bezug auf Lehre, Kultus, Disziplin und Verfassung, gestaltet“, als welches es bis heute einzig dasteht.

Natürlich war es unter diesen Umständen nicht möglich, die Konziliengeschichte, welche auch noch das Tridentinum enthalten sollte, in dem anfänglich geplanten Umfange von fünf Bänden erscheinen zu lassen. Die Geschichte des Konzils von Trient, welche für sich allein ja mehrere Bände beanspruchte und die anderweitig bearbeitet wurde, blieb weg, und das neun starke Bände haltende Werk schließt mit der Darstellung der das Tridentinum vorbereitenden Synoden.

K. J. Hefele selbst hat die ersten sieben Bände (der siebente hat zwei Teile mit zusammen 870 Seiten Text) verfaßt; der erste erschien 1855, der letzte im Jahre 1874; sein Inhalt reicht bis zu den Konzilien von Basel und Ferrara-Florenz, näherhin bis zum Jahre 1450. Er behandelt also alle Allgemeinen Konzilien bis auf die beiden letzten vor dem Vatikanum, das fünfte im Lateran und das von Trient.

Die Zahl der übrigen Synoden aber erreicht die Höhe von 1070 (vgl. Mzogs Kirchengeschichte)! Sie alle mußten in Betracht kommen, wenn auch verschiedene kürzer behandelt werden konnten. Und überall mußten die Quellen, griechisch, lateinisch usw., studiert und die Resultate späterer Forschungen geprüft werden, ehe an die eigentliche Darstellung gedacht werden konnte, welche, alle sieben Bände zusammengenommen, einen Umfang von rund 6800 Druckseiten hat.

Nur ein Mann, der von Anfang an so daheim war in der Urliteratur der Kirche, welcher die griechische und lateinische Sprache beherrschte gleich der deutschen, ein Mann, welcher so rasch und dabei so sicher, so unermüdlich ausdauernd, so scharf prüfend und klar schauend arbeitete wie K. J. Hefele, nur ein souveräner Meister der Kirchengeschichtschreibung vermochte die Titanenarbeit der Quellenerforschung zu bewältigen und das Ergebnis in ebenso fließender als klarer Darstellung der Öffentlichkeit zu übergeben. Reichlich ein Menschenalter lang hat Hefele an der Konziliengeschichte gearbeitet: sie ist in der Tat sein wissenschaftliches Lebenswerk gewesen.

Benjamin Herder in Freiburg, mit welchem Hefele schon durch das Kirchenlexikon befreundet war, hatte den Verlag übernommen. Gleich der erste Band machte in der gelehrten Welt großes Aufsehen und wurde freudig begrüßt. Mit dieser Konziliengeschichte stand das katholische Deutschland jetzt einzig da. Verhältnismäßig rasch folgten in den Jahren 1856, 1858, 1860, 1862, 1867, 1869 und 1874 die übrigen Bände. Sie wurden mit steigender Anerkennung und Bewunderung in allen gelehrten

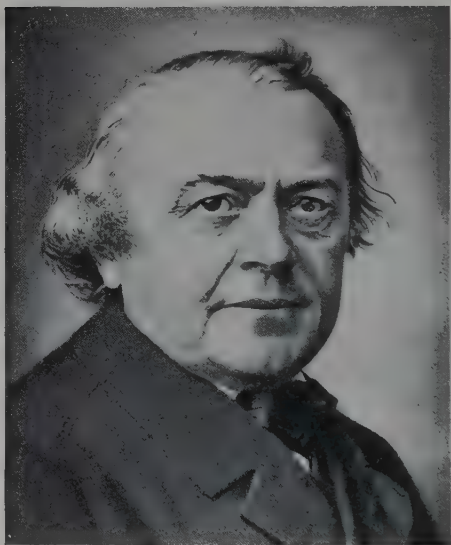
Zeitschriften besprochen und fanden weiteste Verbreitung in den Bibliotheken Deutschlands, Österreichs, der Schweiz usw. usw. Bald wurden Neuauflagen notwendig, und für das katholische Frankreich und England wurden Übersetzungen mit Erweiterungen in Paris (zwölf Bände) und Edinburg (fünf Bände) hergestellt. Rückhaltlose Bewunderung sollte die theologische Presse dieser Länder dem deutschen „Standardwerke“ und seinem Verfasser. Auf die Ehrungen desselben von verschiedenen Seiten kommen wir zurück; hier möchten wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn die Konziliengeschichte nicht in die Zeiten der Bedrängnisse Roms durch die italienische Revolution gefallen wäre, dem schwäbischen Kirchenhistoriker ähnliche Auszeichnungen wohl auch beschieden gewesen wären, wie später den Historikern Hergenröther, Janssen, Pastor usw. Im übrigen mag auch das Epitheton „vir doctissimus“, welches Leo XIII. bei verschiedenen Anlässen regelmäßig dem Bischof Hefele gab, so schwer wiegen wie eine äußere Auszeichnung anderer Art.

### Der akademische Lehrer

Zu jenen bevorzugten Männern, welche seltene wissenschaftliche Größe mit lehramtlicher Meisterschaft vereinigten, hat nach dem einstimmigen Zeugnis seiner ganzen Zeit, vor allem der Universität Tübingen selbst, Professor Hefele gezählt. Man darf ihn ohne weiteres als einen der besten Lehrer bezeichnen, die jemals an der Eberhardo-Carolina doziert haben.

Der vordere der beiden im Hochparterre des Gartenflügels des Wilhelmshelmstifts gelegenen Räume ist durch vierunddreißig Jahre Hefeles Hörsaal gewesen. In sieben Wochenstunden behandelte er für die beiden Semester des zweiten Kurses die Kirchengeschichte von ihrem Anfang bis herauf zum knapp gehaltenen Abriß der Geschichte des Bistums Rottenburg. Das ganze Kollegheft, mit den damals üblichen Abtürzungen eng geschrieben, umfaßte in seinen drei Teilen rund 650 Seiten, von welchen die kleinere Hälfte diktierter feststehender Text, die größere der Kommentar dazu war. Im Text war nicht nur jede Wendung, jeder einzelne Satz, sondern wohl fast jedes Wort genau überlegt. In meisterhaft klarer, gewählter und treffender Sprache gab jeder einzelne Paragraph einen alles Wesentliche enthaltenden, abgerundeten Ausschnitt aus dem Ganzen der Kirchengeschichte, ein Muster von Prägnanz und Geschlossenheit. Der Kommentar aber, frei vorgetragen, gab die näheren Erläuterungen zum Text in lebendigen, farbigen Detailausführungen, und bildete die unerläßliche Ergänzung. Er verlieh dem Text erst recht Wärme, Fleisch und Blut und Leben. Im Wechsel dieser Zusammensetzung war das Kolleg Hefeles ein Meisterwerk akademischer Lehrtüchtigkeit.

Noch als Privatdozent hat A. J. Hefele anlässlich seiner Besprechung des Handbuchs der (protestantischen) Kirchengeschichte von Hase in der „Quartalschrift“ (1836) sich über das Verhältnis des Lehrbuchtextes und des mündlichen Kommentars in den Worten ausgelassen: „... Ganz anders verhält sich die Sache, wenn es gelingt, dem kirchenhistorischen Lehrbuch jene Form zu geben, die, vom Zuiel und Zuwenig gleichweit entfernt, in fast sentenziöser Kürze s o v i e l des Stoffes s o gibt, daß dadurch



Professor von Hefele

der mündliche Vortrag nicht nur nichtentbehrlich erscheinen kann, sondern das Lehrbuch selbst die anreizendste Aufforderung, dem Vortrage volle geistige Teilnahme zu schenken, in sich trägt, und anderseits beim Wiederdurchlesen lebhaft an das in der Vorlesung Gehörte erinnert. Allerdings ist das eine schwere Kunst, erfordert genaue Vertrautheit mit dem Stoffe, verlangt die gewähltesten Ausdrücke und kann nur einem reichen Geiste mit lebendiger Phantasie gelingen. Das Geheimnis solcher Darstellung, die zur Erfassung des mündlichen Vortrags reizt und das einmal Erfasste stets mit den kräftig-

sten Farben wieder auffrischt, ist der nicht selten ängstliche Stil. In ihm liegt ein Reiz, der keine Beruhigung eintreten läßt, bis das Rätsel gelöst ist, und eine Lebendigkeit und Frische, die das einmal Gelöste nicht wieder im Gedächtnis verwischt werden läßt.“

Mit diesen Worten hat schon im ersten Jahr seiner Lehrtätigkeit Hefele den eigenen modus docendi charakterisiert, und das kirchengeschichtliche Kolleg, das er vierunddreißig Jahre lang gelesen, ist die Verkörperung dieses Programms gewesen. Dem genau und präzise gegebenen „Was“ des diktierten Textes verband sich in meisterhafter Schilderung das „Wie“ des Kommentars zu einem vollwertigen Ganzen: gleich dem Historiker stand der akademische Lehrer auf der Höhe seiner Aufgabe.

Wenn ein bestimmter Passus diktiert war — und jeder Hörer schrieb peinlich genau nach —, erhob sich der Meister zum freien Vortrag, und in

tieffter Stille lauschend suchte man auch hievon möglichst alles schriftlich zu fixieren. Wenn Hefele sprach, hatte man das Gefühl: hier spricht der Gelehrte, welcher den Stoff mühelos innehat und beherrscht, welcher aus dem vollen schöpft, welcher noch viel mehr mitteilen könnte, wenn es ihm beliebte. Gleich dem diktierten Texte war auch der Kommentar geordnet und gegliedert zu dem Zwecke, um auf den ersteren volles, warmes Licht auszugießen und das ganze Verständnis zu erschließen. Da traten die großen und kleinen Ereignisse, die Persönlichkeiten, die schweren Fragen der Zeit, die Kämpfe und Siege lebendig heraus aus dem Rahmen des Lehrbuchs und sprachen charakteristisch treu zu den Hörern, nicht bloß zum Gedächtnis und Verstande, sondern ebenso zum Herz und zur Seele, vor allem zur katholischen Seele derselben. Nicht bloß in den oft wunderbaren Siegen und Triumphen der Kirche erschaute man die führende Hand ihres göttlichen Gründers, ebenso und oft noch mehr in den Leiden und Heimsuchungen, und wenn der unbestechliche Wahrheits- und Gerechtigkeitsinn Hefeles auch in die Abgründe verschuldeter Erniedrigung der Kirche hineinleuchtete, so war jedes pharisäische Urgernis ausgeschlossen. Manchmal überkam einen „das Knirschen des inneren Menschen“ über Verfolger und Verräter der Kirche, oft hätte man einstimmen mögen in den Ruf: „Domine, salva nos, perimus!“, und dann wieder die Hände falten zu einem stillen Tedeum. Mit jeder neuen Stunde aber, mit jedem neuen Kapitel in der Kirchengeschichte wuchs im tiefften Inneren von selbst der Glaube und die Liebe zur heiligen katholischen Kirche, mit deren Schicksalen man sich persönlich verwachsen fühlte. Und auch das kam vor, daß bestimmte Wendungen im Vortrag direkt oder indirekt das Gewissen des Hörenden selbst berührten und mahnend, erhebend, bessernd, begeisternd wirkten.

Das erreichte der akademische Lehrer aber ohne Pathos und Rhetorik in seinem Vortrage, ohne das billige Mittel jener in den Hörsal hereingenommenen subjektiven Beredsamkeit, durch welches bekannte Historiker ihre Hörer mehr zu überreden als zu überzeugen, man möchte sagen, zu faszinieren wußten. Diese Kunst des Vortrags war einem Hefele wesensfremd. In wunderbarer, überlegener Ruhe, ohne etwa einmal Erregung, Nüchternheit oder gar Leidenschaft durchfliegen zu lassen, verstand es der Meister, dessen charakteristisch hohe, helle, angenehme Stimme mit der überaus klaren Aussprache der Vokale und der Konsonanten kaum je ein Mißverständnis aufkommen ließ, die Tatsachen und nur die Tatsachen sprechen zu lassen. In dieser Kunst ist er vielleicht nie mehr erreicht worden. Das letzte Geheimnis der Wirkung lag aber in der edlen Persönlichkeit selber und in deren felsenfester prinzipieller Glaubenseinstellung.

Während des freien Vortrags stand Hefele, die klaren, sprichwörtlich scharfen Augen auf sein Auditorium gerichtet, im ununterbrochenen Kontakt mit den Hörern; er wußte so zu allen zu sprechen, daß es jedem vorfam, als ob er mit ihm selber rede. Das war der vollständige Gegensatz zu Hefeles Freund Ruhn: dieser sprach, bequem in den Sessel des Ratheders zurückgelehnt, das Haupt auf die Rechte gestützt, mit der Linken seine charakteristischen Aktionen ausführend und im übrigen ganz in sich gefehrt, während er die tiefgründigen spekulativen Darlegungen aus sich herausholte, gleichsam mit sich selber, ohne eigentlich sein Auditorium recht gewahr zu werden. Hefele schien die Gedanken und Fragen der Hörer während seines Vortrags im Geiste zu lesen, und wußte dementsprechend immer wieder fesselnde Bemerkungen aktueller Art, praktische Hinweise, Erfahrungssätze, persönliche, zum Thema passende Erinnerungen, nicht selten auch Anekdoten ernster und heiterster Art einzuflechten, welche man nie wieder vergessen hat. Anlässlich der Mitteilungen über das alte Kloster St. Gallen und die berühmten Ekkeharde z. B. hat Professor Hefele in wenigen Sätzen den geschichtlichen Wert des damals noch neuen Scheffelschen Romans „Ekkehard“ treffend charakterisiert.

So war es denn kein Wunder, wenn die Hörer oft genug bedauerten, daß die Stunde vorüber war, wenn auch Nichttheologen das Kolleg belegten, wenn bei besonderen Anlässen, z. B. bei der Reformationsgeschichte, ein Duzend und mehr protestantische „Stiftler“ als Gäste sich einfanden und wenn ältere Herren, die längst in Amt und Würden waren, anlässlich eines Besuchs in Tübingen es sich nicht nehmen ließen, wieder einmal in Hefeles Kolleg zu sitzen.

Das persönliche Verhältnis des Professors zu seinen Hörern war das denkbar beste; hierin hat ihn höchstens Alberle, der ausgesprochene „Rektoraltheolog“, übertroffen. Vor allem lag Hefele daran, jeden Hörer persönlich, wenigstens dem Gesicht und Namen nach, zu kennen. Zu diesem Behufe sprach er etwa acht bis zehn Tage nach Semesterbeginn den Wunsch aus, nun möge jeder den Platz im Hörsaal auch künftig behalten, welchen er gewählt hatte. Dann ließ er sich ein Schema der Plätze mit den Namen der Inhaber anfertigen, das stets vor ihm lag, und so lernte er unauffällig die Physiognomie jedes Hörers kennen und kontrollierte ebenso die Aufmerksamkeit und das sonstige Betragen desselben. Bei seinem ausgezeichneten Personengedächtnis war er instand gesetzt, bei Gelegenheit den Betreffenden zu dessen Überraschung mit Namen anzureden usw. Und es kam gar nicht selten vor, daß er einen Konviktor, der ihm zufällig auf einer der engen Tübinger Gassen begegnete, stellte und sich nach dem und jenem erkundigte. Er wollte eben ein Urteil gewinnen über seine

Leute und nicht zuletzt über ihre Eignung zum priesterlichen Berufe. Als dann der Professor Bischof geworden war, kam ihm diese persönliche Kenntnis von rund achthundert noch lebenden, nun geistlich gewordenen Schülern besonders zustatten.

In der Wohnung Hefeles konnte — trotz seiner Arbeitslast — jeder Hörer in wissenschaftlichen oder persönlichen Anliegen vorsprechen und war sicher, freundlich empfangen und angehört und eventuell väterlich beraten zu werden. So mancher hat auch in der eigentlichen Berufsfrage vertrauensvoll das Herz ausgeschüttet. Das war eine um so größere Wohltat, als damals noch kein Spiritual fürs Wilhelmsstift bestellt war. (Den Verfasser drängt es, hier auch dankbar der Ermunterungen und praktischen Ratschläge Professor Hefeles zu gedenken in Sachen der Kunstgeschichte sowie der Weiterbildung im Zeichnen und Malen, was ihm später erst recht zugute kommen sollte.)

Es ist aber nicht bei den bloßen Worten und guten Ratschlägen Hefeles für seine Klienten geblieben; so manchem, welcher z. B. von der Theologie zu einem anderen Fach übertrat und finanzielle Schwierigkeiten hatte, ist er auch diesbezüglich ein Helfer geworden. Gerade die Frage der Unterstützung würdiger, wenig bemittelter katholischer Studenten über die Zeit des akademischen Studiums hat den Freund der Jugend ernstlich beschäftigt, und das Ergebnis war die Gründung der sogenannten „*Voostiftung*“. Im Sommer 1869 veröffentlichte Professor Hefele, bereits erwählter Bischof, im „*Deutschen Volksblatt*“ die Statuten derselben. Der Verein war noch vom Bischof Lipp approbiert und vom König genehmigt worden. Die umständlichen Vorarbeiten und Sammlungen dazu hat Professor Hefele selber besorgt, der auch der erste Vorstand des Kuratoriums war. Die *Voostiftung*, welche sich im Lauf der Zeiten zum *Albertus-Magnus-Verein* erweitert hat, ist das caritative Angebinde des aus Tübingen scheidenden bisherigen Professors an die katholische akademische Jugend gewesen.

### Die kirchliche Kunst

Um die künftigen Priester der Diözese mit der kirchlichen Kunst und Liturgie bekannt zu machen, hat Professor Hefele schon vom Jahr 1840 an sein Kolleg über „*Christliche Archäologie*“ gelesen, und zwar bis einschließlich 1869, also dreißig Jahre lang. Das Sommersemester des zweiten Kurses war dafür bestimmt. Das Kollegheft hatte (ohne den Kommentar, der zum Interessantesten und Spannendsten zählte, was damals in Tübingen zu hören war) etwa siebenzig Seiten. Sein Inhalt gliederte sich in drei Teile: 1. Die Archäologie des spezifisch kirchlichen Lebens (Ent-

stehung und Ausbildung des Gottesdienstes, Predigt und biblische Lesung, Kirchengesang, Agapen, die kirchlichen Tageszeiten, das Kreuz im Gottesdienst, die eucharistische Liturgie); 2. Die Archäologie der Kultstätten und christlichen Kunst (Die Basilikabauten, der byzantinische, romanische und gotische Stil, die Renaissance und ihre Abarten, Malerei und Plastik im Dienste der Kirche, speziell die fromme Kunst des Abendlandes), und endlich 3. Die Archäologie der Kultgewänder, heiligen Gefäße und Gerätschaften.

Den Schwerpunkt des Ganzen bildete der Abriß der christlichen Kunstgeschichte. Auf den zirka dreißig Seiten dieses Teils ist alles Wesentliche über die Stilarten, ihre Hauptwerke und die Vertreter derselben, die großen Meister der Architektur, Malerei und Skulptur und ihre Schulen in geradezu klassischer Sicherheit und Prägnanz zusammengedrängt; in einem Satz, oft in wenigen Worten, ist eine treffende Charakteristik gegeben.

Bis dahin war auf der Universität Tübingen hierüber nicht gelesen worden; kein Wunder, daß auch Nichttheologen sich regelmäßig als Hörer der „Archäologie“ einschrieben. Mit den Vorlesungen verband Professor Hefele Demonstrationen: er zeigte und erklärte Abbildungen aller Art, besonders Auf- und Grundrisse von Kirchenbauten, und nicht selten kam es vor, daß er den einen oder anderen Hörer aufforderte, aus dem Grundriß den Stil des betreffenden Bauwerks festzustellen. Für unzählige Geistliche sind diese Vorlesungen zum großen Nutzen geworden in Fragen von Kirchenrestaurationen und -bauten, von Neueinrichtungen, wie in Sachen des Schutzes wertvoller kirchlicher Kunstgegenstände. Der bedeutendste Schüler von Hefeles „Archäologie“ war der spätere Prälat Dr. Schwarz; die erste Anregung, sich in Sachen der kirchlichen Kunst zu betätigen, hatte er nach seinen eigenen Worten dieser Vorlesung zu verdanken.

Es mag indessen betont werden, daß Hefele sich niemals mit jenem extremen Purismus identifiziert hat, welcher besonders in den sechziger Jahren einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen alles in den Kirchen inszenierte, was nicht gotisch (oder romanisch) war, dem ungezählte Meisterwerke zum Opfer gefallen sind. Wenn er auch im allgemeinen auf dem Standpunkt der von Köln ausgegangenen romanischen Richtung D. Reichenpergers und anderer sich hielt, so hatte er andererseits auch volles Verständnis für die Kunst der Renaissance und anerkennende Worte für die Werke eines Bramante, Palladio, Vignola; bei aller Ablehnung des religiösen Ernstes des Rokoko stellte er demselben das Zeugnis aus, daß so manche Schöpfungen „an sich von großer Schönheit“ seien, und den sogenannten Louis-XIV.-Stil, welchem die Kirchen in St. Gallen, Wib-

lingen und Meresheim angehören, bezeichnete er als eine Verbesserung, nicht bloß als eine Reaktion gegen das Rokoko. Die Malerei der Renaissance und ihrer Abarten bis herein ins 17. Jahrhundert wurde eigens ziemlich ausführlich behandelt: eines der interessantesten Kapitel. Dabei wies Hefele immer wieder hin auf die Originale der Meister in den verschiedenen Sammlungen usw., deren Betrachtung allein das volle Verständnis ihrer Werke ermögliche.

Auch hier konnte er aus dem vollen schöpfen, da er auf seinen wissenschaftlichen Reisen ins Rheinland (Köln), nach München, Berlin, Dresden, Salzburg, Wien usw. auch die betreffenden Kunstgalerien sich eingehend angesehen hatte. Zweimal weilte er außerdem in Paris, 1847 und 1867 zur Zeit der Weltausstellung; Mailand, Venedig, Florenz und Genua besuchte er wiederholt, und im Jahre 1863 machte er seine erste Romfahrt, wobei er bis Neapel und Pompeji kam. Bei dieser Gelegenheit hatte er Privataudienz bei Papst Pius IX., der ihm die große Jahresmedaille in Silber und sein Bild schenkte. Und als Konsultor bei der Vorbereitung des Konzils (seit 1867) fand der erleuchtete Kunstkenner und Kunstfreund immer noch Gelegenheit, durch Besuch der bedeutenderen Kirchen und Sammlungen der ewigen Stadt reiche Ausbeute für seine archäologischen und kunstgeschichtlichen Studien zu sammeln. Aus der Betrachtung des „Abendmahls“ von Leonardo da Vinci ging eine eigentliche kleine Schrift hervor, welche viel verbreitet worden ist und heute noch ihren Wert hat.

Aus dem durch die archäologischen Vorlesungen vorbereiteten Boden ist dann in den Jahren, da das katholische Leben der Diözese zu neuem Leben erwachte, auch der „Rottenburger Diözeseverein für christliche Kunst“, gegründet 1852 und 1854 von Bischof von Lipp den Pfarrämtern als „Organ der Beratung in Fragen der kirchlichen Architektur und Ornamentik“ ausdrücklich empfohlen, aufgewachsen. Der erste Vorstand desselben war kein anderer als Professor Dr. von Hefele, und er hatte dieses Amt, welches viele Arbeiten mitbrachte und ihn in alle Teile der Diözese führte, volle acht Jahre inne. Unter seiner Vorstandschaft wurde auch das Organ des Vereins, der „Kirchenschmuck“, von Dr. Schwarz und Pfarrer Laib gegründet, um volle vierzehn Jahre lang mit großem Segen und Nutzen zu wirken. Wenn der Rottenburger Verein kräftig blühte und gedieh, während der Kölner Zentralverein, dem er sich zuerst angeschlossen, schon bald wieder in die Brüche ging, und wenn im Alerus unserer Diözese reges Interesse für die christliche Kunst sich erhielt, so wird man das mit Recht zurückführen dürfen auf den Einfluß der archäologischen kunstgeschichtlichen Lehrtätigkeit Hefeles bis zu seinem Weggang von Tübingen.

### Hefele Konsultor beim Vatikanum

Schon lange hatte der Kirchenhistoriker Hefele einen Namen von europäischem Klange, und so war es nur selbstverständlich, daß auch äußere Auszeichnungen und Ehrungen ihm zuteil wurden. Die Wiener Theologische Fakultät ernannte ihn zum Ehrenmitglied, die Universität Bonn verlieh ihm den philosophischen Dokortitel honoris causa. Die gleiche Ehre erwies ihm die englische Universität Edinburg, und von seiten der Universität in Freiburg (Baden) erging an ihn ein Ruf auf die dortige Professur der Kirchengeschichte. Als er für das Jahr 1853 zum Rector magnificus der Universität Tübingen gewählt wurde, verlieh ihm König Wilhelm I. das Ritterkreuz des Kronenordens, womit der persönliche Adel verbunden war. Später ernannte ihn (er war bereits Bischof) um seiner großen wissenschaftlichen Verdienste willen der Deutsche Görresverein auf der Generalversammlung zu Fulda zu seinem Ehrenpräsidenten. Mit fast allen deutschen, vielen österreichischen und manchen ausländischen Theologen stand er in persönlichem Verkehr und ebenso mit vielen anderen führenden Männern des damaligen katholischen Deutschlands und so vielen Bischöfen und Kirchenfürsten. Wir führen nur einige Namen an: Haneberg, Stadelbauer, Döllinger, Reithmaier, Thalhofer, Schmid, Wiedemann, Reischl, P. Gams, Staudenmaier, Hug, Buß, Alban Stolz, Greith, Erzbischof Demeter und dessen Weihbischof Vicari, Erzbischof Tarnoczyn von Salzburg, Kardinal Schwarzenberg von Prag, Graf Montalembert in Paris usw. usw., welche alle ihn als großen Kirchenhistoriker verehrten.

Den schönsten Lohn für seine Verdienste aber hat Professor Hefele zweifellos in der begeisterten, dankbaren Verehrung der mehr als vierzehnhundert jungen Theologen aus der eigenen Heimat und andern Ländern gefunden, welche mit Freuden zu seinen Füßen saßen, und anderseits in dem Bewußtsein, daß sein Name in Verbindung mit denen seiner Freunde und Kollegen Ruhn, Welte, Aberle usw. der Tübinger Theologischen Fakultät ein großes Ansehen in der damaligen wissenschaftlichen Welt verschafft hatte.

Eine besondere Auszeichnung aber hat Rom dem berühmten Verfasser der „Konziliengeschichte“ zuteil werden lassen durch seine Berufung zum Konsultor der Vatikanischen Kirchenversammlung. Am Feste der heiligen Petrus und Paulus 1868 hat Papst Pius IX. durch die Bulle Aeterni Patris die Eröffnung des Konzils auf den 8. Dezember 1869 ausgeschrieben. Auf Vorschlag der Kardinalskongregation wurden fünf Kommissionen für die Vorbereitungsarbeiten berufen, deren Mitglieder aus den hervorragendsten Theologen der katholischen Welt gewählt

wurden. Unter den vierzehn zunächst aus Deutschland berufenen Konsul-toren war auch Professor Hefele in Tübingen; er wurde der Zentral-kommission zugeteilt.

Mitte Oktober 1868 war das Breve in Tübingen eingetroffen, nachdem eben das Wintersemester begonnen hatte. Um die Zeit bis zur festgesetzten Abreise noch gründlich auszunützen, las Professor Hefele nun zwölf Stunden wöchentlich Kirchengeschichte (statt bisher sieben). Nach zwei Monaten (12. Dezember) trat er die Reise nach Rom an, am 23. Dezember traf er in Rom ein und fand Wohnung in der „Anima“, zugleich mit den Kollegen Mousang, Molitor, Alzog usw. Zwischen den beruflichen Arbeiten fand er Zeit, eine Reihe von Feuilletons und weiteren Artikeln an das „Deutsche Volksblatt“ zu schreiben, mit Schilderungen römischer Heiligtümer, ebenso über kirchliche Feierlichkeiten und Mitteilungen, welche das Konzil be-trafen, soweit ihm eben hierin keine Grenzen gezogen waren.

Nach viermonatigem Aufenthalt in Rom traf er Georgi 1869 wieder in Tübingen ein, um am 28. April sofort die kirchengeschichtlichen Vor-lesungen wieder aufzunehmen. Einen Fackelzug mit Ständchen lehnte er ab, aber die Konkordanten ließen es sich nicht nehmen, den Hörsaal, dessen Eingang von einem gemalten, blumenbekränzten Willkommgruß gekrönt war, aufs schönste zu schmücken. Geleitet von Direktor Reiser und den Repetenten durchschritt der ehrwürdige Gelehrte das Spalier zum Hör-saal, welcher über und über gefüllt war mit Studenten. Bewegt dankte er und begrüßte die Hörer in aller Liebenswürdigkeit.

Professor Hefele führte in diesem Sommersemester — dem letzten seines Wirkens in Tübingen — den dritten Abschnitt der Kirchengeschichte zu Ende und hielt seine archäologischen Demonstrationen wie bisher.

Aber nicht lange dauerte es, da sollte die große Wendung im Leben des Kirchenhistorikers kommen: die Berufung auf den Bischofsstuhl von Rottenburg.

### Drittes Kapitel

## Bischof Karl Joseph von Hefele

### Die Bischofswahl

Am Tage, da Professor Hefele von Rom wieder in Tübingen eintraf, brachte das „Deutsche Volksblatt“ zur schmerzlichen Überraschung der Diözese die Mitteilung des Generalvikars Schler, daß der erkrankte Bischof Lipp die Geistlichkeit um ihre Fürbitte am Altar und die Pfarrgemeinden um das allgemeine Gebet nach der Pfarrmesse ersuchen lasse. Und zehn Tage

später, am Feste der Kreuzauffindung, 3. Mai 1869, abends vier Uhr, ist der edle Dulder im fünfundsiebzigsten Jahr seines Lebens, dem fünfzigsten des Priestertums und dem vierundzwanzigsten im bischöflichen Amte fromm und ergeben gestorben. Am Tag nach Christi Himmelfahrt wurde er unter größter Teilnahme der Diözese vor dem Altar in der Sülchekirche beigesetzt. Der Senior des Domkapitels, Dr. Faulhauer, zelebrierte das Requiem und Kapitularvikar Dr. Ehler hielt die Grabrede, in welcher er u. a. daran erinnerte, daß der Verstorbene zum letztenmal den Dom betreten habe, um mit dem Aufwand der letzten Kraft dem Hochamt zur goldenen Jubelfeier Pius IX. anzuwohnen. In Tübingen hielt sechs Tage später Professor Dr. Hefele in der damaligen Konviktskirche das levitierte Requiem für den Verstorbenen, zu dessen Nachfolger ihn Gott bestimmt hatte.

Am 26. Mai hatte das Domkapitel die Wahlliste für den neuen Bischof an den König eingesandt, und schon am 8. Juni erfolgte der Bescheid, daß von den zwölf darin aufgeführten Namen (drei Domherren, drei Tübinger Professoren und sechs Herren aus der Seelsorge) keiner gestrichen sei. So konnte am Donnerstag, den 17. Juni, vormittags neun Uhr, nach vorausgegangenem Amte in der Sakristei der Domkirche der Wahlakt stattfinden. König Karl hatte darauf verzichtet, einen Regierungsvertreter zu entsenden. Schon drei Viertelstunden später konnte Kapitularvikar Ehler der harrenden Menge verkünden, daß Professor Dr. von Hefele einstimmig zum B i s c h o f von Rottenburg g e w ä h l t worden sei.

Groß, allgemein und aufrichtig war die Freude, ja, man darf sagen, der Jubel in der Diözese. Von allen Seiten her kamen die Glückwünsche, ganz Tübingen war stolz auf das Ereignis, und die halbe Stadt hatte sich versammelt, als abends die Konviktooren dem Erwählten vor seiner Wohnung in der Alten Aula ein Ständchen brachten. In Begleitung seines Freundes Professor Ruhn und Professor Aberle erschien der Gefeierte unter den Sängern und dankte, indem er sagte, mit allen Fasern hänge er am Wilhelmsstift, welchem er ja selbst seine Ausbildung verdanke.

Nicht bloß innerhalb des Landes, sondern ebenso auswärts war man freudigst überrascht durch die Tatsache, daß trotz der gerade damals hochgehenden Wogen der „Rottenburger Wirren“ die Bischofswahl so rasch, so einmütig und glücklich sich vollzogen habe. „Eine bessere Wahl hätte nicht getroffen werden können“, lautete allgemein das Urteil, nicht zuletzt im benachbarten Baden, wo der erzbischöfliche Stuhl schon seit anderthalb Jahren erledigt war, ohne Aussicht auf baldige Besetzung.

Für den Gewählten kamen jetzt Stunden des schwersten Ernstes und einer Entscheidung, welche zugleich das größte Opfer für seine Person bedeutete. Das hat er feierlich bezeugt, als er in die Hände seines Königs

den von der Konvention 1857 vorgesehenen Treueid abgelegt hatte. Seine Worte lauteten: „Es ist eine für mich sehr ernste Stunde, in der ich vor Eurer Majestät zu erscheinen die Ehre habe. Ich soll einen Beruf verlassen, in dem ich so lange gewirkt und mich so glücklich gefühlt habe, um ihn mit einem andern zu vertauschen, der in demselben Grade, wie er höher, auch dornenvoller und verantwortungsreicher ist. Ich hoffte, in dem mir so lieben Amte eines akademischen Lehrers bis an mein Lebensende verbleiben zu können. Nachdem aber der für die Verwaltung der Diözese geeignetste und erfahrenste Mann aus Gründen, die ihn nur ehren können, zum voraus aufs entschiedenste abgelehnt hat, haben sich die Augen der Wähler auf mich gerichtet, und als die Wahl einstimmig erfolgte, wagte ich nicht, nein zu sagen, die eigentümliche Lage der Diözese berücksichtigend. Ich wagte es um so weniger, als die Wahl auch vom katholischen Klerus und Volk freudig aufgenommen wurde und Eure Majestät Ihre Befriedigung darüber wiederholt auszusprechen die Gnade hatten.“

Diese offizielle Erklärung des Bischofs findet eine mehr persönlich gehaltene Bestätigung und Ergänzung in den vielen schriftlichen und mündlichen Äußerungen Hefeles bei Beantwortung der Glückwunschschriften. So heißt es in seinem Brief an den damaligen Stadtpfarrer von Weingarten, Dr. M a t t e s: „... Ich sehe nur mit Angst und Bangigkeit in die Zukunft und fürchte, das bißchen guten Ruf, so ich als Professor erworben, als Bischof wieder einzubüßen. Nie, nie habe ich nach solchen Ehren getrachtet... und ich komme mir jetzt vor wie ein Opfertier. Warum soll ich den Beruf, in welchem ich mich so glücklich fühlte, verlassen und nach einem Stabe greifen, der voll Dornen ist? Warum ich nicht „Nein“ gesagt habe, kann ich nur mündlich exponieren. Was mich einigermaßen tröstet, ist die Hoffnung, daß meine alten Freunde im Klerus mich mit ihrer reifen Erfahrung in Rat und Tat unterstützen werden, und daß wohl die Majorität des Klerus — auch nach den letzten Wirren — mir nicht abgeneigt ist. Ganz besonders aber appelliere ich an Ihre alte Freundschaft...“

Der nach Hefeles Zeugnis „geeignetste und erfahrenste Mann“ für die Verwaltung der Diözese war Domdekan v o n S h l e r, welcher, ein Jahr jünger als Hefele, schon seit einundzwanzig Jahren Mitglied des Domkapitels und seit 1852 Generalvikar des verstorbenen Bischofs gewesen war. Aber gerade er wußte mehr als alle anderen, daß Professor Hefele der einzige Mann war, welcher inmitten der damaligen Schwierigkeiten durch seine geistige Überlegenheit und sein persönliches Ansehen den Verhältnissen gewachsen erschien. Durch seinen Verzicht hat Shler der Diözese Rottenburg einen Dienst von unvergleichlicher Bedeutung erwiesen: er hat ihr den Episkopat Hefeles mit all seinem reichen Segen vermittelt.

Am fünften Tage nach der Wahl erklärte Professor Hefele, daß er dieselbe annehme. Die Meldung ging nach Rom, und Nuntius Meglia in München, welcher sofort telegraphisch gratuliert hatte, erhielt den Auftrag zur Vornahme des Informationsprozesses. Am 5. August legte Hefele in die Hände Meglias die professio fidei und das juramentum episcoporum ab. Zeuge hiebei war der geistvolle Wiener Schriftsteller Sebastian Brunner, Zeugen beim Informativprozeß P. G a m s (O. S. B. und Professor T h a l h o f e r, beide in München. Die päpstliche Präkonisation fand statt im Konsistorium am Tage der heiligen Cäcilia, 22. November, und nun hatte nur noch die Konsekration und Inthronisation zu folgen.

In der Zwischenzeit aber setzte der erwählte Bischof seine Vorlesungen fort bis Anfang September, um dann vier Wochen Ferien zu nehmen. Er brachte sie bei seinem Freund und Altersgenossen Pfarrer Spohn in Unterkirchberg zu, wie er das bisher schon seit Jahren gewohnt war, soweit er nicht eine größere Reise machte.

Vom 1. bis 5. September 1869 nahm der Erwählte, obgleich noch nicht präkonisiert, „in besonderem Auftrag“ schon an der Bischofskonferenz in Fulda teil und unterzeichnete mit den anderen Kirchenfürsten den Hirtenbrief, welcher in herrlichen Worten die feindseligen Verbreitungen gegen das Konzil widerlegte und das deutsche Volk belehrte über den wahren Sinn und Zweck der Kirchenversammlung.

Und als das Wintersemester 1869 begann, da nahm der erwählte Bischof auch wieder seine Vorlesungen auf, um sie bis in den Dezember hinein fortzusetzen. Der 6. Dezember hat den großen Kirchenhistoriker zum letztenmal im alten Hörsaal des Wilhelmsstifts gesehen. In zwölf Stunden wöchentlich war er bis zum Abschluß der ersten Periode des ersten Zeitalters, also bis Konstantin dem Großen, gekommen. Am 23. Dezember sodann hat Hefele die Stadt Tübingen verlassen, um ins Bischofspalais nach Rottenburg umzusiedeln. Der Abschied gestaltete sich herzlich und ergreifend. Tags zuvor wurde dem Bischof ein von den Zöglingen des Wilhelmsstifts, dem Direktor und den Repetenten gestifteter prachtvoller Silberkelch als Andenken überreicht. Auf dem Bahnhof, wo der Extrazug bereitstand, hatte sich zum Abschied eine große Menschenmenge gesammelt. Der Bischof erschien, geleitet von Professor Dr. Ruhn, Domdekan Ehler, Domkapitular Welte. Die Professoren der Fakultät, Repetenten und eine Anzahl Konvikturen gaben das Geleite bis nach Rottenburg, wo festlicher Empfang in der reichbeflaggten Stadt stattfand. Das seit siebenemhalb Monaten verwaiste bischöfliche Palais hatte nun wieder seinen Herrn: Karl Joseph von Hefele war in den zweiten Abschnitt seines Lebens eingetreten.

### Karl Joseph Bischof

Der Erwählte hatte zum Tag seiner Konsekration den 29. Dezember, das Fest des heiligen Martyrers Thomas Beket, Erzbischofs von Canterbury, bestimmt. Verschiedene Einladungen hochstehender Persönlichkeiten, sogleich abzureisen und sich in Rom weihen zu lassen, um dann der Eröffnung des Vatikanischen Konzils anwohnen zu können, hatte er abgelehnt. Er wollte seiner Diözese die Freude nicht nehmen, ihn an diesem großen Tag in ihrer Mitte zu haben. Der Heilige Vater hatte unter Dispens von der Vorschrift, daß eine Bischofsweihe nur an einem Apostelfest oder Sonntag stattfinden darf, ihm die Wahl des Tages freigestellt. Und wenn Hefele sich entschieden hat für den Todestag eines der größten Kämpfer und Martyrer für das Recht und die Freiheit der Kirche gegenüber der rohen Gewalt des weltlichen Machthabers († 29. Dezember 1170, also fast genau siebenhundert Jahre früher), so wußte der große Historiker, was er tat — inmitten der sich häufenden Drangsale der Kirche, und angesichts der wachsenden antikatholischen Bewegung des freidenkerischen Liberalismus in Deutschland.

Trotz starker Kälte strömte das Volk massenhaft zum Feste nach der Bischofsstadt. Neben den Vertretern des katholischen Adels waren über dreihundert Geistliche eingetroffen; der Dom konnte die Menge lange nicht fassen. Weihbischof Lothar von Rübel, Bistumsverweiser von Freiburg, nahm unter Assistenz des Abtes Maurus Wolter von Beuron und des Domdekans von Ehler die Bischofsweihe vor, welcher die feierliche Inthronisation folgte. Als Erster unter dem Klerus nach dem Domkapitel nahte sich im Professorenalar des Bischofs alter Freund Dr. Ruhn, um huldigend ihm den Ring zu küssen. Der nunmehrige Oberhirte umarmte ihn dabei vor allem Volke. Die Worte, welche beim Festmahl (siebzig gedeckete davon hatten König Karl und Königin Olga auf ihre Kosten übernommen) ausgetauscht wurden, konnten nur angetan sein, die Hoffnungen auf einen glücklichen Episkopat des dritten Bischofs von Rottenburg zu stärken. Kultminister Goltzer betonte, daß in Württemberg Staat und Kirche, anstatt sich mißtrauisch oder gar feindselig gegenüberzustehen, vielmehr vom Grundsatz gegenseitiger Förderung ihrer Interessen durchdrungen seien und daß sich Land und Volk und Kirche dabei wohlbefänden. Er schloß mit den Worten: „Der Mann, welcher eine Zierde der Wissenschaft war, wird eine Zierde des deutschen Episkopats sein.“ Bischof Hefele erinnerte daran, daß sein Amtsantritt in eine Zeit ausgesprochener Concordia inter Sacerdotium et Imperium in Württemberg unter der Regierung des Königs Karl falle. Die Worte des Ministers seien nur

der Ausdruck und Beweis des Wohlwollens des Königs gegen die katholische Kirche und ihre Institutionen. Das korrekte Verhalten der Regierung bei Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles habe nicht nur im Lande, sondern auch auswärts lautesten Beifall gefunden . . . Eine besondere Note bekam dieses Festmahl noch dadurch, daß im Namen des gesamten Klerus der Diözese Pfarrer Dr. Maack aus Ziegelbach sprach, der einstige Professor und Kollege Hefeles in Tübingen, dessen brutale Entfernung aus seinem Amte seitens des bekannten Ministers Schlayer ganz wesentlich zum Eintritt Hefeles in die Abgeordnetenkammer und zur mächtigen Freiheitsbewegung im katholischen Volke beigetragen hatte.

Der neue Bischof kündete den Amtsantritt seinem Klerus in einem lateinischen Rundschreiben von klassischer Schönheit an. Seines Vorgängers gedachte er darin mit den Worten aus dem Hymnus zu Ehren heiliger Bischöfe: *Qui pius, prudens humilis, pudicus Sobriam duxit sine labe vitam.* . . Es stimmte das zusammen mit den Worten des Erzabtes Maurus beim Festmahl, daß Bischof Joseph Vipp bei seiner Anwesenheit in Beuron jedesmal die Mönche durch seine Frömmigkeit und Demut erbaut habe. Der an das katholische Volk gerichtete deutsche Hirtenbrief enthält u. a. die Stelle: „Ich will dem Herrn mein Gelübde lösen vor allem Volke (Ps. 115). Vor Seinem ganzen Volke, vor euch allen, Geliebte, will ich gewissenhaft zu erfüllen suchen, was ich in diesem entscheidenden Wendepunkte meines Lebens in lebendiger Vergegenwärtigung des künftigen Gerichtes dem Herrn der Kirche gelobt habe. Als treuer Hirt will ich die mir von Gott anvertrauten Seelen leiten und lenken, redlich zu ihnen stehen und in Zeiten der Gefahr nicht fliehen wie ein Mietling.“ Aus solchen Worten sprach die volle Erkenntnis der damaligen kirchenpolitischen Lage in Deutschland und der Gefahren, die von verschiedenen Seiten her in wachsender Stärke heraufzuziehen begannen.

Die nächste Amtshandlung war die Einsetzung des Kapitularvikars Schler zum bischöflichen Generalvikar. Schon nach wenigen Tagen erteilte der Bischof den fünfundzwanzig Alumnus des Priesterseminars die vier niederen Weihen, eine Anzahl der siebenundzwanzig während der Sedisvakanz erledigten Kirchenstellen wurden ausgeschrieben und für die baldige Besetzung der anderen Sorge getragen. Der Bischof ließ sich die betreffenden Akten stets nachsenden.

Dann rief die höhere Pflicht nach Rom. Nicht mehr als Konsultor, sondern als bischöfliches Mitglied gehörte er nunmehr der Vatikanischen Kirchenversammlung an.

### Der Bischof im Konzil

Am 6. Dezember 1869, dem Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, hatte Pius IX. die neunzehnte Allgemeine Kirchenversammlung, die Vatikanische, rund 350 Jahre nach dem Schluß der Kirchenversammlung von Trient, im Beisein von 721 Konzilsvätern eröffnet. Als Aula für die allgemeinen Sitzungen war das rechte Querschiff des Petersdomes eingerichtet, ein Raum von solcher Größe, daß die größte katholische Kirche der Diözese Rottenburg, die von Weingarten, ihn noch nicht einmal ganz ausfüllen würde.

Am 10. Januar 1870 reiste Bischof Hefele von Rottenburg ab, traf am 16. Januar in Rom ein und bezog in dem (damals noch päpstlichen) Quirinalpalast gleich anderen Bischöfen eine schöne Wohnung. Sofort beteiligte er sich an den Beratungen (im ganzen fanden 84 Generalkongregationen — allgemeine Sitzungen — und weiter vier öffentliche unter dem Vorsitz des Papstes selbst statt) und kam einige Male zum Wort. Es wurde seine klare Stimme, seine schöne Aussprache und sein klassisches Latein dabei gerühmt.

Im Mittelpunkt der Erörterungen stand der Antrag von vierhundert Bischöfen, die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes zum Glaubenssatz zu erheben. Hatte schon die Berufung des Konzils überhaupt eine allgemeine Bewegung unter den Gegnern der katholischen Kirche wachgerufen, so steigerte sich die Erregung zu unglaublicher Leidenschaftlichkeit im Kampfe gegen die Infallibilität. Die Führung hierbei hatten der Münchener Kirchenhistoriker Döllinger, welcher den wissenschaftlichen Streit führte, und der bayerische Ministerpräsident Alodwig Fürst zu Hohenlohe (Bruder des bekannten Kardinals), welcher durch seine berüchtigte Zirkularnote sogar versuchte, die europäischen Regierungen gegen Rom und das Konzil mobil zu machen.

Unter den Konzilsvätern waren rund hundertfünfzig gegen die Dogmatisation der päpstlichen Unfehlbarkeit, die meisten nicht aus Glaubensgründen, sondern weil sie voraussahen, daß solch ein Beschluß die schwersten politischen und kirchenpolitischen Folgen haben werde, besonders auch in Deutschland.

Unter den Gegnern der Infallibilität war auch Bischof Hefele, und zwar nicht bloß aus Gründen der Opportunität, sondern auch als Gegner der Lehre selbst. Er berief sich dafür als Kenner der Kirchengeschichte auf den Fall des Papstes Honorius (625—638). Derselbe hatte sich von dem damaligen schlauen Patriarchen Sergius von Konstantinopel bewegen lassen, zur Verhütung eines Zwiespaltes zu erklären, in Christus sei nur

Ein Wille vorhanden gewesen. Er wollte damit nicht sagen, Christus habe nur ein Willensvermögen oder eine Willenskraft gehabt, sondern soviel: der göttliche und der menschliche Wille in Christus sind moralisch, in ihrer Richtung und Betätigung stets völlig eins gewesen. Die Anhänger der sogenannten monothelitischen Irrlehre aber behaupteten nun, der Papst selbst lehre gleich ihnen nur ein einziges Willensvermögen in Christus. Das wäre eine ausgesprochene schwere Häresie gewesen, denn im Gottmenschen Christus ist mit der göttlichen die ganze, wahre menschliche Natur vereinigt, und zu letzterer gehört vor allem die menschliche Willenskraft; wer das leugnet, leugnet eben damit, daß Christus überhaupt wahrer Mensch gewesen ist. Das lag dem Papst Honorius ganz ferne; sagte er doch in einem Briefe: „Die beiden Naturen (die göttliche und die menschliche) wirken in der Einen Person Christi unvermischt, ungetrennt und unverwandelt, was ihnen eigen ist.“ Die Berufung der Monotheliten auf Honorius war also völlig unberechtigt, aber der Papst war nicht ohne Schuld daran, weil er voreilig und zu wenig überlegt sich ungenau ausgedrückt hatte. Aus letzterem Grunde sprach auch das sechste Konzil von Konstantinopel das Anathem über ihn aus; niemals aber hat Rom erklärt, daß Honorius wirklich monothelitisch gelehrt habe. Es trifft also nicht zu, daß er ein formeller Häretiker war, noch daß er als solcher kirchlich verurteilt worden ist. Nur wenn dies der Fall gewesen wäre, müßte man sagen, die päpstliche Unfehlbarkeit werde durch eine geschichtliche Tatsache widerlegt. Bischof Hefele glaubte aber das letztere annehmen zu müssen. In diesem Sinne schrieb er seine lateinische Broschüre „Causa Papae Honorii“, und sprach auch bei den Verhandlungen selbst, freilich ohne bei der Mehrheit Zustimmung zu finden.

Er hat dann auch nicht bloß über diese Tatsache, sondern wegen anderen ihm unangenehmen und widerstrebenden Erfahrungen während seines Aufenthalts in Rom in Zuschriften an das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart, weit rückhaltloser aber und manchmal erbittert in Privatbriefen, besonders an Münchener und andere Professoren, in seiner geraden, offenen Art der augenblicklichen Stimmung Luft gemacht. Damals war in dessen das Dogma noch nicht verkündigt, also die Diskussion frei.

Die Beschlußfassung über das Dogma der Infallibilität wurde mit Rücksicht auf die Zeitumstände beschleunigt und andere Punkte zurückgestellt. Am 13. Juli fand die Abstimmung in der Generalkongregation statt; 451 Mitglieder gaben ihre Zustimmung, 88 waren unbedingt, 65 bedingt dagegen und etwa 70 Mitglieder fehlten. Das Dogma hatte also eine große Mehrheit gefunden. Am 18. Juli sollte in der vierten öffentlichen Versammlung in Gegenwart des Papstes selbst endgültig abgestimmt

und der Glaubenssatz von Pius IX. bestätigt werden. Von 535 anwesenden Konzilsvätern stimmten denn auch 533 mit „placet“ (ja) und zwei mit „non placet“, und die Bestätigung erfolgte sofort. Während der ganzen Versammlung ging über Rom ein ungewöhnlich heftiges Gewitter nieder.

Am Tage vor der Abstimmung richteten fünfundfünfzig Bischöfe ein Schreiben an den Papst, in welchem sie mitteilten, daß sie, von seiner Erlaubnis Gebrauch machend, von Rom abreißen werden, um ihm nicht den Schmerz bereiten zu müssen, in seiner Gegenwart „Nein“ zu sagen. Unter ihnen war auch der Bischof von Rottenburg.

Nachdem wegen des ausgebrochenen Deutsch-Französischen Krieges die meisten Bischöfe Rom verlassen hatten, fanden zwar noch mehrere Konzilsitzungen statt, welchen immerhin noch zirka 130 Mitglieder anwohnten; als aber Rom von den Truppen Viktor Emanuels am 20. September 1871 nach der Beschießung eingenommen war, sprach Pius IX. am 20. Oktober die Vertagung des Vatikanischen Konzils auf unbestimmte Zeit aus, und diese Vertagung dauert bis heute noch an.

### Die Entscheidung

Am 22. Juli 1870 war Bischof Hefele aus Rom wieder in Rottenburg eingetroffen; einige Tage später hatte er Audienz beim Königspaar in Stuttgart, wobei ihm das Komturfkreuz des Kronenordens verliehen wurde. Am 10. August erteilte er zum ersten Male die Priesterweihe an 25 Alumnen, und den ganzen Monat September nahm die erste Firmungsreise in sieben Dekanaten Oberschwabens in Anspruch. In 24 Orten spendete er an 15 000 Firmlinge das Sakrament und weihte außerdem noch fünf Kirchen. Im Oktober folgte der Hirtenbrief, in welchem gegen den Raub des Kirchenstaats und die brutale Besetzung Roms protestiert und entsprechende Andachten angeordnet wurden.

Wenn der neue Bischof durch die Menge seiner Amtsgeschäfte inmitten des großen Kriegs- und Siegesjahres 1870 auch übergenug in Anspruch genommen war, so harrete über all dem noch die unendlich wichtigere Frage der Lösung: die seines Verhältnisses zum Dogma der Infallibilität und damit zum Papste und zur heiligen Kirche selbst.

Die Bischöfe Deutschlands und der übrigen Nationen gaben das Vatikanische Dekret ihren Diözesanen bereits amtlich kund; Bischof Hefele hatte sich noch nicht dazu entschließen können. Er wollte es nur tun in voller innerer Klarheit und Freiheit, und dazu war er bis jetzt noch nicht gekommen. Das waren Monate eines geradezu furchtbaren Ringens, die schwerste Zeit seines ganzen Lebens, wie er später wiederholt sagte. Er dachte sogar daran und sprach auch davon, auf das bischöfliche Amt zu

verzichteten und als privater Gelehrter weiterzuleben. Daß er sich an die württembergische Regierung mit der Frage gewandt habe, ob er im Falle seiner Ablehnung, das Dogma von der Infallibilität in der Diözese zu proklamieren, eine Stütze an ihr finden werde, aber den Bescheid erhalten habe, er möge ihr keine Schwierigkeiten bereiten, und daraufhin seine Unterwerfung unter den Konzilsbeschluß vollzogen habe, ist sowohl von ihm selbst wie von der Regierung als unwahr bezeichnet worden. Diese Verbreitung, welche den Stempel der Sinnlosigkeit in sich selbst trägt, ist gemacht worden zu dem Zwecke, Hefeles Bekenntnis zum Dogma als unaufrichtig, als Heuchelei hinzustellen und ihn selbst in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Dieser Verbreitung steht wohlthuend gegenüber das Urteil eines Mitarbeiters der Protestantischen Realenzyklopädie für Theologie, welcher die Unterwerfung des Bischofs daraus erklärt: „Die Konsequenz seines Lebens, der Glaube an die Einheit der Kirche, ist bei ihm oberstes Prinzip gewesen . . . er hat seiner Diözese den kirchlichen Frieden gewahrt.“

Nicht bloß in der Diözese Rottenburg, sondern in ganz Deutschland und darüber hinaus wartete man mit Spannung auf die endgültige Stellungnahme des Bischofs zu den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils. Verweigerte er denselben den Gehorsam, was in weiten Kreisen erhofft wurde, und trennte er sich damit von der Kirche, so mußte durch solch ein Argernis das ganze katholische Deutschland schwer erschüttert werden — auf der anderen Seite aber wäre er als „nationaler“ Held mit Beifall und Ehren überschüttet worden. Unterwarf er sich aber, so war die wildeste Verfolgung, welche ihm selbst Ehre und guten Namen zu rauben suchte, sein sicherer Los. Und über all dem noch die tausendfach ernstere Entscheidung zwischen dem Verbleiben in der Kirche Gottes oder dem Schisma — dem Abfall von ihr.

Eine größere Prüfung konnte es kaum geben.

Und er war ihr gewachsen. Durch Gottes Gnade und Erleuchtung, um die er selbst und mit ihm Tausende flehten, hat Bischof Karl Joseph gesiegt im großen Kampfe. Seine fromme Jugend, seine theologische Erziehung, sein lauterer Priesterleben, seine Arbeiten und Kämpfe im Dienste der Kirche und ihres Rechtes und nicht zuletzt seine erleuchtete Weisheit und christliche Demut haben die Entscheidung gebracht. Dieselbe scheint sich allmählich angebahnt zu haben. Denn schon im Oktober 1870 heißt es in einem Briefe an den alten Freund Dr. Mattes in Weingarten: „Wie Sie, will auch ich die Honoriusfrage beiseite lassen . . . Requiescat Honorius in pace“ . . . Vielleicht ist auch die Tatsache nicht ohne Eindruck auf den Bischof geblieben, wie er selbst im März 1871 nach München

schrieb: „Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß das neue Dogma so bald allherrschend werde; meine Altersgenossen und alten Freunde sind fast sämtlich übergegangen, vom jüngeren Alerus gar nicht zu reden.“

Am 10. April 1871 hat Bischof Karl Joseph seinen Diözesanen, näherhin seinem Alerus, in einem Hirtenschreiben den Text der dogmatischen Konstitutionen über den Primat und die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes offiziell kundgegeben. „Ich wollte,“ heißt es in dem Schreiben, „sorgfältig alles für meine eigene Person vermeiden und bei anderen verhüten, was den Frieden und die Eintracht in der Kirche stören könnte . . . ; der kirchliche Friede und die Einheit der Kirche ist aber ein so hohes Gut, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen.“ Mit dieser Osterbotschaft hat sich der Bischof tatsächlich zu den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils bekannt und von seiner Treue zum katholischen Glauben Zeugnis abgelegt. Daraufhin traf vom Nuntius in München ein Schreiben ein, in welchem derselbe dem Bischof Dank und Freude aussprach darüber, daß „durch Deine Klugheit und Mäßigung die Rottenburger Diözese sich von den Aufregungen und Kämpfen freierhalten hat, während in anderen Provinzen . . . die Eintracht der Katholiken gestört und der christlichen Sache ein ungeheurer Schaden zugefügt wird“.

Wenn Bischof Hefele von schweren und großen Opfern sprach, so hat er gewußt, was er sagte, denn er kannte die Welt und kannte die Gegner der Kirche Gottes. Bisher war er verherrlicht und gepriesen worden über die Maßen: jetzt setzte in der ganzen nichtkatholischen Presse Deutschlands, Österreichs, der Schweiz usw. die wildeste Heße gegen ihn ein. Er mußte sich von Leuten, die nicht wert waren, ihm die Schuhe zu putzen, vorwerfen lassen, daß er angeblich sein Gewissen, seinen Charakter und seine wissenschaftliche Ehre darangegeben habe, um Bischof bleiben zu können usw. usw. In dieser Heße wetteiferten die protestantischen Blätter und Stimmen Württembergs mit denen der Altkatholiken in München und anderwärts. Die letzteren schämten sich nicht, die vertraulichen Privatbriefe Hefeles der Öffentlichkeit preiszugeben — ein Verfahren, welches sich in den Augen jedes anständigen Mannes von selbst richtet. In einem Brief sagt Hefele darüber: „Ich kann mir nur das vormerken, daß ich mit diesen Leuten nicht früh genug gebrochen habe; das allein bekümmert mich und gibt ihnen ein Recht, mich anzugreifen.“ Dazu kam die Gemeinheit anonymen und nicht anonymen Briefe voll persönlicher Beschimpfungen und Beleidigungen.

Der Bischof kam über diese Zeit der Verfolgung mit der ihm eigenen Überlegenheit hinweg. In einer Erklärung im „Deutschen Volksblatt“ fertigte er dann die unwürdige Heße ab mit den Worten: „auch zur Zeit,

da er noch unschlüssig gewesen, habe ihm die Überzeugung festgestanden, ein Schisma wäre das größte Unglück, und daran würde er sich niemals beteiligen". Dann sagt er weiter: „Was ich voraussah, ist eingetroffen; es hat mir dieser Schritt (die Unterwerfung) viele Verfolgung zugezogen, aber er hat mir dafür die innere Ruhe wiedergebracht.“

Wie Bischof Hefele seine Treue zum Vatikanum betätigte, davon haben wir Studenten in Tübingen eine Probe erlebt. Es waren nämlich im Winter 1871 zwei junge Theologen altkatholischer Richtung, der eine, G., aus dem Rheinland, der andere, Str., aus Schlesien, in Tübingen eingetroffen, um hier das Studium abzuschließen und dann, wie sie meinten, im Priesterseminar zu Rottenburg geweiht zu werden. Der Bischof erklärte ihnen, daß von letzterem niemals die Rede sein könne; er beschwor sie in rührendster Weise, sich doch nicht sakrilegisch etwa in Utrecht weihen zu lassen, und legte ihnen nahe, doch wenigstens nicht Geistliche werden zu wollen wegen der furchtbaren Folgen solch eines Schrittes. Schreiber dieses hat den Brief selber gelesen. Des Bischofs Warnung und Mahnung aber war umsonst wie unsere Zusprüche; die beiden sind als altkatholische Pastoren angestellt worden in München bezw. in Schlesien.

Zum Abschluß dieses Kapitels soll als beweiskräftigstes Zeugnis seiner Treue zum Vatikanum der Wortlaut des Briefes von Bischof Hefele an einen altkatholischen Herrn Walter in Isny folgen, welcher sich im Frühjahr 1876 an ihn gewendet hatte. Der Brief ist mit Zustimmung des Bischofs am 31. Januar 1877, Nr. 24, im „Deutschen Volksblatt“ abgedruckt worden. Er lautete:

„Sehr geehrter Herr! Ihrem Wunsche entsprechend beehre ich mich, obwohl wegen der Zeremonien des Gründonnerstags besonders in Anspruch genommen, folgende Zeilen an Sie zu richten. Es ist mir beinahe unverständlich, wie die Verkündigung der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra eine Glaubensentscheidung gibt, Sie vom Empfange der heiligen Sakramente zurückhalten kann. Schon vor dem Vatikanischen Konzil glaubten alle Katholiken, eine Glaubensentscheidung sei unfehlbar, 1. wenn der Papst und die Bischöfe auf einem Konzil versammelt, dieselbe ausgesprochen; 2. wenn die Bischöfe auf einem Konzil eine solche Entscheidung getroffen und diese vom Papste gutgeheißen worden; 3. wenn der Papst aus sich eine solche Lehrentscheidung getroffen und die Bischöfe dieselbe getrennt voneinander, d. h. die Bischöfe auf ihren einzelnen Sitzen stillschweigend angenommen. Dies war der Glaube aller Katholiken schon vor dem Konzil. Außerdem glaubte eine große Zahl Gottesgelehrter, 4. eine solche Glaubensentscheidung sei unfehlbar von dem Augenblicke an, wo der Papst sie ausgesprochen ex cathedra, d. h. sich feierlich an die Kirche wendend, unabhängig von der nachträglichen Zustimmung der einzelnen Bischöfe. Sie wissen, daß ich letzterer Meinung nicht war; aber sie war die Meinung der immensen Mehrheit der Bischöfe, und hat die Bestätigung des Papstes erhalten. Bald nachher haben die übrigen Bischöfe, die auf dem Konzil dagegen opponiert,

diese Entscheidung der Majorität und des Papstes angenommen. Und so mußten sie handeln. Sie begreifen wohl, Herr Walter, daß, wenn ich ihnen nicht hätte beistimmen wollen, ich damit offenbar erklärt hätte: der Papst und die mit ihm vereinten Bischöfe sind nicht unfehlbar, sondern ich, der liebe Ich, bin unfehlbar. Folglich, Herr Walter, wenn auch Sie die Entscheidung des Vatikanischen Konzils nicht annehmen, so sagen auch Sie sich: der Papst und alle Bischöfe irren, aber ich, Ich, Wilh. Walter, ich bin unfehlbar, ich kann nicht irren, durchaus nicht und unter keinen Umständen. Wenn Sie wirklich eine solche hohe Meinung von sich selber haben, dann ist Ihre Handlungsweise logisch, und tun Sie sehr wohl daran, sich vom Empfange der Sakramente fernzuhalten. Ihnen wünscht in Christo alles Heil. Rottenburg, am Gründonnerstag 1876.

† Karl Joseph, Bischof.“

Das öffentliche Bekenntnis des Bischofs zu den Beschlüssen des Vatikanischen Konzils ist entscheidend gewesen für den inneren Frieden der Diözese. Wenn es auch noch seine Zeit brauchte, bis die „Rottenburger Wirren“ völlig gehoben waren: das letzte wesentliche Hindernis war hinweggeräumt. Karl Joseph von Hefele hatte sich, ungeachtet aller Schwierigkeiten, als katholischer Bischof manifestiert und seine Hände waren frei geworden zur kraftvollen und erleuchteten Regierung der Diözese. Die zahl- und maßlosen Angriffe auf ihn wegen seiner Treue zur Kirche hatten ihm seine Diözesanen in kurzer Frist nähergebracht, als dies sonst der Fall gewesen wäre: mit Bewunderung und rückhaltlosem Vertrauen schauten sie auf ihn, der nun seinem katholischen Volke ganz gehörte.

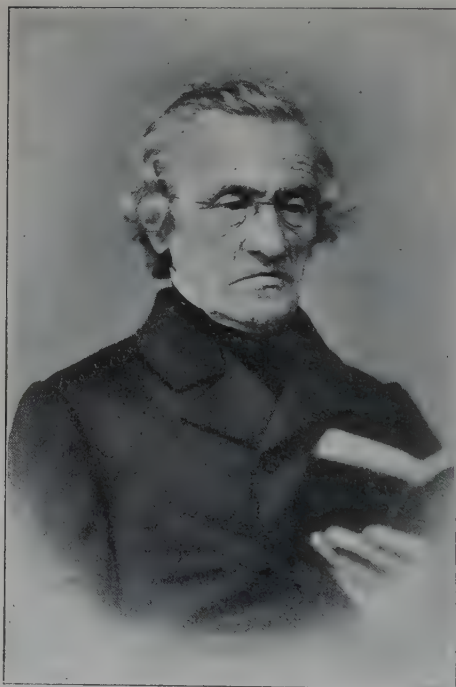
### Um den inneren Frieden

Professor Hefele hatte anlässlich seiner Wahl den Ausdruck gebraucht, der Hirtenstab des Bischofs von Rottenburg sei voll Dornen. Dabei dachte er sicherlich besonders an jene Zustände im Inneren des Bistums (die „Rottenburger Wirren“), durch welche Klerus und Volk in zwei sich heftig bekämpfende Lager getrennt waren, so daß die Diözese in der öffentlichen Meinung aufs schwerste diskreditiert erschien. Das Wesentliche hierüber ist im zweiten Abschnitt dieses Buches angegeben. Der Kampf, welcher durch das Eingreifen auswärtiger Preßorgane und ihrer Hintermänner an Schärfe sehr gewonnen hatte, stand noch auf voller Höhe, als der Bischofsstuhl von Rottenburg durch den Tod des edlen Oberhirten Joseph von Lipp erledigt wurde.

Damit war allerdings die eigentlich akute und schwierigste Frage von selbst erledigt, die Frage eines Koadjutors für Rottenburg; der Tod des frommen Bischofs Joseph Lipp hatte der Diözese die Wohltat gebracht, daß nunmehr dieser Hauptpfiler der „Wirren“ gebrochen war.

Die Wahl Hefeles zum Bischof darf auch deswegen als providentiell angesehen werden, weil er, wie wohl kein Zweiter, geeignet und berufen

war, den inneren Frieden in der Diözese wiederherzustellen. Als großer Kirchenhistoriker war er der Stolz des katholischen Schwabenlandes, seine kirchliche Gesinnung war glänzend bewährt, etwa drei Viertel des lebenden Klerus hatte während seines akademischen Lehramts zu seinen Füßen gesessen, und endlich ist in all den Jahren der berüchtigten „Wirren“ sein Name niemals in den Streit gezogen worden: so besaß er eine weit



Professor Dr. Rubin

größere Autorität als jeder der anderen Kandidaten der Bischofsliste. Seine überlegene Welt- und Menschenkenntnis, seine fast unerschütterliche Ruhe, sein strenger Gerechtigkeitsinn, sein ungetrübter Blick aufs Ganze und nicht zuletzt seine Sicherheit und Lebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr befähigten ihn in besonderer Weise für die Lösung der unendlich schwierigen Aufgabe, den inneren Frieden im Bistum wiederherzustellen. War er auch schon ins sechzigste Lebensjahr eingetreten, so stand er noch auf der vollen Höhe seiner Arbeits-, Urteils- und Willenskraft und hatte weder einen wirklichen Koadjutor noch einen solchen in der Form eines ihm gestellten Generalvikars nötig.

So war es denn nur begreiflich, daß bei der Nachricht von Hefeles Wahl ein freudiges und hoffnungsvolles Aufatmen durch die Kreise aller derjenigen ging, welche es gut meinten mit der Diözese und der Wiederherstellung ihres inneren Friedens. Wenn freilich von seiten einer bestimmten Persönlichkeit — nicht in der Diözese, aber doch in der Oberrheinischen Kirchenprovinz — das Wort gefallen ist: „... und daß Hefele nun zum Bischof gewählt wurde, ist das Allerfatalste“, so ist das bezeichnend für die vernichtende Wirkung dieser Wahl auf die Hoffnungen jener, vielfach auswärtigen Kreise, welche sich in die Meinung hineingelegt hatten, die Diözese Rottenburg sei so verkommen und von allen guten

Geistern verlassen, daß sie nur durch eine Art strengster Diktatur noch gerettet werden könne.

Unter den Augen und der zielbewußten direkten und indirekten Mitwirkung von Bischof Hefele ist die Wiedergewinnung friedlicher Zustände, wenn auch in verschiedenen Etappen und unter Rückschlägen, ihren Weg gegangen, die Gegensätze verloren oder milderten sich, die Gemüter wurden allmählich versöhnt, und für den definitiven Frieden ward das solide Fundament geschaffen.

Folgen wir nun der Entwirrung der Fäden und der Lösung der Schwierigkeiten der hauptsächlich in Betracht kommenden Fragen.

Nachdem der Direktor des Wilhelmsstifts in Tübingen, Dr. Rückgaber, entsprechend der Weisung aus Rom seiner Stelle enthoben worden war und eine Pfarrei angenommen hatte, ernannte Bischof Hefele dessen provisorischen Nachfolger, Dr. Reiser (den späteren Bischof), zum definitiven Konviktsdirektor. Es war das eine außerordentlich glückliche Lösung dieser Frage, denn Dr. Reiser überragte als Erzieher der theologischen Jugend seinen Vorgänger namhaft.

Der von Bischof Bipp seines Amtes entsetzte Seminarregens Dr. Mast, der schärfste Gegner des Professors Dr. von Ruhn, welchem er die Hauptverantwortung für die von ihm beklagten Zustände unter den Tübinger Theologen zumah, und dessen Lehre er für gefährlicher erklärte als die von der Kirche verworfenen Doktrinen des bekannten Hermes, hatte die Diözese Rottenburg verlassen, um nicht wieder zurückzukehren. Er wurde als Konsultor nach Rom berufen, war der Vertrauensmann des Kardinals von Reisach, erhielt später den Titel eines päpstlichen Kammerherrn und wirkte sechzehn Jahre lang als Spiritual im Priesterseminar zu Regensburg. Dr. Mast blieb nurmehr im Kontakt mit einzelnen seiner ehemaligen Seminaristen, welche ihm, dem um sie hochverdienten und ausgezeichneten Regens, gewiß mit Recht das verehrungsvollste Andenken bewahrten. Die Auszeichnungen, welche er in und durch Rom erhalten hatte, wurden von seinen zahlreichen Anhängern und Verehrern als große Genugtuung begrüßt, und eben damit verlor sich auch vieles von der früheren Erbitterung dieser Kreise. Als Dr. Mast 1893 zu Regensburg sein goldenes Priesterjubiläum feierte, erhielt er von Bischof Hefele bezw. dem Ordinariat in Rottenburg, und ebenso von Professor Dr. Funk, dem Vertreter der Fakultät Tübingen, Glückwunschschreiben. Zum Seminarregens in Rottenburg ernannte der Bischof definitiv den durch kirchlichen Sinn und Eifer ausgezeichneten früheren Subregens Beron, einen Schüler und Mitarbeiter Dr. Masts im Seminar; dessen Nachfolger war seit 1882 der geistvolle und fromme spätere Domkapitular P. Stiegele. Die Beziehungen

zwischen Priesterseminar und Fakultät blieben während dieser Zeit ungetrübt und durchweg freundlich.

Der wissenschaftliche Streit um das Haupt der Tübinger Schule, Dr. von Ruhn, hatte schon zu Beginn des Episkopats Hefele viel von seiner Schärfe verloren, nachdem Ruhns auswärtiger Hauptgegner, der übermäßig selbstbewußte Dr. von Schüzler, welcher sich sogar zu persönlichen Animositäten gegen den greisen Dogmatiker hatte hinreißen lassen, von mehreren maßgebenden Seiten desavouiert worden war. Selbst bedeutende Theologen aus der Gesellschaft Jesu in Bonn und Rom befanden sich unter letzteren. Seit 1873 hatte Schüzler dauernden Aufenthalt in Rom genommen und sich anderen Arbeiten zugewendet.

Professor von Ruhn war 1882 in den Ruhestand getreten und starb im Jahr 1887. Sein achtundsiebzigjähriger bischöflicher Freund besuchte ihn noch in der letzten Krankheit und erwies ihm auch noch die letzte Ehre seiner Begleitung zum Grabe. Wurden auch manche Lehrräthe Ruhns als ansehnlich bezeichnet, so haben andererseits hohe und höchste kirchliche Autoritäten an seinem guten Glauben und ehrlichen Willen niemals gezweifelt. Den letzteren hat er nachdrücklich bewiesen zur Zeit, da die Wogen des Ultrakatholizismus in Süddeutschland noch hoch gingen. Als Haupt der Tübinger katholischen Fakultät hat er die entschiedene Weigerung ausgesprochen, sich an der Zustimmungsadresse für Dollinger zu beteiligen; als der abgefallene ehemalige Dominikaner und Prediger von Notre Dame in Paris, Pater Hyazinth, ihn (während der Tagung der Ersten Kammer) in Stuttgart besuchen wollte, um ihn für seine Sache zu gewinnen, lehnte Ruhn es überhaupt ab, ihn zu empfangen; als ein Mitglied der Fakultät in der „Quartalschrift“ einen Artikel über die Honorariusfrage veröffentlichen wollte, verweigerte er die Aufnahme, und aus dem Nekrolog des verstorbenen Professors Alberle ließ er einen etwa zehn Seiten langen Abschnitt, betreffend die Rottenburger Wirren, der schon gesetzt war, herausnehmen, um nicht die Geister neu aufzuregen. Das katholische Volk in weiten Kreisen aber hat es dem großen Gelehrten nicht vergessen, daß er mit seinem damaligen Kollegen Dr. Hefele zu der Katholikenversammlung in Biberach (März 1868) persönlich eintraf und gleich letzterem in einer Rede Protest gegen die Vergewaltigung des Kirchenstaates durch die Piemontesen erhoben hat. Als lebenslängliches Mitglied der Kammer der Standesherrn hat Dr. von Ruhn ganz wesentlich dazu beigetragen, daß die katholischen Waisenkinder der Diözese aus der simultanen Anstalt in Weingarten herausgenommen und in dem neugeschaffenen katholischen Waisenhaus in Ochsenhausen untergebracht werden konnten. Ebenso ist es seinem Ansehen in der genannten Kammer mit zu

verdanken, daß dieselbe für den Baufonds der neuen katholischen Kirche in Tübingen (Dr. von Ruhn hatte das Referat in dieser Sache) die von der Regierung vorgeschlagene Summe von 107 000 Mark Staatsbeitrag einstimmig verwilligte.

Nach dem Weggang von Dr. Mast aus der Diözese Rottenburg war Stadtpfarrer Dr. Schwarz in Ellwangen der alleinige geistig hochausgerüstete Führer der sogenannten strengeren Richtung in Alerus und Volk. Auch für ihn war die Lage eine andere geworden, seitdem Bischof Hefele den Hirtenstab führte. Zunächst sollte allerdings ein Zwischenfall eintreten, welcher die Geister stark erregte und den Zwiespalt neu entfachte. Im Juni 1874 wurde Dr. Schwarz zum Dekan des Landkapitels Ellwangen gewählt, aber das Bischöfliche Ordinariat verweigerte die Bestätigung. Bischof Hefele hat sich darüber geäußert: „Ich für meine Person habe nichts gegen Dr. Schwarz, aber ich kann und will meinen Vorgänger, Bischof Lipp, nicht öffentlich desavouieren, und das hätte ich getan, wenn ich Dr. Schwarz, der offen Partei gegen ihn ergriffen hat und von seinen Anhängern zum Koadjutor vorgeschlagen war, als Dekan bestätigt hätte.“ Dagegen erfolgte ohne weiteres die Bestätigung des Pfarrers Schmid vom Schönenberg zum Dekan, welcher stets auf der Seite von Dr. Schwarz gestanden war. Zehn Monate später wurde auf Verwendung hoher kirchlicher Gönner der Stadtpfarrer von Ellwangen zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt, und Bischof Hefele meinte in seiner offenen Art: „Rom hat mir damit eine Ohrfeige gegeben“ (die württembergische Regierung versagte die Erlaubnis zur Führung des Titels), aber er war nicht so engherzig, dies dem so Ausgezeichneten persönlich nachzutragen. Sein Gerechtigkeitsinn hatte volles Verständnis für die priesterlichen Tugenden und die hervorragenden Verdienste von Dr. Schwarz als Seelsorger, als Förderer kirchlichen Strebens und Wirkens, als langjähriger Vorstand des Diözesankunstvereins usw. usw., um derentwillen derselbe einer solchen Ehrung vollauf würdig war. So konnte der Bischof, ohne sich etwas zu vergeben, anlässlich seines zweiten Firmungsbesuches in Ellwangen (1877), wo er außerordentlich ehrenvoll empfangen war, zeigen, daß Prälat Schwarz sein Vertrauen wieder besaß und die alte Freundschaft neu aufgelebt war. Noch heute ist es in Ellwangen nicht vergessen, wie damals der Bischof, begleitet vom Stadtpfarrer, einen Gang durch die Stadt und einen Besuch bei der Muttergottes auf dem Schönenberg machte, und als die Kunde hiervon durch den „Anzeiger vom Ipf“ in die weitere Öffentlichkeit kam, so war das ein förmliches Ereignis für die Diözese. Als sechs Jahre später Bischof Hefele sein goldenes Priesterjubiläum feierte, zählte Prälat Schwarz zu den persönlich geladenen Festgästen im Palais, und die brief-

lichen Mahnungen und Bitten des Oberhirten an Dr. Schwarz, seine Gesundheit zu schonen und sich zu entlasten, sind ein weiterer Beweis für das wiedergewonnene freundschaftliche Verhältnis der beiden Männer. Solche Tatsachen konnten ihre mächtige Rückwirkung auf den ganzen dem Prälaten anhängenden Teil des Klerus nicht verfehlen: die Wiederherstellung des inneren Friedens war auf vollem Wege. Der Hauptanteil und das Hauptverdienst an dieser Wendung der Dinge, zu welcher freilich auch die Zeitumstände das ihrige beitrugen, fällt dem Bischof zu.

Im engsten Zusammenhang mit dem Angeführten stand die friedliche Abwicklung der sehr gefährdenden Angelegenheit der katholischen Tagespresse in der Diözese. Auf 1. Januar 1871 war in Ellwangen ein neues katholisches Wochenblatt erschienen, und im Jahre 1873 folgte ihm in Bopfingen der „Spf“, eine politische Zeitung für das Volk. Diese von Dr. Schwarz geplanten und veranlaßten Unternehmungen waren ausgesprochen gegen das bisherige Tagesorgan der Katholiken Württembergs, das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart, und das „Katholische Sonntagsblatt“, näherhin gegen den Herausgeber derselben, Dr. Uhl, gerichtet. Die Parole lautete, das „Deutsche Volksblatt“ müsse seinen Kurs gründlich ändern — wenn nicht: untergehen. Wenn auch die Vorwürfe gegen das Stuttgarter Blatt vielfach zu weit gingen, so muß doch zugegeben werden, daß manche Klagen berechtigt waren. Dr. Uhl und sein verantwortlicher Redakteur B. (Nichtgeistlicher) waren in ihrer Stellungnahme zum Vatikan usw. entschieden zu weit gegangen. (Redakteur B. ist vom „Deutschen Volksblatt“ in die Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“, des ausgesprochenen Organs der Gegner des Konzils, übergegangen und dort geblieben.)

Bischof Hefele, welcher von den Ellwanger Pressegründungen erst erfuhr, als es zu spät war, teilte Dr. Schwarz seine schweren Bedenken mit und machte Vorschläge, die Sache im Geiste der Versöhnlichkeit anders zu regeln. Es lag eben die große Gefahr vor, wie der Bischof deutlich sagte, daß die Ellwanger Blätter in erster Linie Parteiorgane der Mastischen Richtung werden und daß auf diese Weise die vorhandene Spaltung in Volk und Klerus „verfestigt und gesteigert werde“. Die Stimme des Bischofs, der unterdessen nach Rom abgereist war, verhallte erfolglos, und nun brach in den folgenden Jahren ein heftiger Konkurrenzkampf zwischen Ellwangen und Stuttgart aus. Da in den weitesten Kreisen verlangt wurde, daß das „Volksblatt“ erhalten bleibe, so wurde der Verlag desselben durch Übergang an eine Aktiengesellschaft (1875) auf eine neue finanzielle Grundlage gestellt und erhielt eine andere Redaktion. Bei alledem beteiligte sich der Bischof namhaft, entsendete einen Domkapitular

in den Aufsichtsrat und überwachte das Blatt als aufmerksamer Leser, so lange es ihm seine Kräfte erlaubten. Allmählich begann man auch in Ellwangen einzusehen, daß die Haltung des „Deutschen Volksblatts“ entschieden katholisch und kirchentreu war; die gegenseitigen Beziehungen wurden freundlich, später sogar herzlich; im Jahre 1891 aber hatte Bischof Hefele die Freude und Genugtuung, zu erleben, daß auf Grund eines friedlichen Vertrags der „Ipf“ und das „Ellwanger Wochenblatt“ in das Eigentum der Aktiengesellschaft „Deutsches Volksblatt“ übergingen. So war auf diesem wichtigen Gebiete die Einigkeit wieder hergestellt und der ursprüngliche Grundgedanke des Bischofs verwirklicht. Die Diözese aber hatte in der „Ipf- und Jagstzeitung“ ein vorzügliches politisches Organ für das Volk in seinen weitesten Kreisen gewonnen.

Alles in allem kann gesagt werden, daß Bischof Hefele schon im zehnten Jahre seines Episkopats sich der begründeten Hoffnung hingeben konnte, die „Rottenburger Wirren“ werden bald der Vergangenheit angehören und der innere Friede der Diözese sei gesichert. Des Bischofs Anteil an diesem glücklichen Ausgang ist groß, und wenn man genauer zusieht, ausschlaggebend gewesen.

### Die Zeit des Kulturkampfes

Die Diözese Rottenburg ist weit über die Grenzen des Reiches hinaus dadurch bekannt geworden, daß sie als „Oase des Friedens“ vom Kulturkampf verschont blieb. Um aber heute, nach bald sechzig Jahren, wenigstens einigermaßen ein Urteil über diese schwäbische Errungenschaft zu ermöglichen, muß das Wesentlichste über den deutschen Kulturkampf in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wieder aufgefrischt werden.

Am Tage nach der mit unerhörter Pracht begangenen offiziellen Siegesfeier zu Berlin (Juni 1871) hat das Organ der preußischen Konserativen, die Berliner „Kreuzzeitung“, in einem vom Fürsten und Reichskanzler Bismarck verfaßten oder doch inspirierten Artikel der katholischen Kirche förmlich den Krieg angesagt, erstmals den Ruf erhoben zum Kulturkampf, zugleich zum Kampf der Staatsallmacht gegen die positiv christliche Kultur des deutschen Volkes beider Konfessionen, und an die stolzen Siegesfahnen der deutschen Heere, unter welchen Katholiken und Protestanten wie Brüder gekämpft und geblutet hatten fürs deutsche Vaterland, hat sich das größte und furchtbarste, heute noch nicht überwundene Unglück geheftet: der alles aufwühlende konfessionelle Bürgerkrieg, die bis in die letzten Konsequenzen durchgeführte staatliche Katholikenverfolgung, genannt „Kulturkampf“, der Jahre 1871 bis 1886.

Den Boden dafür hat schon seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vorbereitet der sogenannte Liberalismus, dessen neuheidnische Vertreter, die Atheisten Vogt, Feuerbach, Frohschammer, Strauß usw., den Glauben wissenschaftlich bekämpften, während die Schriftsteller des „jungen Deutschland“ dem Volk durch ihre schöngeistige Literatur sein christliches Empfinden untergruben. Der Rationalliberalismus, wie er sich seit den siebziger Jahren nannte, ist der eigentliche Träger des Kulturkampfes gewesen. Mit den glaubenslos gewordenen, von blindem Haß gegen Rom und die Kirche, gegen Bischöfe, Geistliche und besonders gegen die Ordensleute erfüllten Massen des verhetzten nichtkatholischen Volkes ging im Kulturkampf bald auch der konservative Teil des Protestantismus zusammen. Er sah in den Siegen von 1866 und 1870, in der Wegnahme Roms und des Kirchenstaates ein „Gottesgericht“ über die katholische Kirche und glaubte, nun sei die Zeit gekommen, das „Werk der Reformation“ auf deutschem Boden zu vollenden. Hierin war der größte Teil des Pastorentums einig bis hinauf zu den intimen religiösen Vertrauensmännern Kaiser Wilhelms I., seinen Hofpredigern Hofmann, Kögel usw., welche nicht müde wurden, dem greisen Herrn nahezu legen, ihm sei es beschieden, die „protestantische Mission“ Preußens zu vollenden. Bald wurde in diesen Kreisen nur noch vom „protestantischen Kaisertum“ gesprochen und Bismarck tausendfach als der „zweite Luther“ gepriesen, welcher das Deutsche Reich auch im Glauben einigen werde.

Es mochte für die dämonische Kraft seiner Seele einen eigenen Reiz haben, die Aufgabe zu lösen, an welcher seinerzeit das gewaltige Geschlecht der Hohenstaufen zugrunde gegangen ist, und das Ziel zu erreichen, welchem auch der ungeheure Kirchenraub der „Säkularisation“ und die kirchenfeindliche Diplomatie zahlloser Staatsmänner nicht nähergekommen waren: die Unterjochung der katholischen Kirche durch den Staat, die Vernichtung ihrer Freiheit und Selbständigkeit, ihre Herabwürdigung zu einer bloßen Staatseinrichtung und die Unterstellung der Diözesen, der Bischöfe und Priester und aller ihrer Angelegenheiten unter das jeweilige Kultministerium und seine protestantischen Räte. Natürlich wäre dieses traurige Gebilde, welchem man den patriotisch klingenden Namen „Deutsche Nationalkirche“ zugebach, völlig losgelöst gewesen von Rom und dem Oberhaupt der katholischen Kirche — höchstens, daß dem Papste einige nichts-sagende „Ehrenrechte“ überlassen geblieben wären.

Fürst Bismarck hielt alle Voraussetzungen für gegeben, um nunmehr dieses Ziel zu erreichen. Gelang es ihm, dann war, das wußten er und seine Gesinnungsgenossen genau, der größte Teil des Weges zum formellen Protestantischwerden des katholischen Volksdrittels schon zurück-

gelegt, nachdem es durch das Schisma vom lebendigen Leibe der wahren Kirche abgetrennt war. Ganz offen hat der Altkatholik Schulte dem noch lange nicht vergessenen Kultminister Falk (1872—1879), dem von Bismarck berufenen, an Rücksichtslosigkeit nicht überbotenen „Feldmarschall des Kulturkampfes“, das Wort gewidmet: „Ihm ist es nicht nur um die Vernichtung des Ultramontanismus zu tun, sondern um den Sieg des Protestantismus über die römische Kirche überhaupt.“

Nachdem schon seit dem Beginn des Krieges die Massen planmäßig durch die lügnertischen Verbreitungen bearbeitet worden waren, die Kaiserin Eugenie habe auf Betreiben des Papstes Pius IX. ihren Gemahl Napoleon III. dahin gebracht, den Krieg zu erklären, um das protestantische Preußen zu vernichten, und der katholische Klerus samt den übrigen „Ultramontanen“ stehe mit seinen Sympathien heimlich auf seiten der Franzosen — Geschichtslügen, die an die Geschäftstüchtigkeit eines Lord Northcliffe erinnern —, so wurde im Deutschen Reichstag, im Preussischen Landtag und in den anderen Volksvertretungen der Kulturkampf auf dem Wege der Gesetzgebung großzügig organisiert. Das geschah in Preußen — vorbildlich für die anderen Staaten — durch achtzehn teilweise sehr umfangreiche Gesetze, von welchen Kaiser und König Wilhelm acht im schönen Monat Mai unterzeichnete; in bitterster Ironie nannte sie das davon ins Herz getroffene katholische Volk „Maigesetze“, und als solche sind sie noch lange nicht vergessen.

Den Bischöfen wurde unter schwersten Strafen verboten, gegen alt- und staatskatholische Geistliche und Laien einzuschreiten, die Vorbildung eines künftigen „national“ gesinnten katholischen Klerus und die Anstellung der Geistlichen nahm das (protestantische) Kultministerium vollständig unter seine Aufsicht, in der Errichtung des Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten war die Disziplinargewalt Roms über deutsche katholische Geistliche völlig ausgeschaltet, die bisher in Preußen bestehende „Katholische Abteilung“ im Kultministerium ward kurzerhand aufgehoben und die Behandlung aller die katholische Kirche angehenden Fragen in die Hände von ausschließlich protestantischen Räten gelegt. In den Jahren 1874 und 1875 folgten das Ausweisungs- und Verbannungsgezet gegen kirchentreue Bischöfe und Priester, das Gesetz über die (staatliche) Verwaltung der auf diese Weise erledigten Diözesen, das Gesetz über den Ausschluß sämtlicher Ordensgenossenschaften (mit Ausnahme der Krankenpflegerinnen) aus Preußen, und als letzte und brutalste Ausgeburt des kulturkämpferischen Machtwillens das „Sperrgesetz“, durch welches in allen Diözesen Preußens die verfassungsmäßig festgelegten Leistungen an die katholische Kirche bis auf weiteres gesperrt

wurden: die Bekennerbischöfe und der treue Klerus sollten, da alle anderen Mittel versagten, nunmehr „ausgehungert“ werden. Daß unter diesen Umständen auch die §§ 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung, durch welche der katholischen Kirche Selbständigkeit und Freiheit in ihrer Existenz und Betätigung garantiert war, aufgehoben wurden, war nur die Folge aller übrigen Maßnahmen. Nebenher waren vom Reichstag der „Kanzelparagraph“ und das große Ausnahmegesetz gegen die Jesuiten und „verwandte“ Orden dekretiert worden.

Zur Durchführung dieses bis ins einzelste organisierten Kampfes gegen das Lebensrecht und die Freiheit der katholischen Kirche in Preußen standen dem damals „allmächtigen“ Fürsten Bismarck alle Gewaltmittel der Polizei und des Bürokratismus zur Verfügung, und außerdem fast die ganze nichtkatholische Presse und die durch dieselbe geschaffene „öffentliche Meinung“. Durch die zuletzt alles andere beherrschende Aufreizung der konfessionellen Leidenschaften im protestantischen Volke erhielt der Kulturkampf immer mehr den Charakter eines Bekenntnistampfes der protestantischen Zweidrittelmehrheit in Preußen gegen die zehn Millionen Katholiken.

Die letzteren hatten von Anfang an den ganzen furchtbaren Ernst der Lage erkannt, und nun trat ein, was Fürst Bismarck in solchem Ausmaß entfernt nicht geahnt hatte. Im katholischen Volke, besonders Westfalens und der Rheinlande, flammte mit dem Bewußtsein seiner bürgerlichen Freiheit die Liebe zum Glauben der Väter und die Bekenntnistreue zur römisch-katholischen Kirche hoch auf. Wenn auch in der Minderheit, erhob es sich, wenige Ausnahmen abgerechnet, einmütig und geschlossen zum Kampfe gegen den Riesen „Staatsallmacht“, zum Kampfe für die Freiheit und das Existenzrecht der katholischen Kirche im neuen Deutschen Reiche. Alle Stände und Geschlechter, Laien und Geistliche, die Frauen wetteifernd mit den Männern, standen in einer Front zur gemeinsamen Abwehr der Verfolgung; für alle die Millionen gab es nur die eine Parole: „Treu zu Rom, treu zu unseren Bischöfen und Priestern in Not und Gefahr!“

Der passive Widerstand gegen die Kulturkampfgesetze wurde zur Tat. Die Gesetze standen auf dem Papier, aber der Episkopat erhob mit tausend Gründen Protest dagegen und verweigerte den Gehorsam. Und nun setzten die Strafen und Zwangsmittel aller Art ein, Geldbußen, die sich in einzelnen Fällen bis zwölftausend Taler steigerten (Erzbischof Melchers in Köln wurde zu 29 000 Talern, Bischof Eberhard von Trier zu rund 97 000 Mark verurteilt); es folgten Pfändungen, Haft- und Gefängnisstrafen für Priester und Bischöfe in allen Diözesen. Erzbischof Melchers saß ein halbes Jahr lang im Gefängnis zu Köln, Erzbischof Ledochowsky

volle zwei Jahre zu Ostrowo. Gleiches erfuhren die anderen Oberhirten. Dann folgten die „Abseetzungen“; 1880 waren schon neun Bischöfe davon betroffen und mußten sich jenseits der Grenzen verbergen, die Gefängnisse waren voll von treukatholischen Bekennern, die mit verworfenem Gefindel zusammengesperret wurden, und die katholische Presse wurde mit Strafmandaten förmlich überschwemmt. Die geistlichen Bildungsanstalten, Konvikte und Priesterseminare wurden geschlossen, die katholischen Lehrinstitute, höheren Schulen, Kleinkinderschulen usw. aufgehoben, alle Ordenshäuser mit Ausnahme der Krankenpflegenden abgeschafft, sogar zahlreiche Kirchen wurden geschlossen, den Geistlichen, welche ohne „Kulturexamen“ und staatliche Genehmigung von ihren Bischöfen angestellt wurden, war jede „Amtshandlung“, auch das Besen der heiligen Messe, das Beicht hören unter schwersten Strafen verboten (ein armer Vikar wurde zu zwölfhundert Mark Strafe verurteilt, weil er nachts einem Sterbenden im Todeskampfe beigestanden war); da keine neuen Priester mehr geweiht werden konnten, und die älteren den übermäßigen Anforderungen vielfach erlagen, so verwaisten viele Pfarreien. Im Jahre 1880 waren in Preußen schon 600 katholische Pfarreien mit rund 650 000 Seelen ganz und 584 Pfarreien mit 1 500 000 Seelen halb verwaist! Die Priester mußten meistens bei Nacht in allen möglichen Verkleidungen von Ort zu Ort schleichen, um Messe zu lesen und die Kranken und Sterbenden zu pastorieren. Und so ging es Jahr für Jahr weiter, bis die katholischen Provinzen des Reiches ein Trümmerfeld grauenhafter religiöser Verödung und Verheerung geworden waren.

Was in jenen Zeiten millionenfach an Jammer und Klage und Anklage und Rufen nach Hilfe zum Himmel gestiegen ist, weiß Gott allein: die Väter des vielgerühmten Kulturkampfes haben die Verantwortung dafür, aber auch für die noch weit größeren moralischen Verwüstungen desselben im protestantischen Volksteil. Daß die katholischen Geistlichen sozusagen vogelfrei waren, in den Amtsblättern Tag für Tag gleich allen „Ultramontanen“ als Reichsfeinde, Kaiserfeinde, Anstifter des französischen Kriegs gegen das protestantische Preußen verleumdet werden durften, daß die jährliche Sedantagsfeier zu Orgien des Hasses gegen die „Schwarzen“ und „Ultramontanen“ herabsank und daß jeder Bube ungestraft seinen Übermut an wehrlosen Priestern usw. ausüben konnte: das ist ein Ulgernis von namenlosem Umfang für das heranwachsende Geschlecht gewesen und ein unermesslicher Schaden bis heute. Nun konnten die Bataillone der glaubens- und autoritätslosen Sozialistenmassen und ihr riesiger Anhang aufmarschieren im Reiche der „Gottesfurcht und frommen Sitte“, und keine Staatsgewalt vermochte ihnen Einhalt zu tun.

Das waren die geistigen Söhne und Enkel des Liberalismus, wie das die hervorragendsten Führer des Zentrums immer wieder in Parlament und Presse mahnend und warnend den Vertretern der Staatsomnipotenz und der Kulturkamperei vorgehalten haben — freilich ohne etwas anderes als Sohn zu ernten.

An allen Grenzen Württembergs brandete der Kulturkampf. In Baden, wo der aus der Schweiz eingewanderte Heidelberger Professor und Großlogenmeister Bluntschli und der Kulturkampfminister Jolly die Vertrauensmänner des Großherzogs — Schwiegersöhns des Kaisers Wilhelm I. — waren, blieb der Stuhl des Erzbischofs vierzehn Jahre lang unbesezt; schon im Jahre 1877 fehlten der Erzdiözese Freiburg nicht weniger als dreihundert Priester, und liberale „Größen“ in und außer dem Landtag ergingen sich im Siegesrausch ihrer „Bildung“ in Leistungen, die noch unter dem Niveau des übrigen Kulturkämpfertums standen. In Bayern stand der katholische König Ludwig II. — er war zweifellos damals schon geistig nicht mehr normal — ganz unter dem Einflusse des Ministers Luz, „Vaters des Kanzelparagraphen“ und Schüglings Bismarcks, sowie des exkommunizierten Professors Döllinger, in Hessen ließ sich Großherzog Ludwig gleichfalls fünf Kulturkampfgesetze aufdrängen, in Hohenzollern suchte die preussisch-protestantische Beamtenschaft die Maigesetze rigoros durchzuführen: die Klöster Beuron und Gorheim waren geschlossen und ein Sechstel aller katholischen Pfarreien verwaist. Und auch drüben in der Schweiz, vor allem im Jura, war auf deutsche Veranlassung ein Kulturkampf ausgebrochen, welcher die brutalsten Formen zeitigte.

Weit droben im deutschen Nordwesten regierte ein einziger Fürst — der Großherzog Peter von Oldenburg, welcher dem Fürsten Bismarck zum Trotz dem Kulturkampf keinen Eingang in sein Land gewährte. Die zirka 80 000 katholischen Untertanen seiner Grafschaft Birkenfeld sind nicht ein einziges Mal in ihrer Religionsübung gestört worden.

Er hat im schwäbischen Süden einen an Edelmut und Gerechtigkeitsinn ebenbürtigen Gesinnungsgenossen gefunden: den König Karl von Württemberg.

### Im Zeichen des Friedens

In der Diözese Rottenburg ging während der vierundzwanzig Jahre, da Bischof von Hefele sie leitete, das kirchliche Leben seinen Gang wie bisher weiter. Das Bestehende blieb erhalten und wurde gepflegt und den mit der Zahl der Diözesanen wachsenden Bedürfnissen konnte auch im allgemeinen Rechnung getragen werden. Dieser Segen ist die größte Errungenschaft von Hefeles Episkopat gewesen.

Wenn wir im folgenden über das kirchliche und religiöse Leben in unserer Diözese vom Jahre 1869—1893 berichten, so kann das nur in großen Zügen geschehen, einmal, weil eine offizielle Statistik nicht ausgegeben ist und sodann, weil eine Darlegung des Wesentlichen vollständig dem Zwecke dieser Schrift entspricht.

Wir beginnen mit dem Kapitel vom Klerus und klerikalen Nachwuchs in der Diözese. Das *D o m k a p i t e l* bestand beim Amtsantritt des Bischofs Hefele aus folgenden Mitgliedern: Shler, seit 1848 Domkapitular, Generalvikar unter den Bischöfen Lipp und Hefele, Welte (seit 1857), Faulhauer (seit 1858), Scharpff (seit 1862), Bendel (seit 1866), Klotz (seit 1868) und Dannecker (seit 1869); der älteste zählte 77, der jüngste 53 Jahre. Während des ganzen Episkopats Hefeles sind acht Domherren gestorben, im Jahre 1879 drei: Scharpff, Shler und Faulhauer, anno 1881 starb Dannecker, 1885 der schon seit längerer Zeit erblindete Welte, 1886 der an des letzteren Stelle berufene Frentag nach kaum einem Jahre, 1889 Domdekan Bendel und 1892 der Nachfolger Frentags, Zimmerle. Für die Verstorbenen sind eingetreten: Reiser (im Jahre 1879), Rieß, Graf Wolfegg, Willenbücher, Einsenmann und als Jüngster Ege anno 1892. Das höchste Dienstalter von allen erreichte Domkapitular und (seit 1889) Domdekan Klotz. Im Jahre 1818 geboren, vom Bischof Keller geweiht, war er unter dessen Nachfolger Lipp ins Domkapitel berufen worden, diente in diesem Amte 31 Jahre lang unter den Bischöfen Hefele, Reiser, Einsenmann und Keppler und ist im Jahre 1899 im 82. Lebens- und 56. Priesterjahre gestorben. Die Berufungen der sämtlichen Domkapitulare gingen ohne jede Schwierigkeit seitens der Staatsbehörde vor sich, welcher nach der Konvention und dem Kirchengesetz von 1862 die Namen der betreffenden Kandidaten vorzulegen waren.

Die Neubefetzung der durch Tod oder Eintritt in den Ruhestand erledigten Pfarr- und Kaplaneistellen sowie die Anstellung von neugeweihten Priestern hat nie eine Unterbrechung erlitten. Bischof Hefele hat von 1870 bis 1886 in seiner Diözese 445 Priester geweiht, sein Roadjutor bis 1892 weitere 194, das ergibt zusammen 639 Neupriester während des ganzen Episkopats, mit einem Durchschnitt pro Jahr von beinahe acht- undzwanzig Primizianten. So ist im allgemeinen der Bestand des Klerus auf normaler Höhe geblieben. Es sei noch angeführt, daß während des Kulturkampfes aus fremden Diözesen (Rheinland, Westfalen, Schlefien) gegen fünfzig junge Priester, natürlich nur unständig, bei uns verwendet wurden, welche später mit wenigen Ausnahmen heimkehrten, nachdem wieder bessere Zustände eingetreten waren. Die Knabenseminare zu Mergentheim und Rottenburg (Martinihaus) waren stets besetzt,

das letztere wurde um die Hälfte vergrößert, der Zugang zu den niederen Konvikten und dem Wilhelmsstift in Tübingen erlitt keine Abnahme, die Militärpflichtigen unter den katholischen Theologen konnten in Tübingen selbst ihren Einjährigendienst ableisten und im Konvikt wohnen; im Priesterseminar Rottenburg wurden längst notwendige bauliche Veränderungen vorgenommen. Die im Staatshaushalt vorgesehenen Ausgaben für die katholische Kirche im Lande wurden regelmäßig, freilich mehrmals nicht ohne scharfe Debatten, unverkürzt vom Landtag angenommen.

Im Klerus herrschte, die wenigen Ausnahmen abgerechnet, welche überall vorkommen, ein guter Geist, das Vatikanum und die Beraubung des Heiligen Stuhles hatten die Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche außerordentlich belebt, die ordentlichen und freiwilligen Priesterkonferenzen, die Pfarrei- und Dekanatsvisitationen taten das ihrige, und von ganz besonders belebender Wirkung war der persönliche Verkehr des Bischofs mit seinen Geistlichen auf den jährlichen Firmungs- und weiteren Amtsreisen; mit großer Liebenswürdigkeit und väterlicher Güte wußte er Energie zu vereinigen, wann und wo es nötig war. Die Diözese zählte eine große Reihe ausgezeichneter und hervorragender Seelsorger; ihre Namen alle anzuführen wäre unmöglich; ihr Andenken lebt in den betreffenden Gemeinden meistens heute noch im Segen.

Eine Statistik aus dem Jahre 1869 führt an, daß nicht weniger als zirka 200 katholische Gotteshäuser im Lauf der Zeiten zu klein geworden seien, andere sehr restaurationsbedürftig. Dazu kam die jetzt schon unter der wachsenden Industrialisierung des Landes immer mehr heraustretende Not der Diaspora. Zur Abhilfe ist vieles geschehen; das geht aus folgenden Angaben hervor: Bischof Karl Joseph hat in der Zeit von 1870 bis 1885 folgende neue oder umgebaute Kirchen konsekriert: Möhringen (Niedlingen), Nilstetten, Rehlen, Altheim (Horb), Lauchheim, Geislingen (Stadt), Treffelhausen, Wiggoldingen, Spraitbach, Bartholomä, Göppingen, Cannstatt, die Schloßkapellen in Schwaigern und Weitenburg, die Kirchen in Winzenweiler, Heiligenbrunn, Horgen, Magolsheim, Staig, Seibranz, Erolzheim, Wildbad, Dalkingen, Hausen a. d. R., Frittlingen, Friedenhausen, Stuttgart (Marienkirche), Tübingen, Gmünd (Johanneskirche), Bört, Bühlertzell, Deubach, Igersheim, Jagtfeld, Tuttlingen, Mergentheim (Marienkirche), Nordstetten, Deißlingen, Heidenheim, Billigendorf, Wasseralfingen, Vietigheim. Koadjutor Reiser weihte als solcher die Kirchen in Calw, Waldmössingen, Crailsheim, Altmannshardt, Boms, Pfedelbach, Ebingen, Pfahlheim, Hall, Schnürpflingen und Altoberndorf. Das waren über ein Halbhundert neuer oder ganz erneuerter

Kirchen während Bischof Hefeles Amtsführung. Besonderen Trost haben ihm nach seinen eigenen Worten die neuen Diasporakirchen, etwa fünfzehn an der Zahl, gewährt. In einer Anzahl weiterer Gotteshäuser wurden außerdem zahlreiche Altäre konsekriert.

Den neuen Diasporapfarreien, welche eigene Kirchen erhielten, reichten sich jene Orte an, wo in den sich bildenden katholischen Gemeinden inmitten protestantischer Umgebung erstmals periodischer Gottesdienst eingeführt und entsprechende größere oder kleinere, meistens recht bescheidene Betsäle erworben oder eingerichtet wurden. Das war der Fall in Böblingen, Bietigheim, Hohenheim, Hall, Mezingen, Teinach, Alpirsbach, Schwenningen, Bopfingen, Schorndorf, Kirchheim u. T., Backnang, Waiblingen, Ebingen, Lorch, Trossingen, Balingen und Jagstfeld. Katholische Konfessionsschulen wurden errichtet in Alen, Urach, Heidenheim, Tuttlingen, Hall, Böblingen, Geislingen (Stadt), Wildbad, Süssenhausen, Rünzelsau, Altenstadt, Backnang und Kirchheim. Aus diesen bescheidenen Anfängen, welche seitens der Diasporanen mit freudigem Dank begrüßt wurden, sind dann im Verlauf der folgenden Jahrzehnte die Pfarrgemeinden herausgewachsen, welche heute fast durchweg eigene Kirchen haben. Es sei hier noch gedacht der Gottesacker- und anderer Kapellen innerhalb alter katholischer Pfarreien, welche in den verschiedensten Landesteilen errichtet und benediziert wurden; sie bilden besonders beliebte Gebetsstätten für das katholische Volk; ihre Zahl dürfte mit dreißig nicht zu hoch angegeben sein.

Die Spendung des heiligen Sakraments der Firmung nahm den Bischof in jedem Jahr vier bis fünf Wochen oder auch darüber in Anspruch; die Reisen durch die betreffenden Dekanate mit den vielerlei ungewohnten Zutaten und Anforderungen an Gesundheit und Kraft kosteten den hohen Herrn manches Opfer, wenn sie anderseits auch den Beweis erbrachten, wie Bischof Hefele von seinen Diözesanen gleich einem Vater geliebt und verehrt worden ist. Die Zahl der Firmlinge kann nur geschätzt werden. Bei der ersten Firmungsreise, welche trotz des Kriegs im Herbst 1870 ohne irgend ein Hindernis ausgeführt werden konnte, war ihre Zahl allein rund 15 000. Sechzehnmal, bis einschließlich 1885, hat Bischof Hefele selbst seine Diözese bereist, die folgenden Jahre seinoadjutor. Die Gesamtzahl aller Firmlinge während des ganzen Episkopats dürfte mit 275 000 eher zu niedrig als zu hoch eingeschätzt werden.

Hat der Bischof bei diesen Gelegenheiten seinem katholischen Volke reichlich Gelegenheit gegeben, ihn zu sehen, ihn sprechen zu hören und persönlich zu verkehren, so sprach er als Oberhirte amtlich zu ihm in den Fastenhirtenbriefen. Der erste war noch aus Rom datiert im

Jahre 1870, der letzte, vom dreifachen Frieden, im Frühjahr 1893 verfaßt. Es sind keine gelehrten Abhandlungen oder rhetorisch aufgebaute Kunstwerke, sondern Pastoralbriefe im besten Sinne: der Seelsorger spricht aus ihnen mit Wärme, Klarheit, Schlichtheit und Verständlichkeit, und mit der Liebe zu den Seelen und der Sorge um ihr Heil spricht zugleich die eigene praktische, tiefe Frömmigkeit des Bischofs; kein banales Wort noch eine inhaltslose Phrase findet sich in ihnen, aber Volkstümlichkeit im edelsten Sinne. Und so manches Wort aus ihnen ist heute noch nicht vergessen, wie zum Beispiel das: „Ein freundliches Wort ist oft mehr wert als ein harter Taler.“

Im gleichen Geiste waren die Predigten des Bischofs gehalten. Schon als Professor hat er nach seinen eigenen Worten gerne und oft die Predigt übernommen, wenn er bei einem seiner geistlichen Freunde auf Besuch war; als Bischof hat er dies heilige Amt unermüdlich verwaltet, so lange es ihm möglich war. Seine Predigten waren eher zu kurz als zu lang, und oft genug sagten die Leute, sie hätten gerne noch länger zugehört. Er sprach nicht über die Köpfe hinweg, sondern in die Herzen hinein, und was er sagte, kam ihm selbst, das fühlte man, aus dem Herzen. Schon vom ersten Worte an hatte er die Zuhörer in seinem Banne; man mußte der klaren, weithin vernehmlichen Stimme lauschen, welche so verständlich, so logisch, so überzeugend und vor allem so erhebend und erwärmend die heiligen Wahrheiten verkündete und erläuterte und dabei auf jeden übermäßigen Stimmaufwand und alles mehr oder weniger kunstgerechte Pathos verzichtete. Es war eben die ganze Persönlichkeit, welche da mitsprach in ungesuchter, natürlicher Schönheit der Rede und ihres klaren Flusses. Wir hatten schon im Jahre 1871 Gelegenheit, anläßlich der Hochaltarweihe in W., Dekanats Gmünd, den Bischof predigen zu hören. Und heute noch sehen wir seine ehrwürdige Gestalt auf der Kanzel der einfachen Landkirche, hören wir seine Stimme, welche ergreifend schön und doch so schlicht vom geistigen Mittelpunkt der Kirche und der Gemeinde, dem heiligsten Sakrament des Altars, sprach. Und als er dann sich dem neugeweihten Tabernakel zuwandte und dem göttlichen Heiland für den Segen seiner sakramentalen Gegenwart dankte: da waren, das fühlte man förmlich, die Herzen aller, welche die Kirche bis in die letzte Ecke füllten, eins und einzig mit ihrem Bischof in demselben Akt des Glaubens, der Anbetung und der dankbaren Liebe zum eucharistischen Heiland. Das sind Augenblicke heiligster Weihe und Erhebung gewesen. Das Geheimnis solcher Wirkungen war nichts anderes als der eigene Glauben des oberhirtlichen Predigers. Bei solchen Gelegenheiten mochte man auch wahrnehmen, wie Bischof Hefele das schlichte katholische Volk liebte und in seiner Mitte sich glücklich fühlte.

Das religiöse Leben in der Diözese stand während des Episkopats Hefele in Blüte, das zeigten der Kirchenbesuch und der Sakramentsempfang, der Eifer für die Feierlichkeit des Gottesdienstes und die Schönheit des Hauses Gottes, die verständnisvolle Katechese in der Schule (das Buch von Mey ein Meisterwerk dieser Art), der Besuch der Priesteregregationen in Feldkirch, Heiligenbrunn usw. wie die Volksmissionen und nicht zuletzt die caritativen Leistungen der Diözese. Die für alle denkbaren guten Zwecke beim Bischöflichen Ordinariat wie bei den katholischen Tages- und Sonntagsblättern eingegangenen Gaben während der Zeit Bischof Hefeles beliefen sich auf weit über 150 000 Mark, für den Peterspfennig wurden weit über 100 000 Mark, alles in allem, abgegeben. Und niemals hat der Oberhirte umsonst sich in besonderen Anliegen an die Diözesanen gewendet, so in der Bitte für das abgebrannte arme Dorf Airola, für Windthorsts Grabstätte, die Marienkirche in Hannover, für ein neues Mutterhaus der Gmünder Schwestern oder für den Heiligen Vater Leo XIII. zu seinem Bischofsjubiläum.

Religiöse Orden und Genossenschaften gehören nach dem württembergischen Kirchengesetz von 1862 zu den der katholischen Kirche eigentümlichen Lebensäußerungen. Die Regierung hat aber die Folgerungen aus diesem Satz nicht so gezogen, wie man es erwarten durfte. Weibliche Ordensgemeinschaften wurden gestattet, aber unter namhaften Beschränkungen, Männerklöster niemals. Gleichwohl haben sich die ersteren, dank dem starken Zug zum Klosterleben, auch zur Zeit des Bischofs Hefele weiterentwickelt und entfaltet. Das Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern in Gmünd konnte 1883 das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern; es gründete eigene Niederlassungen in Stuttgart, Ulm usw., und Anno 1891 wurde die schwierige Frage eines Neubaus durch die Übersiedlung nach Untermarchtal glücklichst gelöst. In Gmünd wurde ein Haus zum Guten Hirten und ein solches für erwachsene taubstumme Mädchen gegründet, in einer Reihe von Orten Privattrankenpflegen, Kinder- und Nähschulen usw. eingerichtet. Das Kloster Reute erhielt die staatliche Anerkennung und errichtete einen Erweiterungsbau, das Kloster Bonlanden wurde erheblich vergrößert, in Ravensburg ließ sich eine Filiale der Schulschwestern von Rottenburg nieder, und endlich erhielt das Kloster Heiligenbrunn sieben Tage nach dem Tode des Bischofs die staatliche Genehmigung — es war seine letzte Eingabe dieser Art gewesen. Endlich das Kloster Sießen hat durch seine Schulschwestern, die in verschiedenen Orten segensreich und zur vollen Zufriedenheit der Gemeinden wirkten, sich sehr populär gemacht; über den Rückschlag im Sinne des Kulturkampfes wird weiter unten berichtet werden. Im Jahre 1890 hat

das Ordinariat das alte Kloster Sießen, welches die Kongregation bis dahin mietweise bewohnte, vom Fürsten von Thurn und Taxis käuflich für das Kloster erworben. In Sießen und Bonlanden wurden Mädcheninstitute eingerichtet, man leistete aber auch durch kirchliche Paramentenarbeiten Hervorragendes. Zahlreich waren die Anmeldungen von Kandidatinnen, ein besonderer Vorzug der Diözese Rottenburg.

Zum Eintritt in Männerklöster — natürlich außerhalb der Grenzen — und zum Übertritt in andere Diözesen erhielten rund vierhundert Geistliche die bischöfliche Erlaubnis; der weitaus größere Teil fand bei den Jesuiten, Redemptoristen, Franziskanern, Kapuzinern usw. den gottgegebenen Beruf.

Vielfach in Verbindung mit den Klöstern wurde eine Reihe katholischer Anstalten gegründet, welche bis heute außerordentlich segensreich wirken. Wir führen an die katholischen Töcherschulen in Stuttgart und Gmünd (St. Ludwig), die Marienanstalt in Stuttgart, die Haushaltungsschulen in Erbach und Aulendorf, das Kinderasyl in Heiligenbronn (Oberamt Horb), das Haus der Barmherzigen Schwestern in Wildbad, das Konradhaus in Schelllingen, die Anstalt für Unheilbare in Liebenau (Tettmang), für solche Kinder in Heggbach, das Exerzitienhaus für Priester in Heiligenbronn (Oberamt Oberndorf), das Mineralbad Ditzendorf, die Gesellenhäuser in Ulm, Saulgau, Stuttgart (vergrößert), das Jordanbad bei Biberach, das Karl-Olga-Krankenhaus in Friedrichshafen, verschiedene Kinderschulen, z. B. in Neuhausen, Ochsenhausen, Warthausen. Die Stuttgarter Katholiken erhielten 1892 endlich ein eigenes katholisches Vereinshaus („Europäischer Hof“), welches, völlig umgebaut, heute noch diesem Zwecke dient.

Der Rottenburger Diözesanverein für kirchliche Kunst, welcher zur Zeit der sogenannten „Wirren“ und während des Krieges 1870/71 seine Tätigkeit eingestellt hatte, erwachte im Jahre 1882 wieder zu neuem Leben und trat mit dem „Archiv für christliche Kunst“ in die Öffentlichkeit. Redakteur und Vereinsvorstand war wiederum Prälat Dr. Schwarz; nach seinem frühen Tode (1885) übernahm Professor Dr. Keppler (Tübingen) die genannten Geschäfte. Man war unterdessen von dem Rigorismus, der den romanischen und gotischen Stil als allein kirchlich ansah, etwas abgekommen (freilich zu spät), und das „Archiv“ brachte sogar Entwürfe für Renaissancealtäre. Paramentengeschäfte in Ravensburg, Biberach, Stuttgart, Munderkingen usw. und Kunstwerkstätten in verschiedenen Teilen des Landes blühten und hatten viele Aufträge.

Vom Diözesankunstverein trennte sich 1867 der Kirchenmusikverein ab und entfaltete ein reiches Leben. Die Mißhelligkeiten wegen

des Anschlusses an den Allgemeinen Deutschen Cäcilienverein von Witt wurden 1873 behoben, Dr. Schwarz, welcher die Vorstandschaft auch dieses Vereins innehatte, aber ein Gegner der Kirchenmusikfeste war, legte sein Amt nieder (1875), und Professor Birkler trat an seine Stelle; nach dessen frühem Tode Dekan Kollmann, von 1877 bis 1882. In diese Zeit fiel die Generalversammlung der Cäcilienvereine Deutschlands zu Biberach, ein reges Leben entfaltete sich, und auf zahlreichen Musikfesten wetteiferten die Kirchenschöre in künstlerisch hochstehenden Leistungen. Von 1882 an war Domkapellmeister Dr. Walter in Rottenburg Diözesanpräses der Cäcilienvereine.

Vom Jahre 1882 bis 1894 gab Prälat Dr. E. Hefele, Pfarrer in Ummendorf, das Rottenburger *Pastoralblatt* heraus, mit und neben ihm redigierte der grundgelehrte Historiker Amtsrichter Dr. Beck (Ravensburg) das *Diözesanarchiv*, welches in erster Linie geschichtlichen Charakter hatte und sehr wertvolle Beiträge enthielt.

Endlich wurde auf Georgi 1885 das neue Redaktions- und Geschäftshaus der Aktiengesellschaft *Deutsches Volksblatt* in Stuttgart, Urbanstraße 94, bezogen, eigens für diesen Zweck gebaut und eingerichtet — längst ein dringendes Bedürfnis für den Verlag des „Deutschen Volksblatts“, „Katholischen Sonntagsblatts“ und des „Katholischen Volks- und Hauskalenders“. Schon drei Wochen später hat der damals im sechsundsiebzigsten Lebensjahre stehende Bischof Dr. Hefele das schöne Anwesen mit seinem Besuche beehrt und seinen besten Wünschen für das Gedeihen der katholischen Presse Ausdruck gegeben.

Am Schluß dieser Übersicht, welche noch verschiedenartig ergänzt werden könnte, legt sich dem Leser von selbst das tiefempfundene „Deo gratias“ auf die Zunge für den reichen Segen, welcher inmitten der furchtbaren Kulturkampfzeiten unter dem Episkopat R. J. von Hefeles der Diözese Rottenburg erwachsen ist. In der Diözese wurde erhalten, draußen zerstört, in der Diözese wurde gepflegt und gehegt, draußen verheert und vernichtet, in der Diözese aufgebaut, draußen allenthalben niedergerissen. Dort tobte und wütete ein nicht enden wollendes Hochgewitter, der große Kulturkampf: die Diözese Rottenburg aber und die Katholiken Württembergs haben im Bekenntnis ihres Glaubens und in der Einheit mit der Kirche leben dürfen im Zeichen und im Segen des Friedens.

### Kulturkampfgeist im Lande

Wenn während der deutschen Kulturkampfzeit das kirchliche Leben in der Diözese weiterging, so darf man keine zu weit gehenden Schlüsse daraus ziehen. Es würde den Tatsachen widersprechen, wenn man glaubte,

das ganze, zu zwei Dritteln protestantische Volk habe von Anfang an den Kulturkampf in seinem wahren Wesen erkannt und sei in diesem Punkte mit seinen katholischen Mitbürgern wie mit dem König Karl und seiner Regierung einig gegangen. Daß die Verhältnisse anders lagen, muß um der historischen Treue willen dargelegt werden. Wir betonen ausdrücklich, daß wir uns hiebei auf das Nötigste beschränken; der zur Verfügung stehende Stoff über dieses Thema würde ein großes Buch füllen.

Gerade im Lande Württemberg hat es weite und einflußreichste Kreise gegeben, welche aus blinder Verehrung Bismarcks und im gesteigerten konfessionellen Bewußtsein den preußischen und badischen Kulturkampf begrüßten und sein Übergreifen auf die Diözese Rottenburg als eine Selbstverständlichkeit erwarteten. Fast die ganze sich „national“ nennende Presse des Landes stellte denselben als den Abwehrkampf des neuen Reichs gegen dessen Erbfeind, Rom, dar, und das protestantische Volk, welches in seiner Mehrheit konservativ dachte und im allgemeinen mit den Katholiken friedlich zusammenlebte, wurde in diesem Sinne systematisch bearbeitet. Wie schon zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges auch in der württembergischen Presse die katholischen Geistlichen planmäßig verdächtigt und verleumdet wurden, als ob sie auf seiten Frankreichs stünden und Vaterlandsverrat trieben, das ist im Buch des Verfassers „Im Königs Rock“ auf etwa dreißig Seiten des näheren mitgeteilt; es mag genügen, darauf zu verweisen. Die „Pfaffen“, die „Klerikalen“, die „Ultramontanen“, die „Jesuiten“, die „Römischen“, — der Name „Katholiken“ fand sich kaum mehr in den betreffenden Kreisen — waren gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeinden; die Sedansfeiern arteten zu Orgien aus, an denen kein treuer Katholik, ja manchmal überhaupt kein wirklich gebildeter Mann mehr teilnehmen konnte. Auf den ehrwürdigen Bischof Hefele wurden im Fasching 1873 in der Viederhalle zu Stuttgart zum Gaudium des Publikums „Schnaderhüpfeln“ mit entsprechendem Inhalt gesungen, und ein dortiger Hosprediger und Dichter prägte beim Kirchentag zu Stuttgart die Phrasen von der religiösen „Stallfütterung“ der Katholiken im Gegensatz zur „freien Weide“ des evangelischen Volkes, von der „Sticklucht unter jenem Dache“ und der „Dämmerung in jenem Stalle“ — nämlich der katholischen Kirche. Im Landtag verlangte der Abgeordnete Feger, daß die Katholiken den Peterspfennig nur mit Erlaubnis der Regierung geben dürfen, und ein anderer fragte an, ob Bischof Hefele für die Veröffentlichung seines Hirtenbriefs über die Zivilehe die Erlaubnis der Regierung erhalten habe; der württembergische Reichstagsabgeordnete Römer aber erklärte offen: „Die Frage ist jetzt: Rom oder Deutschland.“ Als in Stuttgart ein interkonfessioneller Basar zur Förderung der Kran-

kenpflege veranstaltet wurde, dessen Erträgnisse zu einem Drittel den Barmherzigen Schwestern zufließen sollten (das katholische Oberschwaben beteiligte sich dabei verhältnismäßig viel reichlicher als protestantische Landesteile), und als sich der Stuttgarter Stadtrat geneigt zeigte, den Schwestern von Sießen die Errichtung eines bescheidenen Heims für allein-stehende katholische Mädchen zu gestatten, so entstand ein wahrer Sturm dagegen: überall sah man Jesuitenanstalten und „Jesuitenklöster“!

Noch deutlicher rückten die Gegner des Kirchenfriedens heraus, als am 1. April (Geburtstag Bismarcks) 1875 die „Deutsche“ (nationalliberale) Partei in Stuttgart beschloß, die württembergische Regierung aufzufordern, daß nunmehr die katholischen Ordensschwestern (welche staatlich geprüft und in den Gemeinden angestellt waren) aus dem Schuldienst entfernt werden. Im gleichen kulturkämpferischen Geiste verdächtigte ein Stuttgarter Blatt das Martinihaus in Rottenburg und denunzierte den Bischof Hefele, er habe ausländische „gesperrte“ Priester in die Diözese aufgenommen. Die Hege ging aber noch weiter hinaus. Ministerpräsident Mittnacht übe, so war es damals in mehr als einem Blatte zu lesen, als Katholik einen „ultramontanen Einfluß“ auf den König aus, und nun seien die Majestäten den Katholiken so wohlgesinnt, als sollte das ganze Land katholisch werden. Es ging sogar die Rede durchs Land, König Karl selbst sei katholisch geworden — man erinnere sich daran, daß auch gegen den König Wilhelm I. dieses perfide Mittel angewendet worden ist, um die protestantischen Massen gegen das Konkordat zu verheizen! Den letzten Trumpf dieser Fanatiker bildete die Forderung: es sei nunmehr hohe Zeit, daß der König den „ultramontanen“ Mittnacht entferne, sonst würde sich die protestantische Bevölkerung immer mehr nach Preußen wenden.“

Nicht bloß zeitlich, sondern zweifellos auch innerlich fielen diese kulturkämpferischen Rundgebungen zusammen mit jener taktischen Wendung Bismarcks, den Kulturkampf, der immer noch ohne Erfolg geblieben war, ganz aufs konfessionelle Gebiet hinüberzuführen und zu einem Kampf der protestantischen Volksmehrheit gegen die katholische Minderheit zu machen. Das war — neben dem „Brotkorbgesetz“ der gleichen Zeit — sein letztes Mittel. Seine Reden im preussischen Herrenhause und im Landtag gehören zu den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner dämonischen Natur. Als evangelischer Christ erkläre er, hieß es darin, daß die Politik dem religiösen Bekenntnis untergeordnet sein müsse; der Papst sei ein Feind des Evangeliums und eben damit auch der Feind des preussischen Staates usw. usw.

Unter solchen Umständen hielt die württembergische „Deutsche Partei“ die Zeit für gekommen zum p a r l a m e n t a r i s c h e n Eintreten, zu einer förmlichen M o t i o n im Abgeordnetenhause.

Am 4. Mai jenes Jahres 1875 stellte namens seiner Fraktion der ritterschaftliche Abgeordnete Freiherr von G e m m i n g e n (der spätere Präsesident des protestantischen Konsistoriums) an den Kultminister die entsprechende Anfrage. Man sei der Regierung und dem Bischof ja dankbar für die Erhaltung des konfessionellen Friedens, aber mit Besorgnis schaue man auf die extreme Richtung der Katholiken, und es müsse nun von diesen „dunklen Schlagschatten“ auch im Lande Württemberg gesprochen werden. Und dann leitete er die „friedliche“ Rede ein mit der unqualifizierbaren allgemein politischen Verleumdung, der Redner wolle nicht näher eingehen darauf, wie in katholischen Landesteilen gegen Kaiser und Reich und gegen den Protestantismus agitiert und Haß gesät werde — tatsächlich handelte es sich einzig und allein um die Stellungnahme des katholischen Volkes zum Bismarckschen Kulturkampf und dessen Brutalitäten! Dieser Einleitung schlossen sich vier Anfragen an: erstens, ob die Regierung dem Stadtpfarrer Schwarz in Ellwangen, welcher zum päpstlichen Hausprälaten ernannt worden sei, die Führung dieses Titels gestatten wolle? Ferner sei eine Papstadresse (Protest gegen den preußischen Kulturkampf) im Lande kolportiert und von Geistlichen als Dienstsache versandt worden; wie es damit stehe? Weiterhin sei in katholischen Volksschulen ein Religionslehrbuch eingeführt, in welchem das Dogma der Infallibilität gelehrt werde: ob die Regierung zulasse, daß dies „staatsgefährliche“ Dogma in den Schulen in zelosigem Geist expliziert und ausgebreitet werde? Und endlich die Hauptsache: an achtundvierzig Stationen des Landes seien 140—150 katholische Schulschwestern aus Reute, Rottenburg und Sießen angestellt, welche sich mit der Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigen. Das sei schon lange im Widerspruch mit dem Gesetze geduldet worden. Nun aber bestehe die Gefahr, daß die Schwestern bereitwillige Werkzeuge einer extrem kirchlichen Gesinnung sein und zur Störung des konfessionellen Friedens beitragen können. Er frage an, ob die Regierung diesen Schwestern die fernere Wirksamkeit untersagen und ihre Entfernung herbeiführen wolle? Jeden Beweis für die Beschuldigungen gegen die Schwestern hatte sich der edle Freiherr geschenkt; es genügte ihm offenbar die Tatsache, daß sie eben katholische Ordensleute waren.

Das war, man mochte nun die Motion mit noch so schönen Worten vom Frieden umrahmen, Kulturkampflust und Kulturkampfgeist preussischer Farbe im württembergischen Landtag — handelte es sich doch um lauter innerkatholische Angelegenheiten, auch den Punkt betreffend die Lehrschwestern nicht ausgenommen, denn die Obern derselben und der Bischof waren dafür da, eine „Störung des konfessionellen Friedens“ durch dieselben zu verhindern. Es war denn auch niemand in der Kammer im

Zweifel über den wahren Sinn und Geist dieser Motion. Die Antwort des Kultministers bildete nichts weniger als einen moralischen Erfolg des Fragestellers. Erstens: dem Stadtpfarrer von Ellwangen sei von der Regierung bereits mitgeteilt worden, daß er die staatliche Erlaubnis zur Führung des Prälatentitels nicht erhalten werde — hier war also „Gemmingens Sorge“ zu spät gekommen; zweitens mußte derselbe sich bezüglich der Papstadresse belehren lassen, daß sie Privatsache war und daß selbst die preußische Regierung erklärt hatte, nicht dagegen einschreiten zu können, und drittens: das katholische Lehrbuch sei nicht an den Volksschulen eingeführt, sondern am Gymnasium, und der Minister habe nichts darin gefunden, was ein Einschreiten gerechtfertigt hätte.

Auch in Sachen der Schulschwestern mußte Herr von Gemmingen zunächst sich ganz erhebliche Korrekturen seiner Behauptungen gefallen lassen. An sechsundzwanzig Volksschulen seien im ganzen achtundvierzig Schwestern angestellt (also kaum ein Drittel der von ihm angegebenen Zahl); die Schwestern aber haben das allerbeste Zeugnis vom Katholischen Kirchenrat wie von den betreffenden Gemeinden, und von einer sofortigen Entfernung derselben könne schon darum keine Rede sein, weil es an Lehrkräften fehle. Zweiundsechzig unständige Lehrstellen können zur Zeit nicht besetzt werden. Nach diesen Feststellungen und trotz derselben gab indessen der Kultminister die Erklärung ab, es sei einstweilen angeordnet, daß keine neuen Schulschwestern angestellt, daß abgehende nicht wieder durch Schwestern ersetzt werden und daß die Kongregationen neue Mitglieder nicht aufnehmen dürfen. Von einer sofortigen Aufhebung könne aber um so weniger die Rede sein, als man selbst in Preußen vier Jahre dafür vorgesehen habe.

Die Einschränkungen betr. Schulschwestern waren der eigentliche Erfolg der „nationalen“ Motion Gemmingens; der Kulturkämpferische Seerastete nun einmal auch in der „Dase des Friedens“ und wollte sein Opfer haben. Und wenn auch den Schwestern schweres Unrecht geschah: angesichts der gesamten damaligen Stimmung in weitesten protestantischen Kreisen war es klüger, sich mit diesem Opfer abzufinden. Übrigens ist die Suppe im Verlauf der folgenden Jahre lange nicht so heiß gegessen worden, als Freiherr von Gemmingen sie gekocht hatte. Die Kongregation von Sießen aber kann in ihrer Geschichte die ehrenvolle Erinnerung daran festhalten, für den Frieden in der Diözese lange und empfindlich gelitten zu haben: **d e r S e g e n d a f ü r i s t n i c h t a u s g e b l i e b e n .**

Als weitere Blüte des in Württemberg lebenden Kulturkampfgeistes wurde gleichfalls von Freund und Feind der „F a l l H e f e l e r“ angesehen. Im Frühjahr 1877 wurde vom Schwurgericht Tübingen der da-

malige Subregens im Priesterseminar, Hescheler, zu sechs Wochen Gefängnis und in die Kosten verurteilt wegen eines Artikels an die katholischen Wähler Rottenburgs, in welchem auf den Kulturkampf in Preußen (Aufhebung des Klosters Beuron) und auch auf die Motion Gemmingens hingewiesen und vor der Wahl des nationalliberalen Kandidaten gewarnt wurde. In nichtkatholischen Stuttgarter Blättern war offen gesagt, daß man dies Urteil nicht begreife (die sämtlichen Geschworenen waren Protestanten), und mit dem gesamten katholischen Volke sahen alle ruhig Urteilenden den Fall Hescheler als ein Stück württembergischen Kulturkampfes an. Lieft man heute den durchaus maßvoll gehaltenen Artikel Heschelers, so greift man sich an den Kopf über das Urteil; darin waren sogar preußische „Rechtspredigungen“ noch übertrumpft.

Das vierhundertjährige Jubiläum der Geburt Luthers, welches in das Jahr des goldenen Priesterjubiläums von Bischof Hefele fiel, hat dem Lande Württemberg eine antikatholische Bewegung gebracht, welche alles Vorhergegangene noch weit überstieg und an konfessioneller Leidenschaftlichkeit kaum mehr übertroffen werden konnte. Das protestantische Volk wurde mit Heftschriften vollständig überschwemmt, welche einredeten, der katholische Volksteil werde von der Regierung zum Nachteil der Protestanten systematisch im Staatshaushalt usw. begünstigt, das Land werde demnächst mit Jesuiten, Kapuzinern usw. überschwemmt, der konfessionelle Frieden werde in den katholischen Missionen usw. zielbewußt gestört usw. usw. Die sogenannten „Grünen Hefte“ spielten die Hauptrolle hierbei. Protestantische Stuttgarter Wochenblätter empfahlen ihrer Stuttgarter Leserschaft die Broschüre eines reformierten Pastors, in welcher das Jubiläum des Bischofs als „blauer Dunst“ verspottet, dem greisen Kirchenfürsten neben andern Gehässigkeiten „Wortbruch“ vorgeworfen und zum Schlusse erklärt wurde, der konfessionelle Frieden sei von den Katholiken mißbraucht worden, um Unfrieden zu stiften; diesen Leistungen war ebenbürtig der Artikel in einer konservativen Monatschrift, Bischof Hefele sei ein „charakterloser Oberhirte“!

Auch in den Landtag hinein schlugen hin und wieder die Wellen der Kulturkampfströmungen, so z. B. bei der Debatte über den Kostenersatz der aus dem Wilhelmsstift ausgetretenen Theologiestudierenden, und im Jahre 1887 (unterdessen war der schärfere Sarwey Kultminister geworden und bald nachher von Gemmingen Konsistorialpräsident) hielt der letztere wiederum eine Rede im Landtag, des Hauptinhalts, es liegen Tatsachen vor, daß die Katholiken den Frieden im Lande störten. Als „Beweise“ wurde angeführt die Haltung der katholischen Presse, besonders des „Katholischen Sonntagsblatts“ (welches gewissen Leuten un-

bequem war, weil es die zahl- und maßlosen Angriffe der protestantischen Wochenblätter auf Katholisches an den Pranger stellte), sodann das Verhalten der Katholiken im Septennatswahlkampf und endlich die katholische Praxis in Sachen der gemischten Ehen! Daß eine solche Rede, die etwa dem Geist einer Versammlung des „Evangelischen Bundes“ entsprach, überhaupt im Landtag gehalten werden konnte, vor dessen Forum sie gar nicht gehörte, darf auch als ein Zeichen jener Zeiten gelten. In welcher Stimmung überhaupt der Konsistorialpräsident damals war, geht auch aus der völlig unparlamentarischen Abfertigung hervor, welche er seinem demokratischen Konfessionsgenossen, dem langjährigen Abgeordneten Gärtner Schwarz von Ebingen, bei dieser Gelegenheit angedeihen ließ. Als nämlich Gemmingen wie zur Entschuldigung sagte, er habe sich selber gefragt, ob er diese Dinge überhaupt im Abgeordnetenhause zur Sprache bringen solle, bemerkte Schwarz, es wäre wohl besser gewesen, nicht zu reden. Da fuhr der noch jugendliche Freiherr den greisen Landtagskollegen an: „Das geht Sie nichts an; Sie haben mir nichts zu sagen!“ Zur Ordnung wurde er wegen dieses Tones nicht gerufen; daß sich entrüsteter Widerspruch geltend machte, anderseits aber niemand im Hause auf Gemmingens Ausführungen einging, war auch eine Antwort. Gerade solche Einzelheiten waren charakteristisch für den damals herrschenden Kulturkampfgeist im Lande.

Einen Höhepunkt konfessioneller Friedensgefährdung bildete die in der Stuttgarter konservativen „Deutschen Reichspost“ veröffentlichte und von dem Redakteur derselben, einem Pastor a. D., unterzeichnete Forderung, daß in Württemberg wie im ganzen Reiche gesetzlich die Sch- und vor allem die Fronleichnamsprozessionen auch in ganz katholischen Gegenden und Gemeinden verboten, bezw. ins Innere der Kirche verwiesen werden sollen. (Es soll indessen nicht verschwiegen werden, daß der übertemperamentvolle Herr seinen eigenen konservativen Glaubensgenossen oft genug ein Gegenstand der Verlegenheit wurde; schließlich setzten sie ihm eines Tages selbst den Stuhl vor die Türe, nachdem er mehrere Jahre lang sein Wesen getrieben hatte.)

Derselbe Herr hat sich und seinen „Romhaß“ indessen noch viel ausgeprägter charakterisiert durch die Aufnahme eines „Eingefendet“ (der Verfasser war auch ein protestantischer Pfarrer des Landes) in der „Deutschen Reichspost“ (März 1887), welches sich mit der Berufung des Papstes Leo XIII. (durch Bismarck) zum Schiedsrichter im Streit zwischen Deutschland und Spanien um den Besitz der Karolineninseln beschäftigte. Der Schluß jenes „Eingefendet“ lautet wörtlich: „Lieber, wenn wir keinen Frieden von

Gottes Gnaden, den wir sehr wünschen, mit Frankreich haben können, Krieg, als Frieden von Papstes Gnaden, durch päpstliche Vermittlung. Solcher Frieden würde das evangelische Deutschland viel schwerer schädigen, als selbst ein unglücklicher Krieg!"

Unter solchen Umständen ist es denn ganz begreiflich gewesen, daß der sogenannte Evangelische Bund, welcher nach dem mühsam wiedergewonnenen Frieden zwischen Staat und Kirche zu dem ausgesprochenen Zwecke gegründet wurde, den Kulturkampfgeist zu erhalten und zu pflegen, gerade im protestantischen Württemberg nach anfänglicher Zurückhaltung im Verfluß von einigen Jahren ziemlich starken und, wie es heißt, heute noch wachsenden Anhang gewonnen hat.

So ist es auch begreiflich, wenn im Munde solcher Beobachter, die nur die Ausbrüche und Auswüchse des damaligen Kulturkampfgeistes sahen, das Wort vom Lande Württemberg als der „Dase des Friedens“ einen so bitteren Beigeschmack erhielt.

### König Karl und Bischof Hefele

Als am 20. Dezember 1869, acht Tage vor der Weihe und Inthronisation, K. J. von Hefele den durch die Konvention vorgesehenen Treueid in die Hände des Königs Karl ablegte, sprach dieser: „Ich komme Ihnen mit vollstem Vertrauen entgegen und rechne auf Ihren Beistand, um unter dem Schutze der Vorsehung den Frieden aufrechtzuerhalten zwischen den Konfessionen, zwischen Kirche und Staat, zum dauernden Glücke Württembergs.“

Der neue Bischof sagte in seiner Erwiderung: „Ich lebe der freudigen Überzeugung, daß bei den hochherzigen Gesinnungen Eurer Majestät und den erleuchteten Prinzipien Ihrer Regierung die Erhaltung dieses Friedens nicht allzu schwer sein werde. Sollten aber schwere Zeiten kommen und drohende Wolken sich zusammenziehen, so werde ich mit meinen Bitten und Sorgen vertrauensvoll an das landesväterliche Herz Eurer Majestät mich wenden.“

Von den beiden hohen Kontrahenten dieses Gelöbnisses konnte damals keiner ahnen, welche Bedeutung das letztere schon nach wenigen Jahren haben und welche schweren Belastungsproben es ausgesetzt sein werde. Und daß es dem König Karl und dem Bischof Hefele beschieden war, von da an noch volle 21 Jahre zusammenzuwirken im Sinne des kirchlichen Friedens — der Bischof überlebte den König nur um eineinhalb Jahre —: für dieses Glück kann die Diözese Rottenburg der göttlichen Vorsehung niemals genug dankbar sein. Denn nur ein König,

sagen wir genauer, nur ein Monarch von König Karls Gerechtigkeits-sinn, Pflichtbewußtsein und Friedensliebe war imstande, das Staatsschiff ungefährdet durch die Stürme der Kulturkampfzeit zu führen und den tausendfach bedrohten kirchenpolitischen Frieden zu erhalten. Daß aber die Erhaltung dieses Friedens in erster Linie dem König Karl zu ver-dan-ken ist, das soll und darf das katholische Schwabenvolk nie-mals vergessen. Und der Geschichte des Episkopats Hefele würde ein wesentlicher Teil fehlen, wenn nicht auch über das Verhältnis des Königs zum Bischof und dem katholischen Volksteil be-richtet würde. Wenn es auch der Zukunft überlassen werden muß, die FERNHALTUNG des Kulturkampfes von Württem-berg durch König Karl atten-mäßig zu beleuchten, so können doch heute schon Tatsachen fest-gestellt werden, welche wesent-lich in Betracht kommen, und sie sollen hier angeführt werden.

Zunächst eine staatsrechtliche Erwägung. Minister Goltzer hat ein Buch geschrieben, in welchem er nachzuweisen sich bemühte, daß der Staat Württemberg das, was Bismarck im Kulturkampf für Preußen zu



König Karl von Württemberg

erreichen suchte, längst habe. Das wurde sofort von kirchlicher wie von staatlicher Seite als unhaltbar nachgewiesen, aber es blieb bestehen, daß in Württemberg dem König gewisse kirchenpolitische Rechte gegenüber der Diözese Rottenburg eingeräumt waren — diese Rechte wurden aber ausgeübt durch eine eigene, ausschließlich katholische Staatsbehörde, den Katholischen Kirchenrat, und waren seinerzeit vom Papst selbst in der Konvention zugegeben worden, während Bismarck und Falk die ganze katholische Kirche in Preußen rechtlos dem (protestantischen) Kultministerium unterstellen wollten. Auf diese Ordnung der Dinge in Württemberg sich berufend, konnte König Karl jede gewaltsame kulturkämpferische Änderung mit Recht zurückweisen.

Sodann dürfen die damaligen politischen Verhältnisse nicht übersehen

werden. König Karl und seine Gemahlin, die russische Kaiserstochter, haben, das war ein öffentliches Geheimnis, die Opfer niemals ganz verschmerzt, welche ihnen das Jahr 1866 und die anlässlich der Reichsgründung erfolgte Unterordnung der deutschen Souveräne unter den zum Kaiser erhobenen Preuzenkönig auferlegten, und wenn schon aus diesem Imponderabile heraus eine gewisse Reserve gegenüber dem machtbewußten Fürsten Bismarck und seiner Innenpolitik erwuchs, so war es begreiflich.

Weiterhin kommt in Betracht das damalige Verhältnis des württembergischen Hofes zu den katholischen Landeskindern überhaupt. Hier war ein wahrhaft paritätischer Verkehr mit den hervorragendsten Vertretern der katholischen Konfession herkömmlich. Das führte sich vor allem auch zurück auf die alte (im Jahre 1906 nicht ohne Gewalttätigkeiten abgeänderte) Verfassung, näherhin auf die in derselben festgelegte Zusammensetzung der Kammer der Standesherren. Unter den durch Geburt berufenen siebenundzwanzig fürstlichen und gräflichen Mitgliedern derselben waren etwa 20 Katholiken, und das Präsidium lag in der Regel auch in den Händen eines Katholiken. Mancher dieser Standesherren nahm auch mit seiner Familie über den Winter in Stuttgart Aufenthalt, erhielt regelmäßig Einladungen und verkehrte viel am Hofe, und zu den nicht eben seltenen Hoffesten erschien auch der übrige katholische Adel des Landes. Der langjährige Generaladjutant des Königs Karl, Freiherr von Spigemberg, war mit seiner Familie katholisch, ebenso später Adjutant von Groll, und Ministerpräsident Mittnacht, von Bismarck als einer der ersten deutschen Staatsmänner hochgeschätzt, Hofbaudirektor von Egle, Hofmaler von Gegenbauer, Kunstschuldirektor von Neher, erklärte Autoritäten in ihrem Fache, waren gleichfalls Mitglieder der katholischen Gesamtgemeinde Stuttgart. Während des alljährigen Sommeraufenthalts der Majestäten in Friedrichshafen fand ein reger Verkehr mit dem oberschwäbischen katholischen Adel statt. König und Königin, welche beide sich ihre Leute genau ansahen, kannten alle diese Persönlichkeiten recht wohl und hatten jederzeit Gelegenheit, dieselben über katholische Fragen und Angelegenheiten zu hören, ohne auf das ausschließliche Referat eines nichtkatholischen Vertrauensmannes angewiesen zu bleiben. Im Gegensatz zu anderen Höfen, welche ihren protestantischen Charakter hervorkehrten, hat das württembergische Königspaar Karl und Olga, ohne seiner eigenen Bekenntnistreue etwas zu vergeben, stets der Tatsache Rechnung getragen, auch Landesvater und Landesmutter von 600 000 Katholiken zu sein; in wahrhaft königlicher Bornehmheit standen sie zu hoch, um etwa einen Katholiken es fühlen zu lassen, daß er nicht ihrer Konfession war.

Weitere Momente für die Einstellung des Königs zum Kulturkampf lagen in seiner eigenen Persönlichkeit. Ein guter Schwabe, welcher nicht liebte, geräuschvoll in die Öffentlichkeit herauszutreten, besaß König Karl die Eigenschaften großer Güte, wahren Gerechtigkeitssinnes, ruhiger Überlegung, eines lebendigen Verantwortlichkeitsgefühls und unbeirrbarer Festigkeit in allem, was ihm als Gewissenssache erschien. Daß der Thron erst an ihn kam, als er schon das Schwabenalter überschritten und durch zwei Jahrzehnte Gelegenheit gehabt hatte, die Entwicklung der Dinge in Württemberg, besonders Anno 1848 und in der Konfordszeit aus nächster Nähe anzusehen: diese Erfahrungen und ihre Lehren sind ihm eine wertvolle Mitgift gewesen bei der Übernahme der Regierung. Kein exklusiver Freund des Militärwesens, verfügte König Karl über ein ungewöhnliches Maß allgemeiner Bildung und besaß großes Verständnis für die Kunst, speziell die Musik; zahlreiche Reisen während der Jugendzeit, aber auch noch später, mit längerem Aufenthalt in Italien usw., konnten nur dazu beitragen, seinen geistigen Horizont namhaft zu erweitern.

Das Verhältnis des Königs zu seiner Konfession wird man dahin charakterisieren können: er war ein edler, positiv christlich gerichteter, religiöser Protestant, welcher wohl im großen und ganzen sich den Glauben seiner Jugend bewahrt hatte, wie das aus dem Worte an einen protestantischen Theologen beim Tübinger Jubiläum 1877 geschlossen werden kann: „Das beste ist es, den kindlichen Glauben zu bewahren.“ Daß er nichts zu tun haben wollte mit jenem politischen Protestantismus, welcher aus dem Kulturkampf herauswuchs und im sogenannten „Evangelischen Bunde“ seine Verkörperung gefunden hat, jener konfessionellen Richtung, welche nur das Trennende sieht und in der katholischen Religion einen unversöhnlichen Gegensatz zum Deutschtum erblickt, geht unter anderem aus der durch die Presse bekannt gewordenen Mahnung an einen neuernannten protestantischen Prälaten hervor, Frieden mit den Katholiken zu halten, denn „Toleranz ist die schönste Pflicht evangelischer Christen“.

In solch edler Weitherzigkeit hat König Karl auch das viele Gute und Schöne, vor allem das warme, gläubige Christentum im Katholizismus anerkannt und seinem Wohlgefallen daran Ausdruck gegeben. So hat er, um nur einiges anzuführen, im Jahre 1868, als der berühmte Pater Roh S. J. zu Stuttgart einen Predigtzyklus hielt, sich mit seiner Gemahlin persönlich in der Eberhardskirche eingefunden, um ihn zu hören; die Königin Olga aber las jahrelang die „Stimmen von Maria Laach“, um die Jesuiten aus ihren eigenen Besprechungen der Zeitfragen kennenzulernen. Und als die verwitwete Herzogin von Urach-Württemberg ihre bei-

den Söhne dem rühmlichst bekannten Erziehungsinstitut „Stella matutina“ in Feldkirch zur weiteren Ausbildung zu übergeben beschloß, gab der König als Haupt des Hauses Württemberg verständnisvoll seine Zustimmung. Für den Neubau einer zweiten katholischen (Marien-) Kirche in der Residenzstadt, wie später des katholischen Marienspitals, interessierten sich die Majestäten warm und tatkräftig, und die Barmherzigen Schwestern (Gmünd), die im Kriege 1870/71 so viel geleistet, erfreuten sich stets ihrer Huld und ihres Vertrauens. Des Königs Stieffchwester, Gräfin M. Reipperg, welche im nachmaligen „Wilhelmspalais“ ihre Witwenjahre verbrachte, wurde bis zum Tode von einer Barmherzigen Schwester betreut. Einen besonders pietätvollen Zug konnte in den siebenziger Jahren das „Katholische Sonntagsblatt“ mitteilen. Als König Karl beim Besuch seines schwerkranken Generaladjutanten von Spizemberg zufällig eintrat, während demselben die heiligen Sterbesakramente gespendet wurden, hielt er es nicht unter seiner Würde, gleich den übrigen Anwesenden kniend der heiligen Handlung zu folgen; dem Haus der den Kranken pflegenden Barmherzigen Schwester ließ der König 500 Mark zustellen, während um eben jene Zeit eine fanatische Heze gegen dieselben durch gewisse Stuttgarter Kreise ging. Das sind ja gewiß keine Staatsaktionen gewesen, aber solche Züge lassen erkennen, daß König Karl nicht der Mann war, einer Katholikenverfolgung — und dazu war der Kulturkampf ausgewachsen — Eingang in sein Land zu gewähren, auch wenn man sie zur „nationalsten“ Forderung des Deutschen Reiches stempeln wollte.

Daß man besonders in dem Jahre, da die äußersten Mittel von Berlin aus angewendet wurden, um den Kampf zu gewinnen, auch dem König von Württemberg zusehte, war kein Geheimnis; als ein Beweis dafür mag das folgende angeführt werden. Erbgraf Otto von Nechberg und Rothenlöwen war seit Frühjahr 1871 an Stelle seines schon betagten, leidenden Vaters, des Grafen Albert, in die Kammer der Standesherrn eingetreten und natürlich dem König gut bekannt. Er wohnte damals noch im Schlosse zu Weißenstein, etwa zwei Stunden von Donzdorf entfernt. Hier traf eines Tages aus Stuttgart die Botschaft ein, der Erbgraf möge unverzüglich nach Stuttgart reisen, der König wünsche ihn zu sprechen. Noch in der Nacht reiste er ab und wurde sofort empfangen. König Karl teilte ihm mit, er werde von verschiedenen Seiten gedrängt, die „Kulturgesetze“ auch in Württemberg einzuführen; erst kürzlich hätten ihm zwei protestantische Adelige (der Kenner jener Zeiten mag unschwer die Namen erraten) nahegelegt, es sei jetzt höchste Zeit, daß dies geschehe. Da aber jene Kulturgesetze die katholische Kirche und das katholische Volk angehen, so wünsche er den katholischen Grafen hierüber zu hören. Der

staatsrechtlich gebildete Erbgraf, welcher den Verlauf des Kulturkampfes genau verfolgt hatte, war denn auch in der Lage, dem König Vortrag zu halten. Am Schluß der eingehenden Besprechung erklärte König Karl: „Ich danke Ihnen; solange ich König bin, werden solche Geseze bei uns nicht eingeführt.“ Wir fügen bei, daß die durchaus zuverlässige Persönlichkeit, welcher der greise Graf Otto Nechberg mehrere Jahre vor seinem Tode das erzählte, und ein weiterer Zeuge für die Richtigkeit dieser Mittheilung noch am Leben sind.

Man braucht diesem Vorkommnis keine größere Bedeutung zuzumessen, als es hatte; jedenfalls ist es ein Beweis dafür, daß König Karl inmitten jenes heute kaum mehr begreiflichen Kulturkampfes sich die überlegene Ruhe und die Selbständigkeit seines Urteils zu wahren wußte, und daß er, sehr im Gegensatz zu anderen Souveränen, sich an den alten Rechtsatz hielt, daß man b e i d e T e i l e hören muß, nicht bloß den einen. Bald war es kein Geheimnis mehr, daß jeder Versuch, den religiösen und Konfessionellen Frieden im Lande Württemberg zu stören, am festen Willen des Königs scheitern müsse. In parlamentarischen Kreisen hatte man dafür die Formel gefunden, König Karl habe erklärt, die Frage betreffend Einführung des Kulturkampfes in seinem Lande behalte er sich selbst vor. Und so ist das Schwabenland, sind vor allem die 600 000 württembergischen Katholiken vor den entsetzlichen Heimtuchungen jener staatlichen Verfolgung vollständig verschont geblieben, und Bischof Hefele konnte seine Diözese, wie oben berichtet, im Zeichen und unter den Segnungen des kirchenpolitischen Friedens zwei Jahrzehnte lang leiten.

Der Bischof selbst hat sein ganzes Leben lang das volle, uneingeschränkte Vertrauen seines Königs genossen. So oft er amtlich in Stuttgart weilte, wurde er von den Majestäten in Audienz empfangen und meistens im engsten Kreise zur Tafel geladen. Es war kein Geheimnis, daß der König und seine Gemahlin sich immer freuten, den geist- und gemüthvollen Bischof, den großen Gelehrten bei sich zu sehen, dessen Persönlichkeit ihnen überaus sympathisch war. Es hat auch nicht an besonderen Zeichen der königlichen Huld gefehlt. Im Juni 1878, als in Rottensburg das Fünfzigjahrfest des Bestehens der Diözese gefeiert wurde, erhielt Bischof Hefele das Großkreuz des Friedrichsordens, die zweithöchste Ordensauszeichnung des Landes, und im folgenden Jahre übersandte ihm zum siebenzigsten Geburtstag die Königin Olga ein prachtvolles Bild mit der Inschrift im kunstvollen Rahmen: „Sursum corda“. Weitere Gnaden-erweise, theils für den Bischof persönlich, theils für Zwecke der Diözese, werden noch später angeführt werden.

So war es nur selbstverständlich, wenn der Bischof bei jeder Gelegen-

heit seiner Dankbarkeit auch im Namen der ganzen Diözese wärmsten Ausdruck gab. Seine kurzen, aber vielsagenden Toaste zu Königs Geburtstag, klassisch in ihrer Art, gehören vor allem hierher. Hinter dem Bischof aber stand mauerdicht in diesem Sinne das ganze katholische Volk mit seinen Wünschen und Gebeten und seiner begeisterten Verehrung und Liebe für König Karl „den Gütigen“.

Anläßlich der Geburt des nachmaligen Königs Karl, im März 1823, hat sein Vater, König Wilhelm I., das Wort gesprochen: „Mein ganzes Bestreben wird darauf gerichtet sein, dem Sohn, welchen Gott mir gegeben, diejenige Festigkeit und den Mut einzufößen, welche notwendig sind, um das Wohl des Vaterlandes als den ersten Zweck seiner Handlungen anzusehen.“ König Karl hat keine Feldherrnlorbeeren errungen, aber er hat in den heute jedem Vernünftigen unbegreiflichen Zeiten des haßerfüllten Kulturkampfes seinem Volke und in erster Linie seinen katholischen Untertanen den religiösen Frieden erhalten, und darin hat er eine Festigkeit und einen Mut betätigt, welche kulturgeschichtlich entschieden höher stehen, als militärische Tüchtigkeit und Waffenerfolge.

Solche Verdienste im Frieden sind gewiß schwer ins Gewicht gefallen, als König Karl am 6. Oktober 1891 die edle Seele in die Hände seines göttlichen Heilands und Richters zurückgegeben hat.

### Besondere Ereignisse in der Diözese

In der Geschichte des Episkopats Hefele muß auch jener Vorkommnisse gedacht werden, welche als charakteristische Höhepunkte aus dem Gange des regelmäßigen kirchlichen Lebens auftraten. Es mag genügen, sie in chronologischer Ordnung anzuführen.

Während der siebziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts fand in Aulendorf, dem bekannten Verkehrsmittelpunkt Oberschwabens, eine Reihe von massenhaft besuchten Katholikensammlungen statt, auf welchen der Leiden des Papstes und der Verfolgungen der Kirche gedacht und dazu Stellung genommen wurde. In einer derselben gab Stadtpfarrer Dr. Mattes, Weingarten, eine Übersicht über die ganze preussische Kulturkampfgesetzgebung, um am Schlusse mitzuteilen, Bischof Hefele habe erklärt, auch er könnte sich den Maigesetzen nicht unterwerfen; es gebe Grenzen, welche kein Bischof überschreiten dürfe. Bei der Hundertjahrfeier der Geburt des früheren Erzbischofs von Vicari, Freiburg (er war im Jahre 1773 zu Aulendorf geboren), hob der Hauptredner, der bekannte geistprühende Volksmann Hans Jakob, damals Pfarrer in Hegnau a. B., zum Schlusse hervor, daß im Gegensatz zu an-

deren Ländern Württemberg den religiösen Frieden habe dank dem Gerechtigkeitsfönn seines Königs, und schloß mit einem jubelnd aufgenommenen Hoch auf denselben.

Im September 1877 hatte B i b e r a c h die Ehre, die Generalversammlung der Cäcilienvereine deutscher Zunge in seinen Mauern zu sehen; in der Dase des Friedens konnte diese Tagung sich herrlich abwickeln. Bischof Hefele war dabei anwesend, auch sein Freund, Bischof Greith von St. Gallen, und am Nachmittag des zweiten Tages trafen aus Friedrichshafen König Karl und Königin Olga im Extrazug ein, um den prachtvollen Darbietungen katholischer Kirchenmusik in der Stadtpfarrkirche zu lauschen. Ergreifend und alles begeisternd war der Toast des Bischofs auf die Majestäten beim Festmahle.

Eine Freude besonderer Art für den Bischof waren die Konsekrationen der neuen katholischen Kirchen in T ü b i n g e n und S t u t t g a r t. Am 28. November 1878 waltete in ersterer Stadt der frühere Professor jezt im Bischofsornat seines Amtes, und in die Ehre dieses Tages teilte sich mit ihm sein alter Freund Professor Dr. von Ruhn, welcher sich die größten Verdienste um den edlen Bau nach Egles Plan erworben hatte. Im Landtag hatte nämlich die Regierung für diese katholische Universitätskirche einen Staatsbeitrag von 107 000 Mark beantragt, und die Kammer verwilligte die Summe nach langer Debatte mit 63 gegen 18 Stimmen. (Die Minderheit, davon 16 Protestanten, hielt die völlig ungenügende Summe von 40 000 Mark für ausreichend.) Die Kammer der Standesherrn aber nahm auf den Antrag Ruhns, des Referenten, die Summe von 107 000 Mark einhellig an. König Karl selbst hatte einige Tage vorher dem neuen Stadtschultheißen von Tübingen gesagt, er hoffe und wünsche, daß von den Ständen die höhere Summe verwilligt werde. Die Konsekration der herrlichen gotischen Marienkirche zu S t u t t g a r t — gleichfalls ein Werk Egles — erfolgte am 12. November 1879. Der Predigt und dem ersten Gottesdienst unmittelbar nach der Weiße wohnten König Karl und (in Vertretung der unpäßlichen Königin) Herzogin Wera mit dem ganzen Hofstaat an — ein neues Ereignis in der Geschichte der Diözese. Der König hatte den Bauplaß und 6000 Mark in bar, das übrige königliche Haus zusammen zirka 10 000 Mark gespendet, dazu waren zwei Staatsbeiträge mit zusammen 80 000 Mark gekommen. Außerdem hatten die Majestäten kostbare Altargeräte gestiftet.

Mitte September 1880 tagte zu K o n s t a n z die siebenundzwanzigste Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, ein Ereignis von höchster Bedeutung für die vom Kulturkampf heimge suchten Katholiken Badens und speziell für die Stadt Konstanz, welche

durch das Regiment des altkatholischen Bürgermeisters Stromeyer an den Rand des finanziellen Zusammenbruchs gekommen war. Mit dem Bistumsverweiser von Rübel und dem Bischof Greith (St. Gallen) war auch der Oberhirte von Rottenburg, von Hefele, eingetroffen und hielt in der zweiten öffentlichen Versammlung eine ebenso klare als wissenschaftlich wertvolle Rede über das Konzil von Konstanz (1414—1418). Er führte dabei aus, so schlimm wie damals, wo die Christenheit sich um drei Gegenpäpste stritt, sei die Kirche auch heute nicht daran; „der Gott, der damals geholfen hat, lebt heute noch, sein Arm ist nicht erlahmt, die Liebe zu seiner Braut, der Kirche, nicht erkaltet“. Den Schluß bildete der Hinweis darauf, daß nach dem Tode Pius' IX., wo die Feinde den Untergang der Kirche hofften, so rasch und so einmütig ihr in Leo XIII. ein neues großes Oberhaupt gegeben wurde. Mit dem Hoch auf ihn schloß die Rede, welche in ihrer volkstümlichen Klarheit und Wärme tiefsten Eindruck machte und immer wieder neuen Beifall hervorrief.

Und drei Jahre später folgte des Bischofs eigenes großes Fest: sein goldenes Priesterjubiläum am 21. August 1883. Es war das glänzendste Ereignis, welches bis dahin die Bischofsstadt gesehen hatte. Die ganze Diözese wirkte mit Rottenburg zusammen zur großartigen Feier dieses Tages. Papst Leo XIII. sandte ein Glückwunschbreve mit großer goldener Medaille (sonst nur an Kardinäle und regierende Fürsten verliehen), später folgte die Ernennung zum Thronassistenten des Papstes. König Karl ließ sein in Öl gemaltes Brustbild, Königin Olga eine herrliche alte Elfenbeinschnitzerei in Silberrahmen übergeben, und bei der Hostafel zu Bebenhausen, wohin der Bischof am folgenden Tage abgeholt worden war, brachte der König selbst das Hoch auf den Jubilar aus. Domkapitel, Klerus und Priesterseminar, der standesherrliche und ritterschaftliche Adel hatten Kelch, Brustkreuz, Hirtenstab, Ring u. a., lauter Prachtwerke, überreicht, dazu kamen wundervolle Paramente seitens der Frauenklöster, Vereine usw., und reiche Geldgaben zu guten Zwecken. Etwa 350 Geistliche aus dem Bistum selbst waren anwesend; namens der 390 früheren Schüler Hefeles im Auslande (21 Diözesen) erschien eine Deputation, die Stadt selbst hatte alles aufgeboten, um das Fest zu verschönen. Vertreter des Hofes, der Regierung, aller Stände waren erschienen. Der Dom war uns Vielfache zu klein für die Festgäste. Der Bischof selbst hielt die Ansprache und das große Pontifikalamt. Die ganze Diözese war Ein Herz und Eine Seele in Freude mit ihrem geliebten Oberhirten.

Wieder drei Jahre später hat Bischof Hefele den bisherigen Domkapitular Dr. Reiser zum Weihbischof konsekriert und zu seinem Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge ernannt: der erste Fall dieser Art in der

Diözese. Die Verhandlungen mit der Regierung fanden keinerlei Schwierigkeiten, und nun war der im siebenundsiebzigsten Lebensjahr stehende, gebrechlich gewordene greise Oberhirte entlastet, nachdem er bis zum Zusammenbruch der Kräfte die Bürde seines Amtes allein getragen hatte.

Das Jahr 1890 schaute am 21. Juni die feierliche Einweihung des Marienspitals in der Karlsruhstadt Stuttgart. Nachdem der Hof schon am Basar für dessen Ausstattung in freigebigster Weise sich beteiligt hatte, obgleich eine unglaublich gehässige Agitation die Stuttgarter gegen dieses so notwendige große Krankenhaus einzunehmen suchte, eröffnete Königin Olga selbst dasselbe und schenkte als kostbare Gabe für die Hauskapelle die Marmorpieta von Kopf, ein Kunstwerk ersten Ranges.

Den Abschluß desselben Jahres bildete die erste württembergische Katholikerversammlung in Ulm am 23. und 24. November, zu welcher trotz höchst ungünstiger Witterung zirka 20 000 katholische Männer aus allen Teilen des Landes zusammenströmten, um in neun Einzelversammlungen Beschlüsse zu fassen zur Abwehr der Sozialistengefahr, zum Gelöbniß ihrer unentwegten Treue zu Papst und Bischof und zur gemeinsamen Rundgebung für die Zulassung von Männerorden in Württemberg. Der Bischof hatte zwei Domkapitulare mit herzlichen Grüßen und Wünschen entsandt.

Das goldene Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII. im Jahre 1888 wurde in der Diözese allgemein gefeiert, noch großartiger aber sein fünfzigjähriges Bischofsjubiläum im Jahre 1893. Im Februar fand zu Stuttgart im Viederhallsaale ein Festakt statt, welchem 2000 Katholiken anwohnten, an ihrer Spitze die katholischen Angehörigen des königlichen Hauses und die Minister Mittnacht und Schmid. Ein „Peterspfennig“ im Betrag von 35 000 Mark aus der Diözese wurde an den Papst übermittelt. Im Juni sodann folgten große Volkswallfahrten auf den Schönenberg und den Dreifaltigkeitsberg (Spaichingen), nach Weingarten, Reute usw. im Sinne dieses Jubiläums. Mitten im Glanze dieser Feiern ist Bischof Karl Joseph selber aus den Mühen und Leiden dieses Lebens abberufen worden.

Der Bericht über die besonderen Ereignisse wäre nicht vollständig, wenn nicht auch eines außerordentlichen Vorkommnisses gedacht würde, welches sich an die Person des Bischofs geknüpft hat. Am 3. Juli 1882 spendete er in Unterkochen die heilige Firmung an junge Christen aus Oberkochen, Ebnat, Hofen und Waldhausen. Dabei ereignete sich nachstehender Vorfall, über welchen von durchaus zuverlässiger Seite seinerzeit dem „Katholischen Sonntagsblatt“ (aber auch anderen Blättern) folgendes berichtet wurde: „Von Waldhausen war ein etwa siebenzehn Jahre

altes, durch und durch bresthaftes Mädchen hierhergekommen, um auch gefirmt zu werden. Es konnte nur mühsam an einem Stode gehen, wie halb kontrakt, insbesondere konnte es den Kopf gar nicht aufrecht tragen, er fiel immer wieder mechanisch auf die Brust herab und konnte nur durch fremde Hilfe in die richtige Stellung gebracht werden. Der Genickwirbel schien ganz lahm zu sein, es fehlte ihm jede Konsistenz. Ärztliche Hilfe war immer fruchtlos gewesen. Als nun die Reihe zum Firmen an dieses Mädchen kam, wurde es von seiner Patin aus dem Chorstuhl, in welchem es seiner Gebrechlichkeit willen Platz genommen, herausgeführt, wobei die Patin es unter den Armen hielt und auf diese Weise auf den Betstuhl vor dem hochwürdigsten Bischof hinschleppte. Während der heiligen Handlung hielt ihr die Patin den Kopf in die Höhe, nach Vollendung derselben umfaßte sie das Mädchen wieder, um es auf seinen Platz zu bringen. Aber siehe da — man traute kaum seinen Augen. Das Mädchen hielt den Kopf aufrecht, stand allein und selbständig auf und ging zum nebenstehenden Priester, um den Chrisam abwischen zu lassen, und von da sofort in den Chorstuhl zurück. „Und alle, die es sahen, ergriff Staunen.“ Wunderbar hatte das unglückliche Wesen von seinen großen Gebrechen Heilung erhalten, um die es während der heiligen Messe, insbesondere bei der heiligen Wandlung, inbrünstig gebetet hatte. Das Mädchen kann jetzt den Kopf tragen und gehen wie jeder andere Mensch. Was wir berichten, ist Wahrheit, wirkliche Tatsache, gesehen und bezeugt vom hochwürdigsten Bischof selbst und den assistierenden Geistlichen, gesehen und bezeugt von vielen Gläubigen, die auf das mitleiderregende Geschöpf ein besonderes Augenmerk gerichtet hatten.“ Diesen Bericht des „Sonntagsblattes“ bestätigt uns als durchaus den Tatsachen entsprechend ein heute noch lebender Augenzeuge: der hochwürdige Herr St.-R. G. in St.; er fügt hinzu, daß er (als Firmling) im Chorstuhl unmittelbar neben dem Mädchen seinen Platz hatte, und sagt weiter: „So andächtig und inbrünstig wie dieses Mädchen habe ich in meinem Leben niemanden mehr beten sehen.“

Man mag sich vorstellen, welchen Eindruck dieses Ereignis in der ganzen Umgegend machte; in allen Häusern und Ortschaften wurde nur noch von dem „Wunder“ gesprochen — und warum sollte es auch keines gewesen sein? Und daß es gerade sich ereignete in der Heimat des Bischofs und in der Kirche, in welcher er dereinst getauft worden war, das konnte nur dazu beitragen, seiner Person in den Augen der begeisterten Landsleute einen besonderen Nimbus zu verleihen.

### Die Männerordensfrage

Der Ausgang der Männerordensfrage in Württemberg war die letzte Station auf dem irdischen Kreuzwege des hochbetagten und seit Jahren schwer leidenden bischöflichen Greises.

Im katholischen Volke war die Hoffnung nie ausgestorben, daß die Diözese wenigstens einige bescheidene Männerordensniederlassungen erhalten werde, und diese Erwartung war um so mehr berechtigt, als seit den fünfziger Jahren in den katholischen Teilen Preußens, in Hessen (Mainz) und in Bayern Männerklöster blühten und in unmittelbarer Nachbarschaft, zu Gorheim und Beuron in Hohenzollern Jesuiten und Benediktiner wirkten und viele junge Württemberger, welche Ordensberuf hatten, an sich zogen. Dieser Zug zum Kloster hat mit den Jahren sich verstärkt.

Die Möglichkeit, Männerklöster auch in der eigenen Diözese zu haben, war im württembergischen Kirchengesetz von 1862 ausdrücklich vorgesehen. In demselben war anerkannt, daß religiöse Orden und Genossenschaften zu den

eigentümlichen Lebensäußerungen der katholischen Kirche gehören. Die betreffende Bestimmung im Gesetz lautet: „Der Bischof kann mit Genehmigung der Regierung Orden in Württemberg einführen.“ Es bedurfte also keines Gesetzes, um etwa Benediktiner oder Kapuziner einzuführen, sondern nur eines Antrages des Bischofs an die Regierung und der Zustimmung derselben. Zwei Jahre nach Erlass dieses Gesetzes, 1864, erfolgte durch Bischof Lipp und im Jahre 1870, bald nach seinem Amtsantritt, durch Bischof Hefele solch eine Eingabe, beide Male mit abschlägigem Bescheid.



Graf Otto  
von Rechberg und Rothenlöwen

Im Jahre 1887, als nach dem Fiasko des großen Kulturkampfes dessen Gesetzgebung überall abgebaut und den Anträgen des Zentrums auf Wiederherstellung geordneter Beziehungen zwischen Kirche und Staat mehr und mehr entgegengekommen wurde, hielt auch Bischof Hefele die Zeit für gekommen, nochmals um die Genehmigung der Regierung zur Zulassung zweier Ordensgenossenschaften (Benediktiner und Kapuziner) nachzusuchen; der nunmehrige, seit anderthalb Jahren amtierende Kultminister Sarwey antwortete wiederum mit „Nein“.

Drei Jahre später faßte der erste allgemeine württembergische Katholikentag in Ulm (November 1890), welcher von zirka 20 000 Männern besucht war, einhellig unter anderem folgenden Beschluß: „Die Versammlung legt Zeugnis dafür ab, daß das katholische Volk in Württemberg die Einführung auch von Männerorden wünscht und stellt an die Staatsregierung . . . den Antrag, Männerorden in dem vom Bischof für wünschenswert erklärten Umfange im Lande zuzulassen . . .“ In allen Teilen des Landes, von der ganzen katholischen Bevölkerung fand diese Entschließung freudige Zustimmung.

Auf Grund derselben richtete der greise Bischof Hefele fünf Wochen später, am 30. Dezember 1890, zum dritten Male eine Eingabe an die Regierung um Zulassung von Benediktiner- und Kapuzinerniederlassungen, und das katholische Drittel der württembergischen Staatsangehörigen erwartete mit Zuversicht für diesmal den Erfolg. Der Bischof wurde abermals abgewiesen! Dieser Bescheid mußte namentlich im Unterlande Entrüstung wecken, weil die badische Regierung im gleichen Jahre, 1891, für Wallbüren ein Kapuzinerkloster genehmigte. In massenhaften Zuschriften bekundete das katholische Volk seinem innig verehrten Bischof die rückhaltlose Teilnahme an seinem Schmerz über diese unverständliche Unnachgiebigkeit der Regierung in einer rein innerkatholischen Angelegenheit von völlig unpolitischem Charakter.

Der vom Ulmer Katholikentag eingesetzte Ausschuß hielt es aber für seine Pflicht, die Sache weiter zu verfolgen, zumal über die Gründe der Ablehnung kein Wort der Öffentlichkeit mitgeteilt worden war. Am 18. April 1891 erschienen Graf Otto von Rechberg und vier andere Ausschußmitglieder bei Kultminister Sarwey, und Abgeordneter R. Probst führte als Sprecher aus, die Katholiken Württembergs sähen nicht ein, warum ihnen allein verweigert werde, was anderwärts gegeben sei — er wies auch auf die volle Freiheit der sozialistischen Parteitätigkeit hin —, und berief sich auf Bismarcks Wort: „In solchen Fragen kommt es nicht auf das Gefühl der Protestanten, sondern auf das Bedürfnis der Katholiken an.“ Zum Schluß ersuchte er den Minister, die Männerordensfrage

in nicht zu ferner Zeit wieder zu erwägen und zugleich die Gründe der Ablehnung des bischöflichen Antrags bekanntzugeben.

Der Kultminister verbreitete sich über die von niemanden bestrittene Bestimmung des Artikels 15 im Gesetz von 1862 und das Recht der Regierung, Männerorden zu genehmigen oder nicht. Die Regierung nehme für sich die Freiheit des Handelns und das Recht, Männerorden abzulehnen, auch jetzt noch in Anspruch. Die Ulmer Versammlung habe nicht die Bedeutung, daß ihre Beschlüsse für die Regierung bestimmend sein sollten, den seit dem Jahre 1862 aus Gründen des Staatswohles innegehabten Standpunkt zu verlassen und sich dadurch mit den Anschauungen der großen (?) Mehrheit des württembergischen Volkes in Widerspruch zu setzen. Den Schluß der nichts weniger als freundlich gegebenen, sachlich inhaltlosen Erklärung bildete die Mahnung, die — katholische Presse möge sich verlegenden Rundgebungen enthalten! Ministerpräsident Mittnacht, welcher den Ulmer Ausschuß am 8. Mai empfing, kleidete seinen Bescheid in verbindliche und sozusagen teilnehmende Worte, aber das änderte nichts an der Tatsache, daß die Rundgebung der 20 000 katholischen Männer auf dem Ulmer Tage von der württembergischen Regierung, in erster Linie von Minister Sarwey, mit dem Nachtspruch abgetan war: „wir wollen nicht“.

Die Mitteilung dieses Bescheides Sarweys in der Presse (Juni 1891) erweckte im katholischen Volk einen Sturm der Entrüstung, überall fanden Volksvereinsversammlungen statt, und um dem Minister zu beweisen, daß hinter der Ulmer Tagung im großen und ganzen alle katholischen Männer des Landes stehen, wurden Massenpetitionen an die Regierung beschossen.

Unterdessen tagte in Danzig die 38. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, und Graf Otto von Rehbberg wurde zum Ersten Präsidenten derselben berufen. Vom gesamten Episkopat Deutschlands und Österreichs waren Begrüßungsschreiben eingelaufen. Man mußte sich, um Zeit zu sparen, begnügen, die Namen der Kirchenfürsten zu nennen; der Brief des Bischofs Hefele von Rottenburg aber wurde allein unter lautloser Stille der Riesenversammlung ganz verlesen. Es hieß u. a. in demselben: „Ich hoffte, meiner Diözese die Errichtung einiger Männerklöster als letztes Angebinde bei meinem Absterben hinterlassen zu können, muß aber in Trauer mein Haupt beugen und einer Lieblingshoffnung entsagen, da meiner Tage voraussichtlich nur mehr wenige sein werden.“ Das Urteil der Tausende katholischer Männer aus allen Teilen des Reichs über den Paritäts- und Gerechtigkeitsinn des königlich würt-

tembergischen Kultministerialbescheides gab sich ebenso einmütig als rückhaltlos wieder.

Unterdessen ging die Adressenbewegung in der Diözese weiter. Ende Januar 1892 waren bereits gegen 100 000 Unterschriften nur von katholischen Männern für die Zulassung von Männerorden bei der Regierung eingegangen und immer weitere folgten. Unterdessen aber wurden auch auf seiten des protestantischen Volkes Protestversammlungen und Gegeneingaben veranstaltet und in der Presse maßlos Lärm geschlagen; man hätte meinen können, das ganze nichtkatholische Württemberg sei in größter Aufregung.

Und nun kam der letzte Schlag in dieser Sache für den Bischof.

Am 15. März 1892 — ausgerechnet auf den 84. Geburtstag des Bischofs — veröffentlichte der „Staatsanzeiger“ einen Artikel des Inhalts: „Das Ministerium habe die bei ihm eingelaufenen Petitionen für und gegen die Zulassung von Männerorden seiner Beratung unterzogen und dem König Vortrag darüber gehalten. Da die Gründe, aus welchen die Eingaben von den Jahren 1864, 1870, 1887 und 1891 ablehnend beschieden wurden, in gleicher Weise, zum Teil in verstärktem Maße zur Zeit noch zutreffen, so sei das Ministerium einstimmig zu dem Ergebnis gelangt, der Bitte um Männerklöster keine Folge zu geben.“ Mit der allen Ernstes ausgesprochenen Erwartung, „daß das Verhalten der Regierung ihr nicht als Mangel an Wohlwollen gegen die katholische Kirche ausgelegt und dargestellt werde“, hat man freilich Unmögliches vom katholischen Volke verlangt.

Nun hatte mit seinem Bischof auch das ganze katholische Württemberg eine machtwillkürliche Zurückweisung, einen Schlag ins Angesicht seiner berechtigten Erwartungen erhalten, der auch heute, nach sechsunddreißig Jahren, noch nicht vergessen ist und kaum je vergessen sein wird. Auch in weiten nichtkatholischen Kreisen fand man diese Behandlung der Sache für wenig staatsmännisch. Ein liberales Blatt schrieb: wenn die Regierung ein paar Mannsklöster gestattete, so müßte man es eben haben; ein anderes sagte, ein paar schwarze oder braune Kutten hätten den Staat Württemberg nicht aus den Fugen gebracht, eine demokratische Zeitung schrieb, wenn nun eine Zentrumsparlei im Landtag entstehe, so sei die Regierung selber daran schuld. Die sonst vorlautesten protestantischen Blätter im Lande hielten es fürs beste, zu schweigen, nur das dem Kultminister persönlich nächststehende Blatt, der „Schwäb. Merkur“, freute sich und mit ihm aus vollem Herzen — die Sozialdemokratie. Und wenn die Katholiken da und dort hören mußten: „der neue König ist nicht euer Freund“ (Wilhelm II. hatte erst seit Oktober des Vorjahres den Thron inne), so

kam auch das allein auf die Rechnung des Endbescheids in der Männerordensfrage.

Ins rechte Licht gestellt wurde aber die Sache durch eine Enthüllung im „Deutschen Volksblatt“ vom 10. April 1892. In einem geheimen Rundschreiben (welches vollständig abgedruckt war) hatte sich der Vorsitzende des Landesausschusses des Evangelischen Bundes, der Schwager des Ministers Sarwey, im Dezember 1891 an alle Ortsvereine gewandt und ihnen mitgeteilt, nachdem die „ultramontanen“ Massenpetitionen um Männerorden nunmehr fast alle bei der Regierung eingelaufen seien, habe der Evangelische Bund beschlossen, jetzt auch Protestversammlungen und Gegeneingaben zu veranstalten. Es dürfe aber nichts davon gesagt werden, daß die Sache vom Evangelischen Bund ausgehe, es müsse von allgemeinen Versammlungen evangelischer Männer gesprochen werden, es sollen Männer gewonnen und vorangestellt werden, die nicht dem Bund angehören, und es wurde dringend geraten, daß die protestantischen Geistlichen nicht sichtbar dabei seien usw. So wurde es gemacht, und die große Öffentlichkeit glaubte an eine tiefgründige, allgemeine Erregung des protestantischen Volkes — vielleicht ist auch König Wilhelm II. irregeführt worden —, während in der Tat der Landesausschuß des Evangelischen Bundes die Komödie inszeniert hatte. Diese verblüffenden Mitteilungen des „Deutschen Volksblatts“ etwa zu entkräften ist auch nicht der leiseste Versuch gemacht worden, ja später gab der Bundesvorsitzende die Sache offen zu.

Auf Pfingsten 1892 veröffentlichte der Ausschuß des Ulmer Katholikentags eine Rundgebung in Sachen der Männerordensfrage an das katholische Volk des Landes. In derselben betonte er das natürliche und unveräußerliche Recht der katholischen Kirche auf Männerorden, konstatierte, daß das katholische Volk durch den Regierungsbescheid sich in seinem guten Recht verkümmert, unparitätisch hintangesezt und in seinen religiösen Empfindungen aufs tiefste gekränkt fühle, um so mehr, als der Bescheid in eine fast schroff zu nennende Form gekleidet war. Katholische Dinge müssen nach katholischen Grundsätzen, nicht nach den Anschauungen Andersgläubiger von der Regierung bemessen werden. Den Schluß bildet die Aufforderung an das katholische Volk, in Versammlungen und Vereinen sich immer fester zusammenzuschließen.

Das war nicht umsonst gesprochen. Am gleichen Pfingstfest tagte der Oberschwäbische Katholikentag (Volksvereinstag) in Ravensburg, welcher von 8000 Männern besucht war, ihm folgten landauf, landab Versammlungen, in welchen sich die Geschlossenheit der Katholiken des Landes immer kräftiger manifestierte: ein gewaltiger Zug ging jetzt durchs ganze katholische Württemberg, wie wohl nie zuvor in solcher Kraft.

Und so konnte Bischof Hefele in Beantwortung der Adresse des Ravensburger Tages an den Vorstehenden desselben, den Erbgrafen Max von Wolfegg, schreiben, mit Freude und Stolz blicke er zurück auf die großartige Versammlung der katholischen Männer in Ravensburg. „Es waren Männer, fest und treu, offen und bieder, mannhaft in Wort und Tat. Solcher Männer freut sich die Kirche. . . Im ersten Dezennium des Jahrhunderts geboren, kann ich im letzten bezeugen: der liebe Gott verläßt die Seinen nicht, wenn sie nicht sich selbst verlassen und feig aufgeben. Die traurigsten Jahre für die katholische Sache waren jene, in welchen niemand den Mut hatte, offen und furchtlos für das Recht der Kirche einzutreten. Daß solche Zeiten nicht mehr kommen, sind solche Versammlungen Bürgschaft und Zeugnis.“

Genau zwei Jahre später, auf Pfingsten 1894 — Bischof Hefele lag noch nicht ein Jahr in der Sülchener Gruft draußen — ist in seiner zweiten Heimatstadt Ellwangen das württembergische Zentrum proklamiert worden.

### Vollendung

„Nun entlässest Du Deinen Diener im Frieden, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen“, so begann am Feste des goldenen Priesterjubiläums Bischof Hefele seine Ansprache im Dome, und zum Schlusse derselben sagte er, auch er könne sich selig preisen gleich Simeon, weil er während seiner fünfzigjährigen Priesterzeit den Sohn Gottes bei der heiligen Messe tausend- und aber tausendmal auf den Händen getragen habe; er müsse aber das Wort Simeons auch dahin auf sich anwenden, daß er an jene Stunde zu denken habe, in welcher er vor Gott Rechenschaft ablegen müsse, und zwar strenge Rechenschaft.

Diese Stunde sollte indessen nach Gottes Vorsehung noch nicht so bald eintreten; Bischof Hefele stand im Beginn seines fünfundachtzigsten Lebens- und am Ende seines sechzigsten Priesterjahres, als der Tod ihm die Augen schloß. Und es war ihm, der als Kirchenhistoriker immer wieder auf das Walten der göttlichen Vorsehung in der Weltgeschichte hingewiesen hatte, beschieden, zu erleben, wie der unchristliche, falsche Liberalismus, welcher im ersten Jahrzehnt des neuen Reiches das deutsche Volk durch seine gesetzgeberischen Bescherungen im wilden politischen Siegesrausche vergewaltigte, auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ganz besonders aber auf dem der Kirchenpolitik, in einem riesigen Fiasko zusammenbrach.

Der „Altkatholizismus“, diese durch alle staatlichen Machtmittel geförderte Treibhauspflanze des Kulturkampfes, erreichte niemals eine solche Bedeutung, wie sie ihm Döllinger in seinem bekannten Worte: „Tausende

von Geistlichen und Hunderttausende von Laien denken wie ich" prophezeit hatte. Schon bald erfolgten Rücktritte altkatholisch gewordener Geistlicher, zahlreicher Laien und fast ganzer Gemeinden, und verschiedene Kirchen und Pfründen kamen wieder in den Besitz der katholischen Kirche zurück: die ganze Bewegung war an der Treue des katholischen Volkes gescheitert und zur Bedeutungslosigkeit ebenso verurteilt wie der „nationale“ Staatskatholizismus. In Württemberg hatte sie, mit Ausnahme einiger Zwerggemeinden in Stuttgart, Ulm und Vöberach, die es weder zu einer eigenen Kirche noch zu einem eigenen Pfarrer brachten, keinen Boden gefunden. Das mag dem Bischof die größte Genugtuung gewesen sein.

Er erlebte es auch noch, daß die bedeutendsten Häupter und Führer der kulturkämpferischen Katholikenverfolgung entweder durch den Tod oder durch die Rückkehr zu gesunderen Grundsätzen ihren bisherigen Stellungen enthoben wurden. Zu den ersteren zählten Professor Bluntschli in Heidelberg, Abgeordneter Bölk (Augsburg), Ministerpräsident Luz (München), welcher versöhnt mit der Kirche starb, die altkatholischen Professoren Huber und Michelis und auch Döllinger, welcher den Weg zur Kirche nicht mehr fand; zu den letzteren der preußische Gesandte in Italien Arnim, Fürst Alodwig Hohenlohe, Jolly, der rheinische Professor Sybel, der „Kulturkampfmarschall“ Falk und der Konstanzer Bürgermeister Stromeyer. In Preußen wurden die Bischofsitze allmählich wieder besetzt, der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm stattete dem Papst Leo XIII. seinen Besuch ab, und zwei Jahre später ebenso der junge Kaiser Wilhelm II. Leo XIII. übernahm auf Vorschlag des Fürsten Bismarck das Schiedsrichteramt im Streit zwischen Deutschland und Spanien um den Besitz der Karolineninseln, und die preußische Regierung unterhielt jetzt einen eigenen Gesandten beim Heiligen Stuhl in Rom.

In nächster Nachbarschaft der Diözese Rottenburg aber, im Kloster Beuron zogen die vertriebenen Mönche wieder ein, und nach mehr als vierzehnjähriger Verwaisung wurde der erzbischöfliche Stuhl von Freiburg wieder besetzt: am 12. Juli 1882 hat Bischof Karl Joseph von Hefele selber als ältester Suffragan der Oberrheinischen Kirchenprovinz, unter Assistenz des Bischofs Kopp von Fulda und des Weihbischofs von Straßburg, dem Kapitularvikar Drbin im Münster zu Freiburg die Bischofskonsekration erteilt, zweifellos einer der schönsten Tage seines Lebens.

Und schließlich erlebte der Einundachtzigjährige noch jenen verhängnisvollen 20. März 1890, an welchem das Unglaubliche und schier Unmögliche Ereignis geworden ist: den Sturz des Fürsten Bismarck, seine Ent-

lassung aus dem Reichskanzleramte. Kaiser Wilhelm I. hatte auf ein Entlassungsgeſuch des Mannes, welcher das neue Deutſche Reich gegründet und die preußiſche Königsfamilie zum Kaiſerhauſe erhoben hatte, mit kräftigen Zügen ein „Niemals!“ geſchrieben, ſein Enkel Wilhelm II. hat aber ſchon im zweiten Jahre ſeiner Regierung dies Wort entkräftet. Es iſt fraglich, ob Biſchof Hefele erfuhr, daß bei Bismarcks Entlaſſung des Kaiſers Oheim, der greiſe Großherzog Friedrich von Baden, wohl das entſcheidende Wort geſprochen hat: „Entweder die Dynaſtie Bismarck oder die Dynaſtie Hohenzollern.“ (Vgl. Egelhaaf, Geſchichte der neuſten Zeit.) War dies der Fall, dann hat der Hiſtoriker Hefele dieſen Vorgang mit jenem andern zuſammengehalten, der ſich ſechsenddreißig Jahre früher ereignete. Damals war der Bundesgeſandte Bismarck von Frankfurt nach ereignete. Damals war der Bundestagsgeſandte Bismarck von Frankfurt nach Karlsruhe gereiſt und hatte denſelben Großherzog zu überreden gewußt, die ſehr ausſichtsvollen Verhandlungen mit Rom zur endlichen Herſtellung des kirchlichen Friedens abzubrechen und den Kulturkampf fortzuſehen.

Einen weiteren Beweis der Wandelbarkeit der Menſchen und Verhältniſſe erhielt Biſchof Hefele noch wenige Monate vor ſeinem Hinſcheiden aus Rom. Anläßlich des zweiten Kaiſerbeſuchs Wilhelms II. in Rom ſaß bei dem von Rampolla gegebenen Feſtmahle zur Rechten des Kaiſers Kardinal Ledochowsky, der einſtige Erzbischof von Gneſen-Poſen, der zur Zeit des Kulturkampfes zu mehr als 100 000 Taler Strafe verurteilt wurde, zwei Jahre im Gefängnis ſaß und vom preußiſchen Staatsgerichtshof als unwürdig ſeines Amtes und „abgeſetzt“ erklärt worden war; der Kaiſer überreichte ihm dabei eine mit Brillanten reich verzierte Tabatiere.

Solche Ereigniſſe mögen den greiſen Kenner der Welt- und Kirchengeschichte nicht allzuſehr überrafcht haben; ſie waren ihm eben weitere Beweiſe für die Wandelbarkeit und Unbeſtändigkeit alles Irdiſchen — im Gegenſatz zu den ewigen Prinzipien, welche in Gott ſelber ihren Grund haben und für die Kirche maßgebend ſind.

Mehr und mehr war es ſtill geworden um den greiſen Kirchenfürſten. Die fünf Kurſgenoffen, welche mit ihm noch das goldene Prieſterjubiläum begehen konnten, und weitere beſondere Freunde waren bereits in die Ewigkeit vorausgegangen, unter ihnen auch Profeſſor Dr. von Ruhn und Biſchof Greith von St. Gallen.

Mit tiefftem Schmerz erfüllte das Herz des Biſchofs die Erkrankung und das Hinſcheiden des Königs Karl (6. Oktober 1891) und der Königin Olga von Württemberg (30. Oktober 1892); zum letzten Male hatte er ſie geſehen in Friedrichshafen im Sommer 1890 anläßlich einer Reiſe nach

Konstanz, zum Grabe des heiligen Bischofs Konrad. Im Jahre 1892 weilte der nun Dreiundachtzigjährige zum letzten Male in Tübingen, im Mai desselben Jahres machte er dem Königspaare Wilhelm II. und Charlotte von Württemberg in Ludwigsburg-Marienwahl noch seine Aufwartung: die letzte Reise in seinem Leben, welche mit erheblichen Beschwerden verknüpft war, nicht bloß infolge der geschwächten Sehkraft, sondern besonders wegen des vorangeschrittenen Fußleidens, das durch volle vierundzwanzig Jahre sein Anteil war.

Er hatte es sich zugezogen in Rom, da er als Konsultor des Vatikanums dort weilte. Sein Arbeits- und Schlafzimmer hatte, wie das ja im Süden die Regel ist, einen Fußboden aus Steinplättchen, und der bis dahin kerngesunde Herr zog sich während der Monate Dezember 1868 bis April 1869 infolge chronischer Erkältung ein schmerzhaftes Leiden im linken Bein zu, welches trotz aller angewandten Mittel ihn nicht mehr verlassen sollte. Während der ersten zehn Jahre seines Episkopats hatten nur wenige Kenntnis davon, aber schon 1879 sagte er in einem Privatbriefe, es sei ihm bange auf die bevorstehende Konsekration der Stuttgarter Marienkirche, weil er dabei dreieinhalb Stunden stehen müsse, was ihm fast nicht möglich erscheine. Wenn er trotzdem anscheinend so rüstig die Zeremonien vollzog, die Kanzel bestieg zur Festpredigt und selbst noch die erste heilige Messe in der neugeweihten Kirche zelebrierte, so daß niemand eine Ahnung von seinem Leiden hatte, so hat sich darin wie in vielen ähnlichen Fällen die heroische Willenskraft des Bischofs und seine Härte gegen sich selbst in bewundernswerter Weise manifestiert. Und so mögen viele andere Kirchenkonsekrationen und die an sich schon anstrengenden Firmungsreisen dem edlen Kirchenfürsten manches Mal zu einem Martyrium geworden sein.

Allmählich ließ sich das Leiden nicht mehr ganz verbergen. Im Jahre 1880 vermochte Bischof Hefele bei der Fronleichnamsprozession zu Rottenburg, auf einen Stock gestützt, nur mehr eine Strecke weit mitzugehen; das Sakrament der Firmung spendete er jetzt sitzend, in Heilbronn und Abtsgmünd sprach er selbst öffentlich von dem Leiden, und beim Regierungsjubiläum des Königs Karl (1889) wurde er dieserhalb besonders berücksichtigt. In einem Privatbriefe von Ende Juli schrieb er darüber: „Mein Fußleiden hat sehr zugenommen, und ich bringe mein Leben meistens im Sessel, wenn nicht im Bette zu, doch habe ich dabei nicht viele Schmerzen. ... In Stuttgart wurde ich anlässlich des Jubiläums von beiden Majestäten in Anbetracht meines Alters und meiner Gebrechen besonders empfangen; so konnte ich meine Glückwünsche ohne große Ermüdung darbringen und gleich wieder abreisen. Das Reisen (damals natürlich noch ohne Auto) ist mir jetzt sehr beschwerlich; deshalb komme ich auch nicht

mehr nach Baden-Baden (zu dem gewohnten Kuraufenthalt). . .“ Während seiner letzten Lebensjahre zog sich der greise Bischof wiederholt auf einige Wochen in das Kloster Heiligenbrunn (Oberndorf) zurück, wo er sich unter der aufmerksamsten Pflege heimisch fühlte.

Trotz des vorgeschrittenen Fußleidens hat der greise Bischof bis etwa zwei Jahre vor seinem Tode, also noch mit zweiundachtzig Jahren, die tägliche heilige Messe im Dom gelesen — ältere Leute sprechen heute noch mit Rührung von dieser „Bischofsmesse“, der man zahlreich anwohnte. Erst als die Gebrechlichkeit groß wurde, zelebrierte er in der Hauskapelle des Palais, wobei ihm sein getreuer Diener Wilhelm ministrierte. Dagegen ließ der Bischof es sich bis zu seiner letzten Erkrankung nicht nehmen, jeden Sonn- und Festtag zum Hauptgottesdienst im Dom zu erscheinen, und ebenso wohnte er allen Ordinariatsitzungen an bis zu den letzten Wochen seines Lebens. Und auch den gewohnten Spaziergang gab er erst auf, als die Kräfte völlig zu versagen begannen. Des Bischofs Nichte, Fräulein E. Pr., welche ihm die letzten zehn Jahre das Hauswesen führte und welcher wir diese näheren Mitteilungen verdanken, schreibt darüber: „Wenn auch die Spaziergänge gegen Sülchen zu in Gesellschaft einiger Herren des Domkapitels, von welchen der eine und andere den Bischof sorglich führte und stützte, allmählich kürzer wurden und schließlich ganz aufhörten, so ging er doch noch fast bis zuletzt täglich in den Garten beim Palais, wo er sich für jeden Baum interessierte und an jeder Blume sich freute. Besondere Freude hatte er an den roten Leberblümchen — den ersten Blüten nach der Winterszeit —, welche damals in reicher Fülle im Garten blühten; er war überhaupt ein großer Freund der Natur.“

In den letzten Jahren seines Lebens wurde Bischof Hefele von einem weiteren Leiden heimgesucht. Seine sprichwörtlich scharfen Augen begannen ihre Sehkraft einzubüßen. Schon im Jahre 1889 schrieb er an eine befreundete Seite: „Ich kann noch schreiben, und sehe, während ich schreibe, die Buchstaben, welche ich mache, aber nachher kann ich mein eigenes Geschriebenes nicht mehr lesen — noch weniger, was andere geschrieben haben.“ Zuletzt ist ihm auch das Schreiben unmöglich geworden; eine eigentliche Erblindung trat jedoch nicht ein. Mit päpstlicher Erlaubnis las er von da ab täglich die Messe von der Allerseligsten Jungfrau (aus dem Gedächtnis), dagegen verlangte er keine Dispens in Sachen des Breviergebets, etwa durch Umwandlung in andere Gebetsübungen; er ließ sich vielmehr daselbe vorlesen. Matutin und Laudes beteten ihm je nachmittags, zuerst durch mehrere Jahre Subregens Pfaff (heute Superior in Reute), nach dessen Weggang Domkapitular Zimmerle und nach dessen Tod Weihbischof Reiser vor, die übrigen Teile des Offiziums und die Vorberei-

tung zur heiligen Messe ließ er sich von anderer Seite rezitieren. Jeden Abend betete der Bischof den Rosenkranz, und Samstag abends sowie an allen Tagen der Fastenzeit und an einfallenden Festen mußte ihm das betreffende Evangelium aus dem Goffine samt dem dazugehörenden Unterricht vorgelesen werden, und in aller demütigen Sammlung lauschte der gelehrte Theologe und Kirchenfürst den schlichten Ausführungen des volkstümlichen Geistesmannes. An bestimmten Tagen erschien Stadtpfarrer Staudacher, des Bischofs Beichtvater, im Palais; nach dessen Wegzug traten Jeremoniar Friedl oder Domkapitular Willenbücher an diese Stelle. Als im Jahre 1891 in Rottenburg eine Volksmission durch Kapuzinerpatres abgehalten wurde, nahm der schon im dreiundachtzigsten Lebensjahre stehende gebrechliche Bischof regsten Anteil, wohnte allen Predigten im Dome an und verabschiedete sich in rührender Weise von ihnen mit dem Ausdruck des Bedauerns darüber, daß er ihnen kein Alösterchen in der Diözese anweisen könne.

Hier mögen wieder die eigenen Worte seiner Nichte, Fräulein E. Pr., eingeschaltet sein: „Ein großer Wunsch und ein Anliegen war es dem Bischof, ins nahe Weggental Ordensleute berufen zu können. Oft hat er zu mir davon geredet und hat auch, wie bekannt, die betreffenden Schritte dazu getan. Groß war aber sein Schmerz und seine Betrübniß, als Minister Sarwey das Gesuch rundweg ablehnte. Ich habe den hochwürdigsten Onkel niemals so betrübt gesehen wie damals, als der unliebsame Brief ihm vorgelesen wurde. Jedesmal, wenn ich ins Weggental komme, muß ich an jenen Morgen denken. Wie hätte er sich gefreut, wenn er es erlebt hätte, daß nun doch Ordensgeistliche dort wirken!“

Im Februar des Jahres 1893 hat Bischof Hefele seinen letzten Hirtenbrief an die Diözesanen gerichtet; er handelte vom dreifachen Frieden: mit Gott, mit sich selber und mit dem Nächsten. Es war sein eigenes Lebensprogramm und sein Vermächtnis an das Bistum. Und mit diesem Osterfestkreis war auch die Zeit seines irdischen Lebens und Wirkens abgelaufen.

### Singang und Beisehung

Bischof Karl Joseph stand im zehnten Monat seines sechzigsten Priesterjahres, als Gott den hochbetagten Kirchenfürsten, dessen Leben reich an Arbeiten, aber zuletzt auch an Leiden war, aus diesem Leben abberief. Es war dies im schönsten Monat des Jahres, im Juni, und in der schönsten Festzeit der Kirche, in der Oktav des Fronleichnamsfestes. Dem Hinscheiden gingen mehrere Wochen voran, während welcher der Bischof unter einer entzündlichen Krankheit heftige Schmerzen litt. Am Mittwoch vor dem Fronleichnamsfest fühlte sich der Leidende wohler und ließ sich Matu-

tin und Laudes vollständig vorbeten. In der folgenden Nacht aber, um zwei Uhr, wurde er infolge eines leichten Gehirnschlags bewusstlos, und Weihbischof Dr. Reiser spendete ihm, assistiert von Dompfarrer Ege, die letzte Sling und Generalabsolution. Der Kranke erholte sich indessen wieder, so daß er im Verlauf des Festes dies und jenes besprechen konnte.



Das Denkmal in der Kirche  
zu Unterkochen

Es wurden sofort Gebete für Rottenburg wie die Kirchen der Diözese angeordnet, und nachdem der Leidende Freitag früh die heilige Kommunion empfangen hatte (wobei er sich bemühte, in feierlicher Weise zu seiner Umgebung zu sprechen), begann man auf Besserung zu hoffen. Der Bischof verlor das Bewußtsein nie mehr, litt aber viel und schwer unter Bangigkeit und Schmerzen. So kam der Samstag, an welchem ein starker Blutverlust eintrat; an diesem Tage verlangte er noch, das heilige Sakrament der Buße zu empfangen. Der Sonntag ging ruhig vorüber, aber am Montag früh fünf Uhr begann der Todeskampf, welcher bis gegen zehn Uhr dauerte. Wiederholt erwachte der Sterbende aus dem Halbbewußtsein, richtete einige Worte an seine Umgebung und zeigte, daß er die Lage vollständig erkannte. Hin und wieder hob er in offenbar größtem Schmerze die Hände zum Haupte empor, dann suchte er mitzubeten oder das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Mit dem

Weihbischof Dr. Reiser weilten Domkapitular Graf Wolfegg und Dompfarrer Ege außer der in Schmerz aufgelösten Richte des Bischofs am Sterbebette. Nach halb zehn Uhr trat fast unbemerkt der Tod ein. Es war Montag, der 5. Juni, das Fest des großen heiligen Apostels Deutschlands, des Bischofs und Martyrers Bonifatius.

Bischof Karl Joseph hatte ein Alter von vierundachtzig Jahren zwei Monaten und zwanzig Tagen erreicht; zum sechzigjährigen Priesterjubiläum fehlten nur noch zwei Monate und vierzehn Tage; das vierund-

zwanzigste Jahr seines Episkopats wäre in sechs Monaten und vierundzwanzig Tagen vollendet gewesen.

Mit der Beisetzung wartete man bis zum Freitag nach der Fronleichnamsoktav. Am Donnerstag erfolgte die definitive Einsargung, nachdem die Leiche des Bischofs vorher aufgebahrt gewesen, und die Überführung in den Dom, welcher die ganze Nacht offen blieb, während zahlreiche Andächtige die Nachtwache hielten. Am folgenden Tag (Fest des Heiligsten Herzens Jesu) hatte sich im Dom eine Trauerversammlung eingefunden, wie sie ähnlich dieses Gotteshaus noch nie geschaut, darunter die Vertreter der Majestäten und weiterer Angehörigen des Königshauses, des standes- und freiherrlichen katholischen Adels, der Regierung, der Universität Tübingen, der Stadt und des Bezirks Rottenburg, sowie der auswärtigen Diözesen.

Ihnen reiheten sich an das Domkapitel, die katholisch-theologische Fakultät, die Vorstände der theologischen Bildungsanstalten, die Dekane, die Oberen der Kongregationen und anderen kirchlichen Institute und etwa 300 Geistliche aus allen Teilen des Landes, dazu Tausende und Tausende von Diözesanen aus allen Ständen. Nach der Trauermette begann das Pontifikalrequiem, gelebt von Erzbischof Dr. Roos, Freiburg, unter Assistenz von Bischof Haffner, Mainz, und Erzbischof Plazidus, Neuron.

Dann folgte die Trauerrede, gehalten vom nunmehrigen Bischof Wilhelm von Reiser, mit dem Vorspruch: „Wer im Segen sät, der wird Segen ernten.“ Sie durfte nach der Bestimmung des Verstorbenen keine Lobrede sein, war dagegen eine geradezu klassisch schöne und tiefergreifende Charakteristik des Verewigten, geradezu ein Meisterwerk ihrer Art. Der Redner würdigte die vierunddreißigjährige akademische Tätigkeit K. J. von Hefeles ebenso wie seine Arbeiten im Bischofsamte; in dem einen wie in dem anderen Berufe hat er seinen Wahlspruch vorbildlich erfüllt: „Wer mit Segen in seinem Berufe wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören.“ „Von seinem bescheidenen Hörsaal in Tübingen ist ein unermesslicher Segen ausgegangen, nicht allein in unsere Diözese, sondern in alle Gauen unseres deutschen Vaterlandes und hinaus über dessen Grenzen.“ Und nachdem er den Bischofsstuhl bestiegen, „ist von dem Tage seiner Konsekration bis zum letzten Atemzuge all sein Arbeiten, Sorgen und Sinnen, auch sein Leiden und Dulden der geliebten Diözese gewidmet gewesen; in seinem großen, edlen Herzen trug er all ihre Angelegenheiten und Bedürfnisse; nichts über sah er, für alles hatte er Herz und Verständnis“. Als „ein Mann von aufrichtiger und ungeheuchelter Frömmigkeit ist Bischof Karl Joseph für seine Diözesanen, zumal für seinen Klerus, Muster und Vorbild gewesen. Sein von Natur aus seltenes Maß von

Liebenswürdigkeit und Wohlwollen, verklärt durch die Gnade, äußerte sich in unablässigem Wohltun gegen die Menschen. Er spendete geradezu mit fürstlicher Freigebigkeit, und die Hand hat sich immer wieder geöffnet, auch wenn der Geber eben bittersten Undant geerntet hatte.“ Der Redner hob weiter hervor, wie Bischof Hefele das volle Vertrauen und die ungeteilte Anerkennung des Heiligen Vaters genoss, daß noch vor wenigen Wochen Leo XIII. bei der Audienz der deutschen Pilger in wahrhaft liebevoller Weise des Bischofs gedacht, und daß der Verstorbene die Übersendung des päpstlichen Segens in einem seiner letzten lichten Augenblicke hochbeglückt mit einem verklärten Blick innigen Dankes erwidert habe. „Als Lohn seiner treuen Pflichterfüllung und eines fleckenlosen Wandels hatte der Vollendete die seltene Gnade, daß keine Furcht des Todes ihm nahen durfte. Seit Jahren ist sein Leichenstein fertiggestellt, so daß nur noch der Tag des Todes eingemeißelt werden muß; die vollendete Ruhe ist auch nicht von ihm gewichen, als die Schrecken des Todes wirklich nahen und die Stunde der Erlösung schlug . . .“

In tiefer Ergriffenheit lauschte die ganze Zuhörerschaft der Mitteilung des Trauerredners: „Es war im Spätherbst 1890, als er mich einmal noch abends spät zu sich rufen ließ. Er war von einem Unwohlsein befallen und hatte Todesahnungen. Nachdem das geschehen war, was in solchen Augenblicken der gläubige Christ tut, ließ er sich mit mir in ein Gespräch ein und berührte das Jahr 1870. „Es ist wahr,“ sagte er, „daß ich auf seiten der Opposition gestanden bin. Ich habe damit von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch gemacht, denn die Frage (der Infallibilität) war ja zur Diskussion gestellt. Nachher aber, als die Entscheidung erfolgt war, in der Opposition zu verharren: das wäre ein Bruch mit meiner ganzen Vergangenheit gewesen; ich hätte meine Unfehlbarkeit an die Stelle der Unfehlbarkeit der Kirche gesetzt.“

Den Schluß der herrlichen Grabrede bildete im Anschluß an das Wort des sterbenden Völkerapostels: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, den Glauben bewahrt, den Lauf vollendet, mir ist hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit“ — welches Wort auch der Vollendete sprechen durfte —, die Ausführung: „Der Verstorbene hat in seinem demüthigen Sinne freilich ganz anders über sein Leben und Wirken gedacht und geurteilt. Auf seinen Grabstein hat er selbst das Wort gesetzt: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit Deinem Knechte“, und ordnete an, daß dies Gebet auch an seinem Grabe gesprochen werde . . .“

Und zum Abschied des toten Bischofs von seiner Kathedrale richtete der Nachfolger die Bitte an ihn, er möge, eingegangen in den Ort der Ruhe und des Lichtes, ein treuer Fürsprecher für ihn selbst bleiben wie

für seine Diözese, „die dich geliebt hat mit einer Liebe, welche stärker ist als der Tod, und die nie aufhören wird, dein Andenken zu segnen“.

Nach der Absolution an der Bahre ordnete sich der Leichenzug, welcher so groß war, daß die letzten Teilnehmer daran die Stadt Rottenburg eben verließen, als die Spitze der Trauerprozession schon vor dem Kirchlein in Sülchen angelangt war. Bischof Wilhelm selbst nahm die kirchliche Beisetzung vor. Karl Joseph von Hefele war der erste Bischof von Rottenburg, welcher unmittelbar in der Gruft unter dem Chor des Kirchleins beigesetzt wurde. Bischof Keller ruhte dreiundzwanzig Jahre lang auf dem Gottesacker, und Bischof Lipp war vor dem Altar in Sülchen beigesetzt worden. Erst auf Allerseelen 1869, wo die Gruft fertig geworden, wurden die sterblichen Überreste derselben in sie übertragen. Nachdem die Grabsteinplatte die Nische, in welche der Sarg des Bischofs Hefele eingesetzt wurde, geschlossen, waren die drei unteren Plätze rechts in der Gruft besetzt. Das bischöfliche Palais aber wurde in der Folge von Hefeles Roadjutor und nunmehrigem Bischof von Rottenburg, Dr. Wilhelm von Reiser, bezogen, dessen Inthronisation bald folgte. —

Und nun ist unser Bericht über den großen, edlen Bischof Hefele abgeschlossen. Eine besondere Charakteristik oder ein Gesamturteil über ihn noch anzufügen brauchen wir nicht: seine edle, fromme, gütige Persönlichkeit, so wie sie sein Nachfolger in der Trauerrede gezeichnet, und sein reichgesegnetes, kirchlich treues Wirken im bischöflichen Amte, wie es in den vorstehenden Kapiteln geschildert ist, sprechen für sich mehr als genügend.

Dem Worte aber: „Die im Segen säen, werden Segen ernten“, sei das weitere angefügt: „Die in Tränen säen, werden ernten in Freuden.“ Der Verzicht auf das geliebte akademische Lehramt, der Abschied von der glücklichen Zeit seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Tübingen, die traurige Zerrissenheit der Diözesanen, von welchen ein Teil dem bisherigen Tübinger Professor, dem Gegner der Dogmatisierung der Infallibilität recht reserviert gegenüberstand, die schwere Zeit des inneren Kampfes bis zur Entscheidung, das Kreuzfeuer der gegnerischen Herabsetzungen um seiner Unterwerfung willen und anderseits die mißtrauische Kritik jener „strengkirchlichen“ Kreise, welche die Form seiner Proklamation der vatikanischen Beschlüsse als „kaum genügend“ fanden und das gute Verhältnis zu König und Regierung während der ersten Jahre wiederholt als „faulen Frieden“ öffentlich bezeichneten: das alles ist ein mehr als bitterer Einstand zu Beginn seines Episkopats gewesen. Aber es ist dem edlen Kirchenfürsten auch ein reichstes Maß von Segen, eine volle Ernte in Freuden zuteil geworden. Die Einheit mit der Kirche Gottes ist sein Leitstern auch

in den dunkelsten Stunden gewesen, und als er sein Haupt zum Sterben niederlegte, da war es Tatsache, daß die eigene Diözese Rottenburg bis auf den letzten Mann hinaus, Geistliche und Laien, in Ehrfurcht, Liebe und Begeisterung einig und geschlossen hinter ihrem herrlichen Bischof standen und von derselben innigen, aufrichtigen Trauer erfüllt seinen Tod beklagten, wie den eines Vaters. In dieser inneren und ebenso äußeren Einheit und Geschlossenheit stand das katholische Schwabenland auf seiner vollen Höhe, und der sterbende Bischof hinterließ seinem Nachfolger ein gesegnetes Erbe.

Am 30. Mai 1897 ist in dem Gotteshause zu Unterkochen, wo Karl Joseph Hefele getauft wurde, ein Denkmal mit seinem lebensgroßen Steinbildnis errichtet worden; es steht auf der Evangelienseite des Chores: die einzige Bischofsstatue unserer Diözese, welche dazu den Vorzug hat, trefflich gelungen zu sein. Die Gemeinde Unterkochen hat sich selbst geehrt, als sie ihrem großen Sohne dies Ehrenmal weihte; es wird für alle Zeiten ihre Pfarrkirche denkwürdig machen. Aber das, wie und was Bischof Karl Joseph der Diözese Rottenburg gewesen ist in seinem beinahe vierundzwanzigjährigen Episkopat, und was er als treuester, väterlicher Oberhirte gewirkt hat zu ihrem reichsten Segen: das hält länger als Stein und Erz, das ist mit ihr verbunden als unzertrennliches Eigentum für alle Zeiten.



Salvatorkirche in Ulen



Bischof Dr. Wilhelm von Reiser



## Bischof Wilhelm von Reiser

Der „Heuberg“ hat nicht überall im Lande guten Klang. Viele fürchten sich, einmal in die abgelegene, vom Verkehr ziemlich abgeschlossene, rauhe Gegend verschlagen zu werden. Aber eines muß man gelten lassen: auf dem Heuberg gab und gibt es gute Köpfe, trefflich begabte, tüchtige Menschen. Unserer Diözese hat der Heuberg den vierten Bischof geschenkt, Wilhelm von Reiser.

### 1. Der gottbegnadete Bildner der theologischen Jugend

Wilhelm Reiser ist geboren zu G e s h e i m im Oberamt Spaichingen am 13. Mai 1835 als Sohn des dortigen Leinwebers und Schultheißen. Er war der einzige Sohn, dagegen hatte er noch drei Schwestern. In Rottweil und Tübingen machte der trefflich begabte Heuberger seine Studien. Während seiner Tübinger Zeit wies die Professorenliste der katholisch-theologischen Fakultät glänzende Namen auf: Kuhn, Hefele, Aberle, Himpel, Kober. H e f e l e, der Professor für Kirchengeschichte, zog den jungen, hochstrebenden Studenten besonders an. Konviktsdirektor war der spätere Domdekan B e n d e l. Unter den Repetenten finden wir die nachmaligen Bischöfe Haffner von Mainz und Wahl von Dresden, den späteren Regens des Priesterseminars B e r o n, den späteren Direktor des Wilhelmsstifts, R u ß g a b e r. Für die katholische Kirche Deutschlands, auch für unser Bistum, war damals die kampfbewegte Zeit, von der das letzte Kapitel schon berichtet hat. Es galt die Er kämpfung der für die Kirche so notwendigen Freiheit von den Fesseln der Staatsgewalt, die Erneuerung und Aufrechterhaltung des religiös-kirchlichen Lebens bei Klerus und Volk.

Am 10. August 1859 wurde Reiser durch Bischof Lipp zum Priester geweiht und bald darauf als Vikar nach S p a i c h i n g e n geschickt. Als kleine Merkwürdigkeit mag festgehalten sein, daß Wilhelm Reiser in seinen amtlichen Stellungen sein ganzes Leben nicht über den Schwarzwaldkreis hinauskam. Das bedeutete bei ihm gewiß keine Verengerung des Gesichtskreises.

Im Jahre 1861 wurde Keiser für fünfeinhalb Jahre Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Nun war er so recht an seinem Platz, als Erzieher der für den Priesterstand bestimmten Jugend. Fast achtzehn Jahre lang diente er diesem Ideale. Schon während seiner Repetentenzeit suchte er so viel als möglich in persönlichen Verkehr mit den Studenten zu kommen, was für eine gedeihliche Erzieherarbeit unentbehrlich ist. Der strebsame Repetent versäumte auch nicht, seiner eigenen Fortbildung auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft zu dienen, besonders in seinem Hauptsache, der Kirchengeschichte und kirchlichen Kunstgeschichte. Hier brauchte nur das schon bestehende Band zwischen ihm und seinem Lehrer, Professor Hefele, noch enger geknüpft zu werden.

Aber eine neue und für den Augenblick wichtigere Aufgabe wartete auf ihn. Im Jahre 1867 wurde durch Bischof Lipp in Rottenburg ein Pensionat für Schüler des Untergymnasiums gegründet, das *Martinihaus*. Da galt es, für den Anfang einen besonders tüchtigen Mann zu finden. Und so fiel der Blick des Bischofs auf den Repetenten Keiser. Am 9. August 1867 siedelte dieser von Tübingen nach Rottenburg über. Kurz darauf, am 17. August, verlieh ihm die theologische Fakultät Titel und Grad eines Lizentiaten der Theologie. Der Bischof hatte einen guten Griff getan. Schon nach einem Jahr war der Andrang ins Martinihaus so stark, daß viele Anmeldungen nicht berücksichtigt werden konnten.

Nur zwei Jahre sollte Keiser in dieser ihm sofort liebgewordenen Tätigkeit verbleiben. Größeres wartete auf ihn. Es war die trübe Zeit der „Rottenburger Wirren“, die sich in der Hauptsache darum drehten, daß (infolge der geschichtlichen Entwicklung seit Gründung des Bistums) dem Bischof nicht der wünschenswerte Einfluß zutraf auf die Ausbildung der Theologiestudierenden in Tübingen. Der langjährige Direktor des Wilhelmsstifts, Dr. Rückgaber, trat von seinem Amt zurück und zog am 15. April 1869 als Pfarrer nach Würlingen bei Tuttlingen (1881 Stadtpfarrer in Rottweil, † 1905). Dem Bischof war es eine schwere Sorge, für den damals wohl schwierigsten Posten der ganzen Diözese den rechten Mann zu finden. Sein Vertrauen für die hervorragende Vertrauensstellung galt dem Präfekten Keiser, der am 30. April 1869 provisorisch und am 5. Januar 1870 definitiv Direktor des Wilhelmsstifts wurde. Nur mit Widerstreben und dem ausdrücklichen Befehl des Bischofs folgend nahm er den Ruf an. Jetzt stand, wie das „Deutsche Volksblatt“ damals schrieb, „das Licht auf erhabenem Leuchter“. Obwohl erst 32 Jahre alt, hatte der neue Direktor sofort das volle Vertrauen der ihm an die Seite gegebenen Repetenten und der Studenten. Nicht als ob er etwa im Anfang weichlich nachgegeben oder irgendwelche Unordnung und Halbheit geduldet hätte, —

mit Entschiedenheit und Folgerichtigkeit sah er auf die Erhaltung von Zucht und Ordnung, ohne welche eine solche Anstalt nicht gedeihen kann. Gewissenhafte Erfüllung der Pflichten, die Verbindung des „*ora et labora*“, des Betens und Arbeitens, des Meditierens und Studierens, war ihm Hauptsache, die er selbst übte und forderte. Wenige unserer Geistlichen, die während der ersten Jahre, da Reiser Direktor war, im Wilhelmsstift weilten, sind noch am Leben. Diese können nicht genug rühmen, mit wieviel Liebe, Sorge, Takt und Geschick Reiser sein Amt ausübte. Besonders seine prächtigen Exhortationen an den Samstagabenden sind unvergeßlich geblieben, wie er da die jungen, ringenden, von den damals so hochgehenden Wogen erfaßten Seelen beruhigte, begeisterte, zu festem Glauben und kirchlichem Denken aneiferte. „Man freute sich von einem Samstag auf den andern.“ Darum schauten alle seine Zöglinge noch in späteren Jahren mit dankbarer Liebe und Verehrung zu ihm auf. Wie schon als Repetent, so trat Reiser auch als Direktor auf die lebenswürdigste Art mit den Studenten in enge Fühlung und persönlichen Verkehr. Besonders tat er das während der Erholungsstunden, „wo er regelmäßig sich unter die im Hof Spazierengehenden mischte und in zwanglosester Weise verkehrte, plauderte, zum offensten Aussprechen der Gedanken anregte und, wo es galt, auch der Fröhlichkeit den gebührenden Tribut zollte. Auf diese Weise lernte er seine Zöglinge alle weit mehr kennen, als dies durch die Akten allein möglich war.“ So erzählt Prälat Rimmel, Zögling von 1868—1872.

Im zweiten Jahr von Reisers Tübinger Tätigkeit tagte das Vatikanische Konzil (1869—1870). Auch in unserer Diözese und ganz besonders im Wilhelmsstift wurde die auf der Kirchenversammlung zu entscheidende Frage, ob der Papst als oberster Lehrer der Kirche unfehlbar sei, lebhaft, zeitweilig sogar stürmisch erörtert. Direktor Reiser wußte die Wogen sanft und mild zu glätten, aber ebenso entschieden betonte er: wenn einmal die Kirchenversammlung und in ihr die Kirche gesprochen hat, dann wissen wir, wem wir zu glauben haben.

Das gleiche Jahr brachte neue Aufregung ins Land und ins Haus mit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Gleich bei Kriegsbeginn zogen fünfundzwanzig Insassen des Wilhelmsstifts „Königs Rock“ an, um dem Vaterland zu dienen. Diese Kriegersrekruten konnten meist in den Garnisonen, besonders in Ulm, bleiben, wo's zum Aushalten war. Direktor Reiser unterhielt mit allen regen brieflichen Verkehr. Als nach Kriegsende der regelmäßige Studienbetrieb wieder aufgenommen wurde, war es natürlich nicht leicht, sofort die frühere strenge Ordnung herzustellen. Der Direktor übte in angeborener Milde viel Nachsicht und

Rückicht. Ein kleiner militärischer Einschlag blieb dem Wilhelmsstift auch nach dem Krieg, da ja die zum Militärdienst Tauglichen als „Einjährige“ zu dienen hatten. Dieser Zustand dauerte fast zwei Jahrzehnte.

Die nächsten Jahre verliefen ziemlich ruhig und friedlich. Der in fast allen Ländern des Deutschen Reiches tobende Kulturkampf blieb unserer Diözese erspart infolge des zwar entschiedenen, aber maßvollen und wohlüberlegten Vorgehens des Bischofs Hefele und dank dem festen Willen unseres Königs Karl: „Ich will mit meinem Volke Frieden halten.“

Als Direktor war Keiser zugleich Stadt- und Garnisonspfarrer für Tübingen. In der Universitätsstadt war damals noch eine kleine, aber aufstrebende und ständig wachsende Diasporagemeinde. Da galt es, klug zu organisieren, die zerstreuten Gemeindemitglieder aufzusuchen und zu sammeln. Vor allem fehlte es an einem Mittelpunkt der katholischen Gemeinde, einer würdigen und hinreichenden Kirche. Als „Kirche“ diente seit 1818 das ehemalige Ballhaus des einstigen Adelskollegs „Collegium illustre“, das im Konviktgarten gelegen war. Dieses Kirchlein hatte für zwölf Geistliche einen einzigen Altar. Der Rührigkeit des Stadtpfarrers Keiser gelang es, unter kräftiger Mithilfe des Staates, des Ordinariates und vieler anderer Stellen, von 1875—1878 eine stattliche, im frühgotischen Stil erbaute Stadt-, Universitäts- und Garnisonskirche zu erstellen. Der Rohbau allein kostete 351 215 Mark. Keiser hat sich damit ein bleibendes Denkmal gesetzt.

## 2. Im Räte des Bischofs

Schon ein halbes Jahr nach Einweihung der Tübinger Kirche berief Bischof Hefele den bewährten und erprobten Direktor und Stadtpfarrer an seine Seite und in seinen Rat als Domkapitular; es war am 29. März 1879. Das Scheiden wurde ihm schwer. Er klagte seinem Freunde, Professor Linsenmann: „Nun, da mein schönstes Ziel erreicht, das Gotteshaus gebaut und alles so schön geworden ist, soll ich von der Gemeinde scheiden und dies alles wieder verlassen.“ In Rottenburg war Keiser im ersten Jahr zugleich Dompfarrer. Von jetzt an war es mehr der Innendienst, ein ziemlicher Teil Altenarbeit, was Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Es ist klar, daß dem neuen Domkapitular u. a. das Referat über die Bildungs- und Erziehungsanstalten übertragen wurde. Von 1880—1886 war Keiser auch Mitglied des Landtags, als Vertreter des Domkapitels. Brachten diese Jahre auch keine besonderen kirchenpolitischen Kämpfe, so waren sie doch wichtig für den späteren Bischof, da sie ihm die persönliche Fühlungnahme mit den Persönlichkeiten in der Regierung und im Landtag verschafften. Durch sein freundliches, entgegen-

Lommendes Wesen gewann er Liebe bei den Gleichgesinnten und Hochachtung bei den Andersdenkenden, und er konnte so ohne Wissen der Öffentlichkeit Wertvolles leisten für die Belange der Kirche und für ein friedliches Verhältnis zwischen Kirche und Staat, Regierung und Ordinariat.

Auch sonst leistete Reiser noch manche Arbeit von bleibendem Werte, so für den geplanten *Diözeseantekanismus*, der 1890 herauskam.

### 3. Der Weihbischof und Koadjutor

Bischof Hefele fühlte unterdessen immer mehr, wie das Alter und die geleistete Riesenarbeit seine Kräfte schwächten. Er erbat sich vom Papste einen Gehilfen nicht bloß für die Geschäfte der kirchlichen Verwaltung, sondern auch für die Ausübung der bischöflichen Weihgewalt. Auf seinen besonderen Wunsch erhielt er als Koadjutor den Domkapitular Wilhelm von Reiser. Am 4. Oktober 1886 wurde bekanntgegeben, daß Reiser *Generalvikar, Koadjutor und Weihbischof* mit dem Rechte der Nachfolge sei, und zwar auf den Titel eines Bischofs von Enos (in Thrazien). Die Bischofsweihe war am 14. November. Dem weihenden Bischof Karl Joseph von Hefele assistierten die Bischöfe von Mainz und St. Gallen. An diesem festlichen Tage machte der neue Weihbischof das Gelöbniß: „Ich will meines Amtes walten im treuen Anschluß an Bischof Karl Joseph, in seinem Geiste, in seinem Sinne und nach seinen erprobten Grundsätzen.“ So fällt denn auch während der folgenden sieben Jahre das Arbeiten des Generalvikars und Weihbischofs zusammen mit dem Wirken des Bischofs selbst. Dem Weihbischof war sein bischöflicher Herr und väterlicher Freund das Muster und Vorbild. Ihm die anstrengendsten Arbeiten abzunehmen, besonders die jährlichen Firmungsreisen, Kirchen- und sonstigen Weihen, war ein wesentlicher Teil seiner Aufgabe.

In diese Jahre fällt die wichtige und fruchtreiche Tagung der *Katholiken Württembergs* in Ulm am 23. und 24. November 1890. Gegen 20 000 katholische Männer aus allen Teilen des Landes strömten zusammen. Im ganzen achtzehn Extrazüge brachten die Massen her und wieder heim. Als Redner waren die besten Kräfte gewonnen. In sechsundzwanzig größeren Reden wurden die kirchenpolitischen Landes- und Tagesfragen behandelt (Sozialismus, konfessionelle Schule, Presse, Männerorden). Die Wogen der Begeisterung gingen deshalb hoch. Draußen tobten zwar Sturm und Wetterschauer, und der Blik schlug in den eben ausgebauten Münsterturm. Aber Landrichter Gröber meinte fröhlich: „Der Teufel wettet über unseren gelungenen Tag.“ Und Graf Rechberg er-

widerte treffend: „Er könnte Grund dazu haben.“ Ein zweiter schwäbischer Katholikentag folgte am 8. und 9. Dezember 1901, wieder in Ulm. Bei diesem wurden etwa 31 000 Eintrittskarten ausgegeben und 16 große Versammlungen gehalten.

#### 4. Der Bischof

Bischof Karl Joseph starb am 5. Juni 1893, im vierundachtzigsten Jahre seines Lebens, im sechzigsten seines Priestertums, im vierundzwanzigsten seines Bischofsamtes. Weihbischof Wilhelm hielt ihm die ergreifende Leichenrede. „Lieber möchte ich schweigen,“ so sprach er tiefbewegt, „und möchte den unsagbaren Schmerz, welcher mein Herz erfüllt, ausweinen.“ Am Schluß bittet der hohe Leichenredner in rührenden Worten: „Karl Joseph, Bischof, bleibe ein treuer Fürsprecher für mich, Deinen Sohn, den Erben Deines Hirtenstabes, sowie für Deine teure Diözese!“ Karl Joseph hinterließ also als Erben seiner Würde und seines Geistes seinen Lieblingsjünger, Weihbischof Wilhelm; ohne Wahl und ohne Aufregung hatte Rottenburg wieder seinen Bischof.

Am 11. Juli 1893 nahm Bischof Wilhelm feierlich Besitz von dem verwaisten Bischofsstuhl. Im ersten Hirtenbrief sprach er von heiligem Ernst getragene Worte: „Von dem Plaze, an dem ich bisher im Chore der Kathedrale dem öffentlichen Gottesdienste angewohnt und gebetet habe, sind es nur wenige Schritte bis zum bischöflichen Throne hinauf. Und doch ist dieser kurze Gang mir unendlich schwer geworden, so schwer, wie noch kein anderer Gang während meines ganzen Lebens. Der verewigte Bischof hat oft darauf hingewiesen, wie in den Tagen der blutigen Verfolgung regelmäßig die Bischöfe die ersten gewesen sind, welche ihr Leben für den heiligen Glauben daransetzen mußten, und wie zu allen Zeiten die Stürme, welche mit Gottes Zulassung sich gegen die Kirche erhoben haben, in erster Linie den Trägern des bischöflichen Amtes galten.“ Das also war die herrliche Berufsauffassung des neuen Bischofs. Er bekennt sich in dem genannten Hirtenbrief auch zugleich zu dem Grundsatz, den er am Tage seiner Priesterweihe sich zur unverbrüchlichen Lebensregel gemacht habe, nämlich in allem und jederzeit, auch wenn es ihn schwere Opfer kosten sollte, dem Willen der von Gott gesetzten Obern freudig und ohne Widerstreben sich fügen zu wollen.

Solchen Vorfällen entsprachen die Taten. Erste Sorge des Bischofs Wilhelm war die um einen tüchtigen, wissenschaftlich und ästhetisch gut vorgebildeten Klerus. Im ersten Hirtenschreiben an die Geistlichen ruft er diese zur wahren, treuen Hirtenliebe auf; wenn sein Vorgänger die

Diözese in blühendem Zustand hinterlassen habe, so sei das die Frucht der Treue und Mithilfe der Priester. Im Verkehr mit den Geistlichen kam ihm wesentlich zugute, daß er fast alle bereits persönlich kannte, von seiner Direktorzeit oder seinen Firmungsreisen her. Da gab es denn nichts Steifes, Nur-Amtliches. Der Bischof wollte sein und war der geistliche Vater, weniger der hierarchische Vorgesetzte. Darum war sein Umgang freundlich, herzlich und liebenswürdig. Für die genaue Kenntnis der Personen und Verhältnisse kam ihm sein staunenswertes Gedächtnis sehr zustatten. Er vergaß keinen wieder, den er einmal gesehen.

Eine Haupt Sorge galt der Diaspora. Die Nachwelt gab deshalb unserem Bischof den Ehrennamen „Apostel der Diaspora“. Von den über vierzig Kirchen und Oratorien, die 1886 bis 1898, also unter Bischof Wilhelms Einfluß, erbaut und von ihm geweiht worden sind, stehen zweiunddreißig in Diasporaorten. Von den Baukosten ging der größere Teil durch des Bischofs Hand, ein großer Teil aber floß aus seinen persönlichen Mitteln. Eben für die Diasporakatho-

liken schuf Bischof Wilhelm eine große Zahl ständiger oder vorerst unständiger Seelsorgestellen. Auch sorgte er, wo immer möglich, für Errichtung von katholischen Schulen an solchen Orten.

Als Freund und Kenner der kirchlichen Kunst — auch bei den Fachleuten galt er hier als Autorität — lag ihm viel daran, daß die neuen Kirchen, soweit es möglich war und der Zeitgeschmack es verstand, künstlerisch gebaut, die erneuerungsbedürftigen würdig wiederhergestellt wurden. Der Dom in Rottenburg wurde 1895 bis 1897 einer höchst nötigen Erneuerung unterzogen, ebenso die Wallfahrtskirche im Weggental. Dem Diözesankunstverein brachte der Bischof, wie sein Vorgänger und seine Nachfolger, ganz besondere Liebe entgegen.

Die Beziehungen zwischen Kirche und Staat wollte Bischof Wilhelm,



Konvikt Ehingen

ganz in Übereinstimmung mit seinem persönlichen Wesen, in ruhigen, friedlichen Bahnen wissen.

Der Bischof ist der erste Seelsorger seiner Diözese. In seinem ersten Hirtenbrief entwickelt er gleichsam ein Programm seiner Tätigkeit. Bischof Keiser hatte darin versprochen, das teure Erbe seiner drei Amtsvorgänger zu bewahren, um es in ebenso blühendem Zustande, wie er es übernehme, dereinst anderen Händen anzuvertrauen. „Mit treuer Hirtenforge will ich pflegen all das Edle und Schöne, das unter uns vorhanden ist, die zahlreichen kirchlichen Vereine, die blühenden Institute für Pflege der heiligen Wissenschaft, die Häuser und Anstalten, in denen die christliche Liebe waltet zur Linderung fremder Not und fremden Elends. Dabei lebe ich der zuversichtlichen Hoffnung, daß es mir gelingen möge, auch dasjenige, was zur vollen Entfaltung des kirchlichen Lebens noch fehlt, mit der Hilfe von oben unserer geliebten Diözese geben zu können.“ Dann hatte er sich an die Eltern gewandt. Der Glaube möge vor allem gepflegt werden im Heiligtum der Familie. Unter allen Vereinen scheine ihm der Verein zu Ehren der heiligen Familie einer der zeitgemähesten und segensreichsten. Diese Gedanken führte er nun in den Fastenhirtenbriefen der fünf folgenden Jahre näher aus. Er sprach zu seinen Diözesanen in ernststen, gemütvollen, väterlichen Worten über das alte und ewig neue Thema der Missions- und Fastenpredigten: Rette deine Seele! (1894), über die Sorge für die heranwachsende Jugend (1895), über den Segen der christlichen Familie (1896), über die Vorbereitung auf eine gute, christliche Ehe (1897) und endlich über die Sorge der Eltern für die Kinder, die draußen in der Fremde allen Gefahren der Welt preisgegeben sind (1898).

Eine Herzensangelegenheit war für den Bischof der Wunsch nach Ordensleuten. Wie die Geschichte früherer Bischöfe zeigt, hatte sich die Regierung in immer gleicher Starrheit gegen die Zulassung auch nur einiger Männerklöster widerspenstig gezeigt. Wenn nun der Bischof diesen Starrsinn zu überwinden versuchte, so wußte er sich einig mit der ganzen Diözese. Die ganze Diözese horchte deshalb freudig auf, als er am 4. Oktober 1894 nach Einweihung der alten Kapuzinerkirche in Neccarfulm die freimütigen Worte sprach, „daß durch denselben allmächtigen Hauch Gottes, welcher in den Leichnam des alten Heiligtums wieder Leben gebracht, auch bald jene Toten wieder auferweckt werden, welche an diesen Orten jahrhundertlang gewirkt und Segen verbreitet haben“. Die Zentrumsfraktion brachte im April 1898 einen „Initiativantrag“ im Landtag ein mit den beiden Forderungen: verfassungsmäßige Sicherung der konfessionellen Schule und Zulassung einiger Männerorden. Wochenlang wurde debat-

tiert. Im gegnerischen Lager löste der Antrag „Kulturkampfmuß“ aus. Die Regierung ließ ein schroffes „Unannehmbar“ merken. Der Universitätskanzler Weizsäcker begründete die ablehnende Stellung sonderbar: es sei nur gut, wenn die Regierung frei darüber befinden könne, ob und wann Orden zuzulassen seien. Der Staat habe die Pflicht, auf die in letzter Zeit eingetretene Verschärfung der konfessionellen Gegensätze zu achten. Man stehe in Württemberg noch immer im Prozesse des Zusammenwachsens der evangelischen und katholischen Landesteile zu einem (evangelischen?) Staatswesen. Darum müsse man alles vermeiden, was die vorgeschrittene Assimilierung stören könnte.

Die Abstimmung (59 „Nein“ gegen 23 „Ja“) geschah an dem Tage, da Bischof Wilhelm als Leiche in seine Bischofsstadt zurückgebracht wurde.

### 5. Das unerwartete Sterben

Das Jahr 1898 war reich an Erinnerungen für unsere Diözese. Man konnte den 1500jährigen Todestag des Diözesanpatrons St. Martinus begehen. Neunzig Jahre waren verflossen seit den ersten Bemühungen um Errichtung eines Landesbistums. Sechzig Jahre waren vergangen seit der Inthronisation des ersten Bischofs Keller, vierzig Jahre war es her seit der Amtseinfegung des zweiten Bischofs Lipp. Und im gleichen Jahre häuften sich auch die traurigen Ereignisse. Zwei ehrwürdige Domherren (Wüllenbücher und Rieß) sanken ins Grab. Und zweimal klagte das Trauergeläute in der ganzen Diözese ob des Todes ihres Bischofs.

Bischof Wilhelm trat am 1. Mai, anscheinend gesund, seine Firmungsreise an. In Gmünd, Mögglingen, Abtsgmünd und Wafferaltingen waren Firmungsstationen. Am 9. Mai traf er in Ellwangen ein, festlich und freudig begrüßt. Am 10. Mai spendete er den Firmlingen aus der Stadt, am folgenden Tage denen aus einer Reihe anderer Orte — diesmal etwa 1200 — das Sakrament der Lebensweihe. Auf den Vormittag des 12. Mai war die Heimreise festgesetzt. Da überfiel den schon lange Magenleidenden am Abend des 11. Mai eine heftige Magenblutung, und gegen neun Uhr gab er seine edle Seele in die Hand des Schöpfers zurück, umgeben von den Geistlichen der Stadt, in deren Gebete er noch einstimmen konnte. Am Tag nach seinem vierundsechzigsten Geburtstage, 14. Mai, wurde der tote Bischof nach Rottenburg zurückgeführt. Am 16. Mai war die Beisetzung in der Bischofsgruft zu Sülchen. Domkapitular Einsenmann hielt dem Freunde die rührende Leichenrede, Bischof Haffner von Mainz, ein geborener Horber, hielt das Pontifikalrequiem und nahm die Beisetzung

vor. Außer Tausenden anderer Trauergäste nahmen gegen vierhundert Geistliche an der Trauerfeier teil.

Die Heimatgemeinde Egesheim hatte schon am 14. Mai eine Totenfeier veranstaltet. Aus eigenem Antrieb und auf Anregung der Geistlichen des Landkapitels Spaichingen ehrte die Gemeinde ihren großen Landsmann durch ein Denkmal: eines der Kirchenfenster trägt sein Bild in Lebensgröße (1899 von Fugel und Gmünd).

Um diese Zeit waren von den fünf Bischofsjäten der Oberrheinischen Kirchenprovinz vier verwaist: Freiburg, Rottenburg, Limburg und Fulda.

Sollen wir Wesen und Eigenart des verewigten Bischofs Wilhelm mit kurzen Strichen zeichnen, so bedienen wir uns hierbei passend der Worte seines vertrautesten Freundes, Leichenredners und Nachfolgers, F. K. Vinzenmann. Er rühmt dem Entschlafenen herrliche Tugenden nach: seltene Selbstlosigkeit, ungeheuchelte Demut, die alles äußere Hervortreten vermied, wo dies nicht durchaus nötig war; allem Prunk und Hofstaat war er abhold; sein Leben und seine Wohnung waren eingerichtet nach den Grundsätzen des einfachsten Priesters; im bischöflichen Amte nahm er nur die Arbeiten und Sorgen, nicht die äußeren Ehrungen für sich in Anspruch; hervorragend waren seine Arbeitskraft und Arbeitslust; tiefe Frömmigkeit, reinste Herzensgüte, unbegrenzte Wohltätigkeit zierten ihn. Er starb, ohne irdische Güter zurückzulassen. An Wertfachen hinterließ er nur seine „Orden“, die er im Leben nur ungern und selten trug.

Was Bischof Wilhelm am Sarge seines großen Vorgängers Karl Joseph als dessen Wahlspruch rühmte, das paßte auch auf ihn selbst: „Wer mit Segen in seinem Berufe wirken will, muß ihm mit ganzer Seele angehören.“

Vinzenmann, F. K., Trauerrede auf den hochseligen Bischof von Rottenburg Dr. Wilhelm von Keiser, 16. Mai 1898.  
C. (Kümmel), Bischof Dr. Wilhelm von Keiser, Nachruf im „Deutschen Volksblatt“ 1898, Nr. 107, 108, 112, 113.



Kirche in Strassdorf



Dr. Franz Xaver von Linsenmann, erwählter Bischof von Rottenburg



## Bischof Franz Xaver von Linsennmann

Die katholischen Geistlichen, und so auch unsere Bischöfe, stammen zum großen Teil aus den niederen Volkstreiben. Das ist kein Nachteil. So kennt der Seelsorger von Haus aus das Volk, seine Bedürfnisse, sein Denken und Fühlen, er lebt und arbeitet mit dem Volk und für das Volk, vom Volk getragen, dieses wieder stützend und führend.

Franz Xaver Linsennmann ist als Sohn eines Schuhmachermeisters in Rottweil geboren am 28. November 1835\*). Die Familie ist verwandt mit dem letzten Prior des 1803 aufgehobenen Rottweiler Dominikanerklosters. Wenn es unserem Rottweiler Kind auch nicht vergönnt war, den Bischofsstuhl wirklich zu besteigen, so wollen die Katholiken Württembergs doch etwas wissen aus dem Leben ihres fünften Bischofs.

### 1. Der theologische Lehrer und Gelehrte

Die ausgezeichneten Anlagen und das lebhafte Ehrgefühl machten den jungen Franz Xaver zum geborenen Studenten. Das Gymnasium machte er in seiner Heimatstadt durch. Als Theologiestudent in Tübingen bearbeitete er eine Preisaufgabe der theologischen Fakultät mit vollem Erfolg. Der Preis fiel aber durchs Los seinem Mitbewerber und Freund Wilhelm Reiser zu. Es ist ganz merkwürdig, wie die beiden Freunde fünfzig Jahre lang in Studium, Beruf und persönlicher Beziehung nebeneinander hergingen, bis hinaus zu Todesjahr und Todesart. „Wir waren wie zwei Sterne, die in nachbarlichen Bahnen wandeln, sich anziehen, dann auch einmal sich abstoßen und dann sich wieder anziehen“, sagte Linsennmann in der Leichenrede auf Reiser.

Am 10. August 1859 wurde er zum Priester geweiht. Sein erstes prie-

\*) Franz Xaver war das älteste von dreizehn Geschwistern; elf davon starben im zarten Kindesalter. Die Heimatstadt Rottweil gedenkt, heuer, im Jahr des Bistumsjubiläums und der dreißigsten Wiederkehr des Todestages, Linsennmann durch ein Denkmal zu ehren.

sterliches Wirken begann er als Vikar in D e r n d o r f. Im Jahre 1861, am 29. Oktober, wurde er als Repetent ans Wilhelmsstift in T ü b i n g e n berufen. Achtundzwanzig Jahre lang blieb Linsennann nun Lehrer und Erzieher der für den Priesterstand bestimmten Jugend. Im April 1867 wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie und im folgenden Monat zum Lizentiaten der Theologie ernannt. Er hatte zunächst das von Professor Aberle abgegebene Fach der Moraltheologie zu übernehmen. Am 11. Juni 1872 wurde er ordentlicher Professor für Moral und Pastoral. Dazwischen, im Sommer 1867, machte er zusammen mit Reiser eine Studienreise an die bedeutenderen theologischen Lehranstalten Deutschlands und Österreichs (Berlin, München, Wien, Innsbruck). Tüchtig und vielseitig vorgeschult, konnte der junge Professor den Lehrstuhl besteigen. Er hatte eine sehr hohe Auffassung von seinem Lehramte. Im einundfünfzigsten Jahrgang der Tübinger Theologischen Quartalschrift (1869) schreibt er: „Einer akademischen Zuhörerschaft ist der Lehrer das Höchste schuldig, was er innerhalb der durch Zeit und Raum gegebenen Grenzen zu leisten vermag. Die akademische Jugend soll nicht bloß abgerichtet, sie soll geistig erhoben und gefördert werden. Wichtiger, als sich zu den Zuhörern herabzulassen, ist es, daß der Lehrer die Zuhörer zu sich emporziehe, ihnen hohe Ziele zeige, damit sie lernen, selbst Fragen zu lösen, anstatt sie als schon gelöst sich vorlegen zu lassen. Soll der katholische Klerus an der Spitze der geistigen Kultur stehen, so muß er gehärtet und gestählt werden in eigener geistiger Arbeit.“

Überaus bedeutsam ist die Frucht der schriftstellerischen Begabung Linsennanns. Seine gründlichen Kenntnisse auf allen Gebieten, in Dogmatik, Dogmengeschichte, Philosophie, vor allem in der Ethik und Moral, konnte er hier aufs beste verwerten. Als Grundsatz galt ihm: „Der Mensch muß Original sein, nicht bloß Kopie.“ So tragen alle seine Arbeiten den Stempel der Selbständigkeit in Forschung und Auffassung. Allein die Theologische Quartalschrift birgt in mehr als zwanzig Jahrgängen etwa dreißig größere Abhandlungen aus seiner Feder. Dazu war er noch fleißiger Mitarbeiter am Bonner Theologischen Literaturblatt, der Literarischen Rundschau, dem Kirchenlexikon, der Allgemeinen Deutschen Biographie. Seine Arbeiten blieben von dauerndem Wert, weshalb man vor fünfzehn Jahren begann, sie in Buchform neu herauszugeben. Linsennanns Haupt- und Lebenswerk ist sein 1878 erschienenenes „Lehrbuch der Moraltheologie“. Hier zeigt sich seine Eigenart in Auffassung und Darstellung im besten Licht. Das Werk sucht die christlichen Grundsätze, besonders auch bezüglich der neuzeitlichen Fragen der Sittenlehre, auszubauen. Der Verfasser schreibt selbst im Vorwort: „Es hieße ein wesentliches Ele-

ment des Unterrichts verkennen, wenn man nicht der Einzelpersönlichkeit ein Recht der Originalität zuerkennen wollte. Wer nicht eine bestimmte Individualität einsetzen kann, wird es zu einem anregenden und belebenden Unterricht schwerlich bringen.“

Im Studienjahr 1887/88 bekleidete Professor Vinszenmann das höchste akademische Amt eines Rector Magnificus der Universität. Eine Frucht hiervon ist seine Rektoratsrede: „Die sittlichen Grundlagen der akademischen Freiheit“. An wichtigen Schriften aus seiner Feder wären noch zu nennen: „Michael Bajus und die Grundlegung des Jansenismus“ (1867); „Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckharts (1873); „Konrad Summenhart“ (1877). Eine Biographie des Bischofs Karl Joseph Hefele ist leider unvollendet und ungedruckt geblieben.

## 2. Der Berater und Helfer zweier Bischöfe

Nach zweiundzwanzigjähriger Tätigkeit als akademischer Lehrer wurde der berühmte und gefeierte Professor von Vinszenmann zum Domkapitular ernannt, es war am 29. September 1889. Schwer ging ihm der Abschied von der Universitätsstadt, von Lehrstuhl und Studentenschaft. Und lange soll ihm das Heimweh nach Tübingen nachgegangen sein. Aber auch in den neuen Aufgaben, der Teilnahme an der Diözesanverwaltung, fand sich der ebenso gewandte und praktisch veranlagte wie gelehrte Priester rasch zurecht. Das Domkapitel sandte ihn von 1895 an als seinen Vertreter in den Landtag. Von den kirchenpolitischen Fragen erregte während dieser Zeit, wie schon oben bei Bischof Keiser erwähnt, besonders die verfassungsmäßige Genehmigung der Zulassung einiger Männerklöster die Geister aufs heftigste. Vinszenmann hatte hier schon sehr gründlich gearbeitet durch seine im Auftrag des Bischöflichen Ordinariats verfaßte, umfangreiche und ausgezeichnete „Denkschrift über die Frage der Männerorden in Württemberg“, die im Jahre 1892 erschien. Einen greifbaren unmittelbaren Erfolg hatten weder Schrift noch Wort. Im Plenum übte Vinszenmann große Zurückhaltung. Durch seine Mäßigung, Friedensliebe und Versöhnlichkeit nötigte er auch den politischen Gegnern Achtung ab.

## 3. Der erwählte Bischof

Zehn Wochen nach dem allzurasthen Hinscheiden des Bischofs Wilhelm wurde am 20. Juli 1898 einstimmig zum fünften Bischof von Rottenburg der Domkapitular von Vinszenmann gewählt. Für die Diözese war das keine Überraschung. Die Wahl löste vielmehr bei Geistlichkeit und Volk

freudigen Anklang aus. Am 5. September erfolgte die Präkonisierung (Bestätigung der Wahl) durch den Papst. Die Freude auf die baldige Bischofsweihe und Inthronisation wurde aber jäh gestört. Am 4. September hatte sich das Gerücht verbreitet, im Befinden des zu Lauterbach bei Schramberg zur Kur weilenden hohen Herrn sei eine plötzliche Verschlimmerung eingetreten. Der Bistumsverweser dementierte zwar am anderen Tag die Meldung. Aber schon am 6. September stand in den Zeitungen von „latenter Brustfellentzündung“ und Atemnot; doch war beigelegt, daß die Ausheilung einen normalen Verlauf nehme. Aber am 14. September mußte der Kranke operiert werden; es hieß zunächst, die Operation sei „glücklich verlaufen“, es sei „begründete Hoffnung, daß der Patient noch im Laufe der Woche nach Rottenburg zurückkehren“ könne. Für die Rückreise wurde auch schon der 22. September in Aussicht genommen. Und der Bischof kam, aber als Leiche! Denn am 21. September gegen Mittag starb er plötzlich infolge einer Lähmung, nachdem er nochmals die heilige Wegzehrung empfangen hatte. Sein letztes Wort war: „Ruhe!“ Fast dreiundsechzig Lebensjahre und über neununddreißig Priesterjahre hatte er erreicht.

Ein wahrhaft tragisches Geschick waltete über der Diözese! Statt auf den Thron mußte das Domkapitel den erwählten Bischof nun zur Gruft führen. „Wir beugen uns,“ schrieb der Kapitularvikar an die Diözesanen, „unter die mächtige Hand desjenigen, dessen Gedanken über unseren Gedanken und dessen Wege über unseren Wegen sind.“ Am 26. September war das Leichenbegängnis. Bischof Haffner von Mainz hielt die Gedächtnisrede, Bischof Höhl von Augsburg das Pontifikalrequiem. Auch der Bischof von Sachsen, Dr. Ludwig Wahl (ein geborener Waldseer), war erschienen. Mehr als zweihundertfünfzig Geistliche nahmen teil an der traurigen Prozession nach Sülchen hinaus.

Wahrhaft rührend und ergreifend sind die Worte, die der erwählte Bischof während seiner Krankheit, am 26. August, seinem Testament angefügt hatte, und die der hohe Leichenredner im Dom bekanntgab: „Alle, welche das Vorstehende lesen oder vorlesen hören, sollen wissen, daß ich in den Tagen der Abfassung dieses Testamentszettels lang und schwer gelitten, mein Leiden aber und mein Leben aufgeopfert habe in Vereinigung mit dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi zur Sühne für meine Sünden und in der Hoffnung, daß der liebe Gott der Diözese Rottenburg einen besseren Hirten und Bischof sende, als ich es hätte werden können. Mögen meine Feinde, wenn ich deren haben sollte, mir verzeihen, meine Freunde meiner gedenken, alle aber für mich beten! Ich kann noch nicht mit bischöflichem Segen die Diözese segnen, aber aus dankbarem Priester-

herzen kann ich Gottes besten Segen herabflehen auf alle, die mir Wohltaten erwiesen, Freundschaft erzeigt und mir Gutes gewünscht haben.“ So spricht und schreibt, so lebt und stirbt der Lehrer der christlichen Moral, der katholische Bischof.

Zur Würdigung des teuren Entschlafenen soll noch eine neutrale Stimme, der „Staatsanzeiger für Württemberg“, das Wort haben. „Die Geistlichen und Laien der Diözese,“ so heißt es hier, „dürfen mit Recht das so jäh dahingegangene geistliche Haupt betrauern. Denn er war ein Mann, dem allgemeines Vertrauen entgegengebracht wurde, ein durch Gelehrsamkeit, kirchliche Gesinnung sowie durch persönliche Tugenden gleich ausgezeichnete Priester, der zur Leitung der großen Diözese ganz vorzugsweise geeignet erschien.“

**Haffner, L.**, Gedächtnisrede auf den Hochwürdigsten Herrn Dr. Fr. X. von Vinsennmann, erwählter und präkonisierter Bischof von Rottenburg, 26. September 1898.

**Roch, A.**, Bischof Dr. Fr. X. von Vinsennmann (Theologische Quartalschrift 81 [1899], S. 375—396).



Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler



## Bischof Paul Wilhelm von Keppler

Was würde Bischof Keppler selig sagen, wenn zu den verschiedenen Büchern und den zahllosen Artikeln über ihn nun noch eine weitere Lebensbeschreibung kommen soll? Er war kein Freund von Gelegenheits- und Jubiläumsschriften. Während des Krieges äußerte er über die allzuvielen Kriegsschriften: wenn die Welt einmal untergehen soll, dann kommen gewiß noch ein paar Verfasser und Verleger zum Herrgott mit der Bitte: sei so gut und warte noch ein wenig; wir müssen doch vorher noch ein Buch über die Sache herausbringen. — Ob es uns nicht ähnlich ginge? Aber zulezt würde uns der gute Bischof trösten: tut halt, was ihr nicht lassen könnt, aber macht's gnädig mit mir!

Freilich kann es nur Weniges sein, Splitter und Späne, was wir auf dem kleinen Raum über den großen, wenn nicht größten Bischof des Schwabenlandes bieten können.

### 1. Die Leuchte der Wissenschaft

Im kunstreichen und kunstfreudigen Gmünd\*) wurde Paul am 28. September 1852 geboren als das zweite unter den sieben Kindern des Gerichtsnotars Keppler. Gmünd, Ehingen, Tübingen und Rottenburg sind die Stationen seines Werdegangs. Als Student in Tübingen bearbeitete er (1873/74) die homiletische Preisaufgabe mit glänzendem Erfolg. Nach der Priesterweihe, am 2. August 1875, schickte ihn sein Bischof als Vikar nach Ulm, dann nach Gmünd. Schon am 3. November 1876 wurde er Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen. Diesem Kollegium, das unserer Diözese seit ihrem Bestehen den gelehrten Nachwuchs lieferte, gehörten von den sieben Bischöfen alle außer den beiden ersten an, von den Professoren der katholisch-theologischen Fakultät die allermeisten seit 100 Jahren. Am 27. Oktober 1880 wurde Keppler Stadtpfarrer in Cannstatt, einer schon damals stattlichen Diasporagemeinde mit 1432 See-

\*) Eine Straße in Gmünd trägt seit 1925 den Namen „Bischof-Keppler-Straße“.

len (1821 lebten dort erst 17 Katholiken, 1840: 60, 1860: 393, 1910: 6473, 1925: 7643). Der Weggang von Tübingen bedeutete aber nicht den Abschied von der Wissenschaft.

Schon nach zweieinviertel Jahren kehrte der junge Gelehrte, dessen Fähigkeiten erkannt und gewürdigt wurden, als Professor für neutestamentliche Exegese nach Tübingen zurück (ernannt am 4. Januar 1883, erst etwas über dreißig Jahre alt). Die nächsten Jahre gehören der begeisterten, fruchtbaren Arbeit am „Buch der Bücher“. In einem Aufsatz nennt Keppler die Heilige Schrift den frischen, nie versiegenden Quellstrom großer und fruchtbarer Gedanken. „Es ist ja wahrlich nicht bloß schöne Redeweise und nicht Übertreibung der Begeisterung, daß kein Buch der Heiligen Schrift gleichkomme im Reichtum an zeugungsfähigen, fruchtreichen Gedanken. Das Lesen der Heiligen Schrift ist Umgang mit Gott, der grundlosen Weisheit, dem Urquell aller Ideen.“ Das wissenschaftliche Hauptwerk jener Jahre ist das Buch „Unseres Herrn Trost, Erklärung der Abschiedsreden und des hohenpriesterlichen Gebetes Jesu“ (1887). Außerdem brachte fast jedes Jahr eine oder mehrere Gaben aus seiner Feder. Im Herbst 1889 übernahm Keppler den Lehrstuhl für Moral und Pastoral an Stelle des als Domkapitular nach Rottenburg berufenen Professors von Vinsennmann. Jetzt war Keppler so ganz in „seinem Fach“: Vorbildung der jungen Theologen für den Beruf, besonders für die Ausübung des Predigtamtes. Die Predigt ist ja ein gar wichtiger Teil der Seelsorge, Quelle des christlichen Geistes, Erfrischungsbrunnen und Verjüngungstrank des christlichen Lebens. Was Professor Keppler anstrebte, war nichts Geringeres als eine Reform und Erneuerung des Predigtwesens. Das Mittel sah er in der Wiederbelebung und Pflege der Homilie oder Schriftpredigt.

„Nur die Homilie kann eigentlich der Erklärung der Schrift obliegen. Nur die Homilie kann ihrer ganzen Anlage nach das Volk in die Heilige Schrift einschulen und es zur richtigen Lesung derselben anleiten . . . Die Predigt ohne Homilie steht in Gefahr, zu einseitig, logisch, schulmäßig zu werden und zum Schaden der Salbung, der wahren Popularität, des echten Stils heiliger Beredsamkeit die Fühlung mit der Schrift zu verlieren.“

Die homiletischen Seminariübungen, die Keppler hielt, fanden solchen Anklang, daß hierzu der Speisesaal des Wilhelmsstifts, der größte Raum des Hauses, genommen werden mußte.

Als Morallehrer suchte Professor Keppler seine Wissenschaft ganz auf die Bedürfnisse der Gegenwart einzustellen, als würdiger Nachfolger von Vinsennmanns. Seine Vorlesungen zeigten den Wert und Segen, der

einem gesitteten, christlichen Leben innewohnt, sie lehrten die Zuhörer, die Gebote und Pflichten als Ausfluß der göttlichen Liebe zu betrachten, nicht bloß als Befehle der göttlichen Herrschergewalt. Er vergaß auch die sozialen Fragen nicht, die Gefahr des fortschreitenden Industrialismus, die Arbeiternot, die Wohnungsfrage. Daß sein Ruf als Gelehrter bald über die Landesgrenzen hinausdrang, zeigt seine Berufung nach Freiburg auf den Lehrstuhl der Moral und Pastoral (im Herbst 1894). Keppler knüpfte an die Zusage die Bedingung, auch in Freiburg ein homiletisches Seminar einrichten zu dürfen. Seine dortige akademische Antrittsrede über „Das Problem des Leidens“ erschien auch im Druck und brachte es auf neun Auflagen. Seine in Freiburg entstandene homiletische Schrift „Die Adventsperikopen“ erreichte sechs Auflagen. Neben den Schriften aus den eigentlichen Hauptfächern erschienen noch zahlreiche Aufsätze und Artikel aus den Gebieten der Literaturkritik und der Kunst, worin der Verfasser sich ebenfalls erweist als zuständigen Beurteiler und gerechten Kritiker wie als kundigen Führer und Pfadweiser. Rückschauend können wir nur mit staunender Bewunderung die lange Reihe der während der akademischen Tätigkeit Professor Kepplers gereiften literarischen Früchte zählen und genießen.

## 2. Der Hohepriester und apostolische Hirte

Das Jahr 1898 bettete zwei Rottenburger Bischöfe in die stille Gruft von Sülchen. Am 11. November, dem Tag des Patrons unserer Diözese und Bischofskirche, trat das Domkapitel zur Neuwahl zusammen. Die Stimmen vereinigten sich auf Professor Paul Keppler. „Die Wahl ist mit allen Stimmen auf ihn gefallen“, konnte der Dompfarrer, Domkapitular Walser, der harrenden Menge bekanntgeben. Das sofort gesungene Te Deum fand freudigen Widerhall im ganzen Land. Der Neugewählte, der als Bischof den Namen Paul Wilhelm führte, schrieb an den päpstlichen Nuntius in München: „Die Erwählung zum Bischof von Rottenburg hat mein Herz mit nicht geringer Bangigkeit erfüllt; doch habe ich, Gottes Willen erkennend, mit dem Patron dieser Diözese, dem heiligen Martinus, gesprochen: Herr, wenn ich deinem Volke notwendig bin, so weigere ich mich der Arbeit nicht.“ Ebenso äußerte er sich in seinem ersten Schreiben an die Geistlichkeit. Den Rottenburgern dankte er für ihre Glückwünsche: „Wenn ich Ihr Mitbürger werden soll, so sollen die Einwohner Rottenburgs, ihre Sorgen und Anliegen, ihre Armen und ihre Kranken, so soll der Stadt Wohl und Wehe einen besonderen Platz in meinem Herzen haben.“ Am 18. Januar 1899 war Bischofsweihe und In-

thronisation. Die Weihe nahm Erzbischof Körber von Freiburg vor, dem die Bischöfe von Augsburg und Mainz assistierten. Ferner waren erschienen die Bischöfe von Fulda, Limburg und Dresden, der Erzabt von Beuron, der Abt von Mehrerau, auch etwa 300 Geistliche aus der Diözese, zum guten Teil ehemalige Schüler des neuen Bischofs.

Bischof Paul Wilhelm fand eine Diözese vor, die 650 000 Seelen mit 688 Pfarreien und 15 Pfarrverweşereien zählte. Siebenundzwanzig



Schöntal

Von der Trappen

Jahre später, am Ende seines Wirkens, hinterließ er 800 000 Schäflein in 722 Pfarreien und 28 Pfarrverweşereien bezw. Expositurvikariaten.

Mit Gott ging er an die neuen, großen Aufgaben, ans Werk der apostolischen Arbeit. Bischof Keppler blickte tief und hielt die Hand fest am Puls der Zeit. Er urteilte über unser Zeitalter: „Welch ein Geschlecht! Voll Neugier und Wissensgier in weltlichen Dingen, der ewigen Wahrheit gegenüber interesselos und stumpfsinnig; von instinktiver Abneigung gegen alles, was an Autorität, Gesetz, Ordnung, Herkommen erinnert; voll lächerlicher Furcht, in der freien Selbstbestimmung behindert zu werden, und dabei kindisch unfähig, sich selber zu bestimmen, von Stimmungen und Launen abhängig, krankhaft zweifelsüchtig und kritisierlüchtig; oberflächlich und sprunghaft im Denken, Wollen und Tun, nervenüberreizt und empfindsam, fiebernd nach Zerstreuung, Belustigung, Veränderung der Lage; dem Ernst des Lebens feig ausweichend; in Leiden und

Ungemach zornig ausschlagend oder weibisch winselnd; innerlich unbefriedigt, sich selbst zur Qual, dabei so wenig geneigt, Belehrung und Hilfe anzunehmen.“ Der moderne Mensch sei an Herz und Seele müde und matt besonders in seinem religiösen Leben. Doch vor der verderblichen Krankheit des Pessimismus warnt der Bischof eindringlich schon in seinem ersten Schreiben an die Seelsorger. Das sei ein schlimmes Gift, vergrößere die Schwierigkeiten, ertöte alle Berufsfreudigkeit, sei Feind des christlichen Glaubens, Hoffens und Liebens. Daß unser Zeitalter das schlimmste von allen sei, könne niemand sagen.

In den zahlreichen folgenden *Hirtenbriefen* führt unser Bischof ein hochgespanntes Programm neuzeitlicher Seelsorge vor und führte es durch. Die jedesmal mit Spannung erwarteten Fastenhirtenbriefe behandeln die Fragen: 1899: Trost im Leiden; 1900: Unsere Glaubensgenossen in der Diaspora; 1901: Jesus Christus, Gottessohn und Gottmensch; 1902: Trunksucht und Unmäßigkeit; 1903: Katholischer Glaube und Bildung; 1904: Unbefleckte Empfängnis; 1905: Christenlehre; 1906: Arbeit und christlicher Glaube; 1907: Arbeit und Hoffnung; 1908: Arbeit und Gottesliebe; 1909: Arbeit und Nächstenliebe; 1910: Altarsakrament; 1911: Kinderkommunion; 1912—1914: Hl. Messe; 1915: Das Gottesgericht des Krieges; 1916: Meiden, Leiden, Streiten; 1917: Rette deine Seele! 1918: Was fördert den Frieden? 1919: Rette deine Seele, rette die Seele deines Kindes, rette die Seele deines Volkes; 1920: Christenlehre; 1921: Der Sonntag, ein Schwerbeschädigter des Krieges; 1922: Bußsakrament; 1923: Leidensbereitschaft und Leidensnachfolge; 1924: Vorrang der Liebe vor außerordentlichen Gnaden; 1925: Wesen, Würde und Bedeutung des Priestertums; 1926: Jubiläumsablaß.

Noch klingen uns des Bischofs ernste Worte nach *Kriegsausbruch* in den Ohren: „Wir lebten im Frieden und gedachten in friedlicher, froher Erntearbeit die Früchte unserer Fluren einzuheimsen, da haben mit einemmal die Schrecken des Krieges uns überfallen. Wie eine schwarze Wetterwolke zog es herauf über unser Vaterland und ganz Europa. . . Unendlich Schweres steht uns bevor. Wenn dieser Krieg zum vollen Ausbruch kommt, wird er über ganz Europa Ströme von Blut und Tränen bringen, wird er selbst bei gutem Endausgang für unser Vaterland eine schwere Heimsuchung werden.“ Und dann kamen während der langen Kriegsdauer erschütternde Mahnungen des Bischofs zu Buße und Gebet, Einkehr und Umkehr, zu seelischer Kriegsbereitschaft; Aufrufe zu Triduen (1915, 1916, 1918), zu Frauenexerzitien (1916), zu einem Frauentag (1918). Aus manchen Kriegskundgebungen der deutschen Bischöfe merkt man die Feder und die Stimme des Rottenburger Ober-

hirten deutlich heraus. Mit andern Männern des Geistes und des Wortes gab unser Bischof „Das Schwert des Geistes“ und „Waffen des Lichtes“ heraus. Den fürs Vaterland Gefallenen widmete er die tief-ernsten Schriften „Deutschlands Totenklage“ und „Unsere toten Helden und ihr letzter Wille“. Mit schwerem Herzen mußte der Bischof (1917) in die Beschlagnahme und Enteignung der Kirchenglocken willigen. Die Katholiken des Landes haben übrigens bei dieser traurigen Kriegspflicht redlich das ihrige getan. Sie lieferten 475 847 Kilogramm Glockenmetall ab; die evangelische Seite 470 984 Kilogramm, also etwas weniger, obwohl sie zwei Drittel der Einwohner des Landes stellt.

Nach dem Kriege, da alle Begriffe verwirrt und alle Fundamente wankend geworden waren, galt es, mit Tatkraft und Klugheit zu klären und zu stützen. Auf der Diözesansynode in Rottenburg (7. und 8. Oktober 1919) sprach der Bischof: „Es schlägt in diesem Saal kein Herz, das nicht von Sorgen belastet wäre und nicht leiden würde unter dem Atmosphärendruck der furchtbaren Katastrophen der letzten Monate und des entsetzlichen Geschehens, das über unser Volk und Vaterland gekommen ist. . . . Die Schwierigkeiten und Hindernisse der Seelsorge ergeben sich aus den Nachwehen des langen Krieges mit seinem Blutverlust, seiner Aushungerung, seiner Überanstrengung und Entkräftung des ganzen Volkskörpers. Ferner aus dem unglücklichen Kriegsausgang mit seinem seelischen und moralischen Zusammenbruch; sodann aus dem Jammerfrieden mit all seiner Verdemütigung, Verarmung, Entrechtung und Knechtung. . . . Wie wird es der armen Diaspora ergehen; das Herz blutet einem, wenn man daran denkt. . . . Aber der Verzagttheit muß man wehren; in sich und bei andern. Sie ist nicht begründet; sie macht den Fehler, daß sie lediglich auf die dunklen Punkte am Horizont der Zukunft hinstarrt. . . . Jetzt heißt es: wir haben keine Zeit, müde zu sein. Nur jetzt nicht nachlassen! Nur jetzt keinen Sekundärbetrieb einführen wollen (in der Seelsorge) oder alles wieder zurückleiten wollen in die alten, ausgefahrenen Geleise. . . . Nur in solchen Zeiten sich nicht versteifen auf seine Macht und Autorität; man wird um so mehr Autorität haben, je weniger man sie hervorkehrt. Das Preußentum, der Feldwebelton hat dem allgemeinen Haß, der allgemeinen Verachtung weichen müssen; mit der Seelsorge verträgt er sich schon gar nicht. Das einzige Königtum, das noch zu Recht besteht und vom Volk noch anerkannt wird, ist das Königtum des Dienens.“ Als dem Bischof in jenen Tagen die Frage vorgelegt wurde, was auf der Kanzel zur neuen Lage zu sagen sei, antwortete er: „nichts!“ Wie dann die Zeit gekommen war, hat er geredet, deutlich und scharf. In jenen unruhigen Jahren (1919 und 1920) wurden außer

den überall stattfindenden örtlichen Versammlungen des Katholischen Volksvereins große Gauversammlungen der Katholiken abgehalten zur Besprechung der politischen, religiösen, sozialen und kulturellen Fragen. 150 000 Teilnehmer waren es wohl bei den größeren Veranstaltungen. Der Bischof und sein Weihbischof traten hiebei vielfach als Redner auf.

Unseres Bischofs Hirten- und Seelsorge galt allen Klassen und Ständen. Am meisten lag ihm aber am Herzen die soziale Frage im weitesten Sinn, die nur auf christlichem Boden gelöst werden kann. Herrliche Grundsätze lasen und hörten wir in den Fastenhirtenbriefen 1906—1909 über die Arbeit: „Der Glaube tauft gleichsam die Arbeit und macht sie zur Christin. Sobald sie aber gläubige Christin geworden, tritt ihr zur Seite als treue Schwester die Himmelstochter, die heilige Hoffnung, und sie redet ihr tröstlich zu und muntert sie auf, sie hilft ihr tragen des Tages Last und Hitze, sie trocknet ihr den Schweiß von der Stirne und harret bei ihr aus, bis das Tagewerk vollendet ist. . . Wo Liebe zu Gott die Arbeit einleitet und begleitet und beseelt, da ist wirklich die Arbeit in ihrem innersten Wesen gehoben und veredelt. Da ist sie nicht mehr Zwangsarbeit und Strafarbeit, nicht eine unpersönliche Kraft und Ware, die verhandelt werden kann. . . Die Liebe wird sich dir als beste Arbeitsgehilfin erweisen und dir die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit nicht versiegen lassen.“ Solch goldene Worte wären wert, daß man sie in leuchtenden Lettern an die Fabrikttore und Werkstätten schriebe.

In einem Hauptgebiet bischöflicher Betätigung, in Bau und Ausstattung von Kirchen, steht das Vierteljahrhundert des Bischofs Reppeler einzig da in der Geschichte unserer Diözese. Nur das Jahrhundert vor der Glaubensspaltung und die so baufreudige Barockzeit kann zum Vergleich dienen. Etwa hundert Kirchen wurden neu gebaut, sehr viele Gotteshäuser erweitert oder erneuert. Und überall nahm der Bischof tätigen Anteil durch Anregung, Beratung und Begutachtung, oft auch durch Mithilfe im Beischaflen der materiellen Mittel, des Baugeldes.

Von diesen hundert Kirchen stehen über fünfundzwanzig in der Diaspora. Denn dieser gehörte die ganze Liebe des apostolisch denkenden Bischofs. Wenn Paul Wilhelm in seinem ersten Schreiben an die Geistlichen seinem Vorgänger Bischof Wilhelm Reiser den Titel „Apostel der Diaspora“ beilegt, so verdient er selbst nicht weniger diesen Ehrennamen. Gleich zu Beginn seiner oberhirtlichen Tätigkeit entwarf er einen weitausschauenden Plan, und er konnte viel zur Verwirklichung beitragen. Es ist ganz einzigartig, wie unsere Diaspora heranwuchs, so daß jetzt etwa 200 000 Katholiken des Bistums unter einer evangelischen Mehrheit leben müssen. Einige Beispiele: es wohnten Katholiken in

Alten 1821: 12, 1840: 34, 1860: 447, 1880: 1381, 1900: 3112, 1910: 4718, 1925: 5684; in denselben Jahren in Blaubeuren: 1, 8, 68, 181, 371, 568, 653; in Eßlingen: 80, 90, 832, 1328, 2760, 3581, 5308; in Geislingen: 5, 28, 210, 375, 1302, 1719, 2702; in Göppingen: 7, 9, 98, 1100, 3036, 4027, 4016; in Stuttgart: 386, 1400, 5092, 13 749, 24 016, 33 175, 55 761; in Ulm: 435, 706, 3488, 7830, 12 630, 17 282, (etwa) 19 500. Bei all seiner Fürsorge hatte der Diasporabischof das Gefühl, das er beim Katholikentag in



**Prälat Konrad Kimmel**  
der größte Förderer der katholischen Presse  
unserer Diözese

Stuttgart vor seinen Geistlichen aussprach: „Wir müssen unsere Diaspora mehr pflegen und heben. Wir tun nicht genug für unsere Diaspora. Es fehlt an der Liebe für die Diaspora!“ Er selbst hatte diese lebendige und Leben schaffende Liebe. Sie ließ und hieß ihn sogar sich selbst berauben und auf seinen Herzenswunsch verzichten, nämlich die Erbauung einer würdigen Domkirche.

Bischofsamt ist Caritasamt. Paul Wilhelm konnte mit gutem Gewissen im Fastenhirtenbrief 1925 rückschauend sprechen: „Nach dem Vorbild des göttlichen Hohenpriesters mit dem Herzen voll Zartgefühl und Mitleid soll der Priester der Kirche der Mann des großen Erbarmens sein, dem keine Menschennot fremd

ist, der bereit ist, in alle Tiefen menschlichen Elends hinabzusteigen.“ Eine gewaltige Caritasarbeit lag damals schon hinter ihm; vor allem die Schaffung des Caritasverbandes der Diözese Rottenburg im Jahre 1918 und die Gründung des Caritassekretariates in Stuttgart im Jahre 1917. Auf dem Caritastag in Ravensburg (1908) hatte er gesprochen: „Was wir dem Armen schulden, ist zunächst nicht gerade Geld und Geldeswert; wir sind ihm etwas anderes schuldig: dem Menschen den Menschen; ihm sind wir uns selber schuldig, unsere ganze Liebe und unsere persönlichen Dienste. Geld kann nicht jeder geben, aber Liebe kann jeder geben.“ Mitten in der ärgsten Inflation und ihren Folgen mahnte der Bischof: „Es muß der Stolz jeder christlichen Gemeinde sein, daß die Armen der Pfarrei so lange durchgehalten werden, bis Gott wieder bessere Zeiten schickt. . . Der höchste

Schmuck einer Kirche sind nicht kostbare Gewänder und Kelche, sondern liebeswarme Beter und Beterinnen.“

Ein neuzeitlicher Seelsorger und Bischof weiß, was er an der katholischen Presse hat. „Ich wäre kein katholischer Bischof, wenn mir das Wohl und Wehe unserer Presse nicht besonders am Herzen liegen würde“, schrieb Keppler am Tage seiner Inthronisation. Er sah in den Verlegern und Schriftleitern katholischer Presseunternehmungen seine geistigen Mitarbeiter. Es war ihm ernst, als er rückschauend schrieb: „Ich hätte wahrhaftig nicht Bischof sein mögen ohne die Unterstützung der katholischen Presse“ und: „Das kräftige Wiederaufleben der katholischen Presse nach den Hungerjahren des Krieges und der Inflationszeit gehört zu meinen größten Jubiläumsfreuden.“

An allen Zeit- und Tagesfragen, die ins religiöse Gebiet hereinreichen, nahm Bischof Keppler regen Anteil. Das religiöse Vereinswesen entfaltete sich unter ihm äußerlich und innerlich in ungeahnter Weise. Wo vor dem Jahr 1900 noch die einzelnen Vereine für sich standen und bestanden, sehen wir jetzt durchweg die Bezirks- und Diözesanorganisation durchgeführt. Man mag staunen über die Zahl der mehreren Duzend „Diözesanpräsidcs“, aber keiner ist zuviel.

Eine Fülle drängender kirchenpolitischer Fragen führte auf den 8. und 9. Dezember 1901 31 000 katholische Männer des Landes zu einem Katholikentag nach Ulm. Der Bischof entsandte Domkapitular Berg als seinen Vertreter. In den sechs größten Sälen Ulms wurden sechzehn Versammlungen gehalten und gesprochen über „Soziale Gerechtigkeit“, „Konfessionelle Schule“, „Was ist dem Katholiken die Kirche?“

Das unter Bischof Keppler im ganzen friedliche und erträgliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat wurde auf Grund der Landesverfassung von 1919 neu geordnet durch das „Gesetz über die Kirchen“ [1924]\*).

Im Jubiläumsjahr 1925, zugleich dem Jubeljahr unseres Bischofs, fand vom 22. bis 26. August die 64. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in der Hauptstadt Schwabens statt. Es war so recht der Katholikentag unseres Bischofs. Er hatte auch das Hauptwort und Leitwort für die Tagung ausgegeben, nämlich „die katholische Liebe“. Ergreifende Huldigungen wurden ihm dargebracht vom ersten Präsidenten und andern Rednern. Der päpstliche Nuntius Eugen Pacelli gratulierte mit hohem Lob und nannte den Jubilar „einen der edelsten Söhne, einen der beredtesten Herolde, einen der geistvollsten Führer des katholischen Deutschland“. Er sei „ein Bischof nach dem Herzen

\*) Näheres darüber S. 242.

Gottes, ein gütiger Vater der ihm anvertrauten Seelen, ein geisterfüllter Kündler göttlichen Wortes, ein Schriftsteller, dessen Ruf die deutschen Grenzen längst überschritten hat“. Der Jubelbischof ergriff bei der glänzenden Tagung fast unzählige Male das Wort. Mit wenig Worten viel zu sagen, war von jeher seine Kunst. Keine seiner Ansprachen dauerte länger als fünf Minuten.

An Ehrungen hat es unserem Bischof nicht gefehlt, schon bei seinem silbernen Priesterjubiläum, dann zum 60. und wieder zum 70. Geburtstag und vollends beim silbernen und goldenen Doppelfest 1925. Keiner seiner Vorgänger hat, wie er, vom König die Auszeichnung „Erzellenz“ erhalten. Aber auch von Haß und Anfeindungen mußte er ein gerütteltes Maß verkosten. Kepplers Onkel, Pfarrer Laib, fügte seinem Glückwunsch zur Bischofswahl noch den Zusatz bei: der Nefte werde es erfahren müssen, daß die Mitra zugleich eine Dornenkrone sei. Manches Jahr später konnte ein früherer Domdekan aus Erfahrung fast mit denselben Worten sprechen: die Mitra des Rottenburger Bischofs sei zwar von außen mit Edelsteinen besetzt, inwendig aber mit Dornen gefüttert. Und der zuzeiten ebenso ungerecht geschmähte wie nach Verdienst geehrte Bischof selbst? In seinem Jubiläumshirtensbrief (1925) schreibt er: „Das eine und das andere, die Anfeindung und den Trost habe ich reichlich erfahren dürfen in den fünfzig Jahren meines Priesterlebens. Dafür und für alles andere Gott zu danken ist für mich eine Hauptaufgabe in diesem Jubeljahr.“

### 3. Der König der Kanzel

Was des verewigten Bischofs Namen in die ganze Welt hinausgetragen und ihm die wahre „Erzellenz“ verliehen hat, das ist sein Ruf als Prediger und Lehrer der Predigt. Es ist einzigartig, wie dieser Mann, der noch als Student schwer unter einem angeborenen Sprachfehler litt, mit eiserner Willenskraft zum Meister des Wortes sich emporgearbeitet hat.

Die Anfänge der glänzenden Erfolge zeigen sich schon bei dem Tübinger Studenten. Er holte sich den ersten homiletischen Preis und erhielt für seine Leistung vom Berichterstatter, Professor Linsenmann, das höchste Lob. Keppler war übrigens, von dem erwähnten anfänglichen Sprachfehler abgesehen, der geborene Redner. Die tiefe Gemütsanlage, die feurige Einbildungskraft, die dichterische Gestaltungskraft, der Sinn für Anschaulichkeit, das Talent für Stil und Form waren Erbgut von den Eltern. Aber auch ihm, dem Meister der Gedanken und des Wortes, fiel es nicht mühelos in den Schoß, kam es nicht von selber aus dem Armel.

Er sagt daher auch den Predigern zum Trost: „Es ist durchaus keine Schande und kein schlimmes Zeichen, wenn die Ausarbeitung der Predigt viele Zeit und Mühe kostet. Es ist eher verdächtig, wenn es gar so leicht und rasch geht. Jede Predigt ist so viel wert, als sie kostet.“ Um einen guten Predigtstil zu erreichen solle man nicht sparen mit Konzepten. Die wahre rednerische Freiheit müsse man sich erwerben durch die Mühe der Vorbereitung bis aufs Wort und (wenigstens im Anfang) eines wörtlichen Auswendiglernens. So hat Keppler es selbst gehalten sein Leben lang. Besonders warnte er vor jeglicher Eitelkeit bei der Verwaltung des Predigtamtes. „Die Eitelkeit ist ein Nervenfluidum, das überall einzubringen sucht. Nicht unser eigenes Wohlgefallen, nicht das Wohlgefallen der Zuhörer, sondern einzig und allein das Wohlgefallen Gottes eignet sich als Richtpunkt für unser homiletisches Arbeiten“ \*).

Auch als Bischof blieb Keppler Lehrer der Homiletik in Wort und Schrift. Vor allem auf seine Anregung kamen 1910 und 1913 homiletische Kurse in Ravensburg zustande; der zweite zählte etwa 500 Teilnehmer aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Des Bischofs Vorträge bildeten Höhepunkte und Glanzstücke der Tagungen. Eine Frucht des ersten Kurses waren die „Homiletischen Gedanken und Ratschläge“, ein Büchlein voll eigenartiger und doch längst erprobter Richtlinien und Anregungen. Auf dem zweiten Kurs behandelte Keppler die „Armenseelenpredigt“, woraus ebenfalls ein prächtiges Buch entstand. Bei einem katholischen Bischof und einem so gottbegnadeten Prediger ist klar, daß er das Predigen nicht bloß andre lehrt, sondern selbst es übt. Das bischöfliche Amt gab reiche Gelegenheit, die Firmungsreisen, Kircheinweihungen, Jubiläen und Festlichkeiten aller Art, freudige und traurige Anlässe. Wenn Keppler predigte, war dies jedesmal ein besonderes Ereignis und Erlebnis\*\*). Schließlich waren die meisten der bischöflichen Hirtenbriefe Predigten an die ganze Diözese. Mehrmals hatte der Rottenburger Bi-

\*) Die erste wissenschaftliche Arbeit des Tübinger Repetenten behandelt den „Einfluß des Kirchenjahres auf die Predigt“ (1878). Als Professor in Tübingen und Freiburg wirkte er außer durch Vorlesungen, Übungen und Druckschriften auch durch kritische Referate über Neuerscheinungen auf diesem Gebiet. Die Jahrgänge 1880–1897 der „Literarischen Rundschau“ bergen eine stattliche Reihe solcher Übersichten und Einzelbesprechungen. Hier finden sich Stoffe und Gedanken von bleibendem Wert über die Geschichte der Predigt, die einzelnen Arten (apologetische, katechetische, soziale, Kasual-, Konferenzrede), über Stoffsammlung, Anlage, Einteilung der Predigt, Verwendung von Geschichten und Erzählungen; alles zusammen ein reiches homiletisches Kapital.

\*\*) Im Druck erschienen bis jetzt drei Bände „Homilien und Predigten“ und „Wasser aus dem Felsen“ (1. Band 1927).

schof als Prediger von Weltruf die Ehre und Gelegenheit, wirklich vor der katholischen Welt zu predigen, auf den eucharistischen Weltkongressen in Metz (1907), Köln (1909) und Rom (1922).

Solche Gaben und Leistungen wurden überall freudig erkannt und anerkannt. Papst Pius XI. schrieb an Bischof Keppler zum Bischofsjubiläum: „Du besitzest eine solche Kraft des Wortes und solche Gewandtheit der Rede, daß Du unter Deinem Klerus mit vollem Recht als der erste Meister der Beredsamkeit giltst.“

Vielleicht schon in Todesahnungen befangen, machte Bischof Keppler sein homiletisches Testament. Im Juli 1927 fanden homiletische Kurse statt in Speier und Bonn. Keppler hatte hierzu einen Vortrag übernommen und wählte als Thema „Predigt und Heilige Schrift“. Damit hatte er fünfzig Jahre vorher seine homiletische Schriftstellerei begonnen. Während die Kurse stattfanden, war der Bischof tot. Doch fand sich sein Vortrag vollständig ausgearbeitet und sauber geschrieben in seinem Pulte vor und konnte auf den Tagungen vorgelesen werden.

#### 4. Der Fürst und Führer im Reich der Kunst

Schon an der Wiege des künftigen Professors und Kirchenfürsten stand die Kunst, in Gmünd, der Stadt der schönen Kirchen und des Kunstfleißes. In zartem Alter kam Paul Keppler ins Pfarrhaus nach Odheim zum Onkel, dem feinsinnigen und kunstliebenden Pfarrer Laib. Dieser erwarb sich reiche Verdienste als Förderer der kirchlichen Kunst, der Kirchenmusik und des Kirchenliedes, der Liturgie, auch des Vereinswesens, war Mitbegründer des Diözesankunstvereins und des „Archivs für christliche Kunst“. Die christliche Kunst war und blieb denn auch bei Keppler „die große Liebe seines Lebens“. Auf ausgedehnten Reisen sammelte er starke und fruchtbare Eindrücke. 1880, noch als Repetent, hielt er Vorlesungen über die Geschichte der christlichen Malerei von Giotto bis Fiesole (14. und 15. Jahrhundert). 1885 wurde dem jungen Professor die Vorstandschast des Diözesankunstvereins übertragen und zugleich die Schriftleitung des im dritten Jahrgang stehenden Archivs. In dieser angesehenen Zeitschrift legte Keppler eine große Zahl seiner kunstgeschichtlichen und kunstwissenschaftlichen Arbeiten nieder. 1888 kam das inhaltsschwere Buch heraus „Württembergs kirchliche Kunstaltertiümer“, eine erstaunliche Leistung, die Frucht mühevoller Wanderungen durchs ganze Land. Eine schöne Zahl in glänzendem Stil geschriebener Aufsätze sind vereinigt in den beiden kostbaren Bänden „Aus Kunst und Leben“ (1905 und 1906). Dort ist auch aufgenommen die bereits 1888 entstandene

„Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten“. So hat noch niemand zuvor diese Kirchen und Klöster geschaut und erklärt, Biblingen, Zwielfalten, Obermarchtal, Buchau, Schuffenried, Ochsenhausen, Rot, Schöntal, Neresheim, Weißenau, Weingarten, Friedrichshafen. Gerade diese Arbeit hat mitgeholfen, dem damals noch verkannten Barock-, Rokoko- und klassizistischen Stil wieder die Ehre und Wertung zu geben, die ihm eine verständnislose Zeit genommen hatte.

Als Bischof war es für Paul Wilhelm Herzensache und Amtspflicht zugleich, auf die Art der kirchlichen Neubauten und Erneuerungen in der Diözese Einfluß zu nehmen. Wenn er lange eine gewisse Vorliebe für den romanischen Stil zeigte, so geschah dies aus grundsätzlichen, geschichtlichen und praktischen Gründen. Daß diese Bauart, wie auch die Malerei der Beuroner Schule, mit ihrem Ernst, ihrer Schlichtheit und Anspruchslosigkeit es ihm besonders angetan hatte, versteht, wer Kepplers Wesen kennt. Romanisch hätte auch der neue Dom in Rottenburg werden sollen. Für die moderne und modernste Kunst hatte Bischof Keppler nicht viel übrig, vor allem, wenn sie sich auf das religiöse Gebiet verirrt, weil sie oft „das Heilige und Ehrfurchtgebietende zur glatten Kariatur herabwürdigte“.

Zu Kepplers Kunst gehört auch die Art seiner vielseitigen, nach Inhalt und Form hochbedeutsamen Schriftstellerei. Der wissenschaftlichen und homiletischen Werke ist bereits gedacht worden. Unter den Reisebeschreibungen steht obenan das klassische Werk „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient“, entstanden aus einer Reise ins Heilige Land im Frühjahr 1892 (24. Tausend, die gekürzte Ausgabe „Im Morgenland“ 15. Tausend). Hier treten die Vorzüge Kepplerscher Eigenart ins volle Licht, das umfassende Wissen, die Kunst zu schildern und zu malen, der ungezwungene religiöse Einschlag, der deutsche Humor. Der im Geiste mitpilgernde Leser erlebt mit, fühlt und schaut alles, weiß aber kaum, was von all dem Vielen und Großen ihm besser gefällt, das Meer, der Nil, die Pyramiden, die Heiliggrabkirche, das Tote Meer, der See Genesareth, Nazareth, Damaskus, Konstantinopel.

Keppler war wirklich ein „gottbegnadeter Apostel der Feder, der die alten und ewigen Wahrheiten dem suchenden und zweifelnden Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in einer Sprache darzubieten weiß, die überzeugt und versöhnt“. (Runtius Pacelli.)

## 5. Der Evangelist der Freude und der Leidenschaft

Mit Bischof Kepplers Namen fast zu einer Klangeinheit verbunden sind die Worte „Mehr Freude“ und „Leidenschule“. Schreibt hier der

Gelehrte, der Dichter, der Redner und Prediger, der Kunstfreund? Vor allem der Seelsorger und Seelenarzt. Er bietet Arznei und Heiltrank dem kranken Volk, der leidenden Welt. Ja, in die Welt sind diese Bücher hinausgezogen: „Mehr Freude“ hat seit 1909 das 175. Tausend erreicht, dazu kommen die Übersetzungen in dreizehn fremde Sprachen. „Leidenschule“ ist seit 1914 beim 71. Tausend angelangt. Die beiden Büchlein sind nicht rasch hingeworfen, sondern lange innerlich geschaut, durchlebt und dann „vom Herzen heruntergeschrieben“. „Mehr Freude“ will den müden, abgehezten und enttäuschten modernen Menschen helfen. „Oft flüstert mir ein geheimes Gefühl zu: es gibt hienieden so wenig der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge; vielleicht wird deine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der sorgenvolle, von den Geschäften rastende Mann auf einige Augenblicke seine Ruhe und Erholung schöpft.“ Man hat die Schrift ein „Kampfbuch“ genannt, das der kalten und gleichgültigen Welt den Fehdehandschuh vor die Füße werfe und ihr bittere Wahrheiten sage. Gewiß, nicht weiche Empfindsamkeit und Willensschwäche will der Freudenbote predigen. „Zurück vom großen Betrüger und Scharlatan Zeitgeist! Zurück zum christlichen Glauben! Zurück zu gesundem christlichen Volksleben, zum religiösen Ernst, zu Demut und Herzenseinfalt! Zurück zu schlichtem, edlem, reinem Sinn!“ Wie das Buch seine Mission erfüllt, zeigt der Ausspruch eines vorher ungläubigen Lesers: „Eine Lebensanschauung, aus welcher heraus ein solcher Freudengarten entstehen kann, wie dieses Buch, kann nicht auf Irrtum beruhen.“

Durch den Aufruf zu „Mehr Freude“ kann und will der bischöfliche Seelenarzt das Leiden auf der Welt nicht abschaffen, aber segnen und verklären lassen will er es. Und als der Weltkrieg deutsches Leid und Weltleid berghoch türmte, da lud der Bischof ein, mit ihm und zu ihm in die „Leidenschule“ zu gehen. Der Krieg selber sei ein Leidenslehrer; sein Lehrverfahren freilich sei entsetzlich summarisch, stürmisch und gewalttätig. Das Büchlein schöpft seine Denksätze und Anmutungen aus der Leidensweisheit der Jahrhunderte, reicht dem einen süße, dem andern bittere Arznei. „Das Leiden ist eine Leiter, die aufwärts und abwärts führt. Man kann auf ihr in reine lichte Höhen aufsteigen; man kann ebenso in modrige, finstere Tiefen und Abgründe hinabgleiten.“ Durch Christi Erlösung „wird das Leiden vom dunklen Naturgrund der Übel abgelöst und in das höhere Lebensgebiet der Religion emporgehoben. Es wird selbst ein Stück Religion“. „Christus erlöst durch Leiden und erlöst das Leiden.“ „Man könnte das Leiden beinahe als eine Art Sakrament bezeichnen.“ „Leiden werden auch in Friedenszeiten immer

noch genug übrigbleiben, die können wir nicht abschaffen. Aber von uns und von uns allein hängt es ab, ob wir durch Leiden böser oder besser, kleiner oder größer, ärmer oder reicher, ewig unglücklich oder ewig glücklich werden.“

## 6. Jubellänge — Totenklage

Ein Vierteljahrhundert war vergangen, seit Paul Wilhelm den Rotenburger Bischofsthron bestiegen hatte. Doch der bescheidene Bischof lehnte jede öffentliche Feier ab. Dagegen ließ er sich's gefallen, daß man im Jahr darauf, im Heiligen Jahr 1925 das so seltene Doppelfest, das silberne des Bischofsamtes und das goldene der Priesterwürde feiere. Den Auftakt gab er selber in dem herrlichen Fastenhirtenbrief über Wesen, Würde und Bedeutung des Priestertums. Die Festtage der Bischofsstadt und der Diözese vom 2. bis 5. August brauchen hier nicht geschildert zu werden; sie sind noch in frischer Erinnerung. Unsere Bischofsstadt am Neckarstrand hat damals sich selbst übertroffen. Nur das sei festgehalten,

daß der gefeierte Jubelbischof in Predigt und Ansprachen alle Ehre von sich auf Gott hinlenkte. Das war noch derselbe bescheidene und anspruchslose Priester, der fünfzig Jahre vorher (1875) als Primiziant von der Bahnstation Kochendorf zu Fuß nach Ödheim hinüber ins Haus des geistlichen Onkels pilgerte. Einen öffentlichen Empfang wünschte er nicht. Auch am Primiztag war auf seinen Wunsch keinerlei öffentliche, weltliche Festlichkeit. Schon der Neupriester war, was wir an dem Bischof bewundern, der tiefe Denker, der ernste Schauer, der große Schweiger. Oder, wie ein geborener Nichtdeutscher (P. Benedikt Momme Nissen) den Bischof kennzeichnet, „ein urdeutscher, ausgeprägt schwäbischer Charakter“. Hierzu paßt, was der Bischof auf dem Katholikentag zu Stuttgart vor den Geistlichen seines Bistums sprach: „Es ist viel Rühmens gemacht worden mit



Sülchen

Begräbnisstätte der Bischöfe

dem alten Bischof, und es sind viele Lobesergüsse über mich ergangen. Fürchten Sie aber nicht, daß es mir zu Kopf gestiegen ist. Ich habe mich noch nie so klein und armselig gefühlt, wie in diesen Tagen."

Wie war es doch so sonderbar! In seiner Jubiläumspredigt sprach der leiblich und geistig so frische Jubilar: „Der Jubelpriester, seines baldigen Todes gewiß, verbindet mit dem Opfer Christi das Opfer seines eigenen Lebens und Sterbens.“ Und in der Antwort auf die vielen Festreden sagte er: „Das Fest ist bei all seinem Freudengehalt zu ernst. Da gedenkt man selbst seines eigenen baldigen Todes, und man glaubt, in all den Festartikeln Nekrologe zu lesen und aus all der Festmusik die dumpfen Klänge des Beethovenschen Trauermarsches herauszuhören.“ Drei Wochen später, in der Schlußansprache des Katholikentages vernahmen wir: „Wenn Ihr demnächst höret, der alte Bischof von Rottenburg ist gestorben, dann erweist ihm die letzte Liebe und versagt ihm das Requiem aeternam nicht.“ Die Todesahnungen hatten ihn nicht getäuscht! Die Diözese aber und das ganze katholische Deutschland horchte doch erschreckt auf, als am 16. Juli 1926 die Trauerbotschaft ins Land hinausflog: Bischof Keppler ist gestorben! Wie alltäglich war er an den Altar seiner Hauskapelle getreten zum heiligen Morgenopfer. Da befiehl ihn eine starke Herzschwäche, er mußte die Opferstätte verlassen und mit dem Sterbelager vertauschen. Die Präfation hatte er noch beten können; das Sanctus aber sangen für ihn die himmlischen Chöre. Bei der Leichenfeier am 20. Juli hielt Weihbischof und Kapitularvikar Dr. Sproll die ergreifende Trauerrede: „Unser Bischof tot! Nun ist sein beredter Mund verstummt, an dessen Lippen wir gehangen. Die einzige goldene Feder, mit der er alle seine goldenen Worte geschrieben, hat er aus der Hand gelegt. Und doch lebt er fort und wird er weiter predigen in seinen Büchern.“ Der Erzbischof von Freiburg hielt das Pontifikalrequiem und die Beisetzung. Die Bischöfe von Würzburg und Trier waren persönlich erschienen, sieben weitere Bischöfe hatten ihre Vertreter gesendet. Im endlosen Trauerzug schritten über vierhundert Geistliche. Es ging hinaus nach Sülchen. Das war des Bischofs erster Gang gewesen am 17. und 19. Januar 1899, am Tage vor und nach seiner Bischofsweihe, und dann in den siebenundzwanzig Jahren unzählige Male; und noch am Vorabend seines Todes, den 15. Juli 1926, plagte er sich hinaus zu heiliger Zwiesprache mit seinen fünf Vorgängern, die dort draußen ruhen. Setzt barg man auch seine sterbliche Hülle in der sechsten Nische der schlichten Gruft, gegenüber dem gelehrten Bischof Karl Joseph von Hefele, der zum ersten Male den Namen Rottenburgs in die Welt hinausgetragen hat.

Welcher von beiden der größere gewesen, das mag die Geschichte einst entscheiden.

Auf das unerwartete Sterben unseres Bischofs paßt ein Ausspruch, ein echtes Kepplerwort, das er gebrauchte, als Papst Pius X. am Anfang des Krieges starb: „Der hat sich gerade in einem Augenblick hinweggestohlen, wo niemand auf ihn achtete; das sieht ihm gleich.“

**Baumgärtner, J.,** Dr. Paul Wilhelm von Keppler, 25 Jahre Bischof, 50 Jahre Priester. Stuttgart 1925.

**Egger, Fr.,** Bischof Paul Wilhelm von Keppler, Leben und Werk. Reutlingen 1928.

**Saßl, G.,** Paul Wilhelm von Keppler, Rottenburgs großer Bischof. Stuttgart 1928.

**Maß, E.,** Dr. Paul Wilhelm von Keppler. Der Bischof von „Mehr Freude“ und „Leidenschule“. Rottenburg. 2. Aufl. 1924.

**Rottenburger Monatsschrift,** 1923/24, S. 73—102; 1924/25, S. 321—334.



## Die Neuordnung der rechtlichen Verhältnisse der Diözese nach 1918

Die Staatsumwälzung des Jahres 1918 brachte der Diözese eine Umgestaltung ihres Verhältnisses zum Staat in staatsrechtlicher und finanzieller Beziehung. In der württembergischen Verfassung vom 20. Mai 1919 wurde das Patronatsrecht des Staates für Kirchenstellen beseitigt, wodurch dem Bischof das Ernennungsrecht auf 377 weitere Stellen zufiel; die Regelung des Privatpatronats\*) wurde der Kirche überlassen. Ferner ist dort bestimmt worden, daß die Religionsgemeinschaften ihre Angelegenheiten „innerhalb der Schranken des Gesetzes“ selbständig ordnen und verwalten dürfen. Auch soll die Kirche als öffentlich-rechtliche Körperschaft berechtigt sein, ihre Mitglieder auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten zu besteuern. Nachdem die Reichsverfassung vom 19. August 1919 über das Verhältnis von Staat und Kirche grundlegende Bestimmungen getroffen hatte, setzte die württembergische Verfassung vom 25. September 1919 (die an Stelle derjenigen vom 20. Mai 1919 trat) nur noch Bestimmungen fest über den staatlichen Schutz der Angestellten von Religionsgesellschaften bei Erfüllung ihrer Berufspflichten, über die Aufhebung des staatlichen Patronatsrechts und über die Regelung des finanziellen Verhältnisses von Staat und Kirche. Darnach sollen die beiden christlichen Kirchen als Abfindung ihrer Vermögensansprüche an den Staat eine unveränderliche Geldrente bekommen. Bis zur Festsetzung dieser Rente sollen aber die Bedürfnisse beider Kirchen nach den bisher geltenden Bestimmungen aus der Staatskasse bestritten werden (§ 63).

Vor und während der Schaffung der Reichsverfassung waren starke Kräfte am Werk, um eine vollständige Trennung von Staat und

\*) In der Diözese Rottenburg haben eine Anzahl Adelige das althergebrachte Recht, Präsentationsrechte auf Kirchenstellen auszuüben.

Kirche herbeizuführen. Dieses Ziel ist nicht ganz erreicht worden, und zwar ist das dem kräftigen Widerstand der christlich gesinnten Schichten des deutschen Volkes, insbesondere der deutschen Katholiken, zu danken, die in ungezählten Protestversammlungen und durch ihre Vertreter im Parlament gegen die Trennung von Staat und Kirche und gegen die Entchristlichung der Schule auftraten. Auch in Württemberg sind solche Versammlungen unter großer Anteilnahme des katholischen Volkes abgehalten worden, auf denen der hochselige Bischof Paul Wilhelm und unser jetziger Bischof Johannes Baptista die genannten Ziele bekämpften. So ist eine Reichsverfassung geschaffen worden, die immerhin noch die Kirche als öffentlich-rechtliche Körperschaft anerkennt.

Artikel 137 der Reichsverfassung stellt den bedeutsamen Rechtsatz auf, daß die Religionsgesellschaften ihre Angelegenheiten selbständig innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes ordnen und verwalten sowie daß sie ihre Ämter ohne Mitwirkung des Staates oder der bürgerlichen Gemeinden verleihen. Er anerkennt ferner das Recht der Religionsgesellschaften, ihre Angehörigen auf Grund der bürgerlichen Steuerlisten nach Maßgabe der landesrechtlichen Bestimmungen zu besteuern. Da die Kirche als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt ist, hat ihre Selbstverwaltung öffentlich-rechtlichen Charakter und gehören ihre Satzungen und Gesetze dem öffentlichen Recht an.

Durch die Worte „innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes“, die auf einen Antrag Gröbers eingefügt worden sind, ist eine Bedrückung der Kirche durch Ausnahmegesetze ausgeschlossen worden. Die Kirche darf nicht anders, wenigstens nicht schlechter, behandelt werden als sonstige Rechtspersonen und Vereine. Es gibt deshalb auch eine besondere Staatsaufsicht über die Kirche nicht mehr. Eine weitere wichtige Bestimmung hat die Reichsverfassung in Artikel 124 getroffen. Das allen Deutschen zustehende Recht, Vereine oder Gesellschaften zu bilden, steht uneingeschränkt auch den religiösen Vereinen und Gesellschaften zu und darf durch Vorbeugungsmaßregeln nicht beschränkt werden. Auch bezüglich des Erwerbes der Rechtsfähigkeit sind die bisherigen einschränkenden Bestimmungen beseitigt. Damit ist für unsere Orden und Kongregationen das freie Niederlassungsrecht festgesetzt und sind die ungerechten und lästigen Ausnahmegesetze und -bestimmungen beseitigt, die jahrhundertlang gegen unsere Ordensleute bestanden haben. Doch ist es bis jetzt nicht gelungen, die Bestimmungen über die „tote Hand“ zu beseitigen. Darnach dürfen Kirchenpflegen, Pfründen, Klöster, Erziehungs- und Wohltätigkeitsanstalten und ähnliche juristische Perso-

nen in Württemberg gelegene Grundstücke und Rechte an solchen, wenn sie den Betrag von 5000 Mark übersteigen, nur mit staatlicher Genehmigung erwerben.

Zur Ausführung der in der Reichsverfassung gegebenen Grundzüge erging sodann nach schwierigen Verhandlungen das württembergische Gesetz über die Kirchen vom 3. März 1924. Von den Änderungen, die es gegenüber dem bisherigen Rechtszustand gebracht hat, sollen folgende besonders hervorgehoben werden. Das Gesetz vom 30. Januar 1862, betreffend die Regelung des Verhältnisses der Staatsgewalt zur katholischen Kirche, mit seinen zum Teil obiosen Bestimmungen, ist in vollem Umfange beseitigt.

Die Ordnung der ortskirchlichen Vermögensverwaltung, die bisher durch das staatliche Pfarrgemeindegesetz von 1887 und 1906 geregelt war und unter starker staatlicher Einwirkung stand, ist in die Hand des Bischofs gelegt und durch bischöfliche Sakung vom 15. Dezember 1925 (Verwaltungsordnung) erfolgt. In jeder Kirchengemeinde bestehen zweierlei Rechtspersonen: die Pfarrkirche (bzw. Filialkirche) und die Kirchenpfründe. Die Pfarrkirche ist unter dem althergebrachten Namen Kirchenpflege im Kirchengesetz als rechtsfähige Stiftung anerkannt. Ebenso kommt den Kirchenpfründen (Pfründstiftungen) die Rechtsfähigkeit zu. Die bisherige Mitwirkung des Staates bei der Verwaltung der Pfründen und des Interfalarfonds ist weggefallen. Zur Vertretung der Pfründe ist der Inhaber der Kirchenstelle, bei Nichtbesetzung der Kammerer berufen. Die Kirchenpflege ist der Rechtsträger der für die Pfarrei errichteten Kultgebäude und der Vermögensfonds, die zur Deckung des Kulturaufwands und zur Herstellung und Unterhaltung der erforderlichen Gebäude für die Geistlichen und der kirchlichen Friedhöfe bestimmt sind. Die Kirchengemeinde ist als öffentliche Körperschaft anerkannt. Sie hat für die Bedürfnisse der Kirchenpflege aufzukommen, soweit deren Vermögen nicht ausreicht und Dritte nicht einzutreten haben; sie ist ferner verpflichtet, zu den Gehältern der Geistlichen Zuschüsse zu reichen, und sie hat das Recht, ihre Angehörigen für Zwecke der Kirchengemeinde zu besteuern. Neuerrichtete Kirchengemeinden erlangen die Rechtsfähigkeit durch staatliche Anerkennung, neue Kirchenpflegen und Pfründstiftungen durch staatliche Genehmigung. Zur Verwaltung des Ortskirchenvermögens besteht in jeder Kirchengemeinde ein Kirchenstiftungsrat, dem außer dem Pfarrer und dem Kirchenpfleger mehrere gewählte Kirchengenossen angehören.

Da die Ausbildung des Klerus zu den Angelegenheiten gehört, welche die Kirche selbständig zu ordnen berechtigt ist, so ist in § 73 des



Rottenburg, die Pfischhofstadt

Kirchengesetzes bestimmt, daß die Konvikte in Tübingen, Ehingen und Rottweil auf Grund einer zwischen Kirche und Staat noch zu treffenden Vereinbarung in die ausschließliche Leitung und Verwaltung der Kirche übergehen\*). Nach ihrer Überleitung in die kirchliche Verwaltung ist die Ausbildung des Klerus ganz in die Hand der Kirche gelegt. Die bisherigen Beschränkungen in der Anstellung der Geistlichen, wie auch die Beschränkungen der kirchlichen Gerichtsbarkeit sind aufgehoben. — Ein großer Teil der Bestimmungen des Kirchengesetzes bezieht sich auf die Regelung des Steuerrechts der Kirche. Neben die bisher schon eingeführte Ortskirchensteuer ist die Landeskirchensteuer (Diözesansteuer) getreten. Die Kirche ist berechtigt, für ihre Bedürfnisse Steuern zu erheben, soweit ihr weder Leistungen des Staates oder Dritter, noch kirchliche Mittel zur Verfügung stehen. Die Einführung der Diözesansteuer ist notwendig geworden, weil vom 1. April 1924 ab die Diözese einen erheblichen Teil des kirchlichen Aufwands (zur Zeit etwa ein Drittel), der bisher im wesentlichen vom Staat getragen worden ist, zu tragen hat. Die Kirche, die durch die Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts die schwersten Verluste erlitten hat, ist durch die Inflation des größten Teils ihres Kapitalvermögens beraubt worden. Sie braucht deshalb die Steuer, um Kirchenbauten armer Gemeinden zu unterstützen, um neue Seelsorgestellen zu gründen, um den Geistlichen einen auskömmlichen Amts- oder Ruhegehalt zu sichern.

Zur Beschlußfassung über die Erhebung der Ortskirchensteuer ist in jeder Gemeinde die Ortskirchensteuervertretung gebildet, die aus dem Pfarrer als Vorsitzendem und einer Anzahl weltlicher, gewählter Kirchengemeindegengenossen besteht. Über die Erhebung der Diözesansteuer hat die Diözesansteuervertretung zu beschließen, die aus zwei vom Bischof ernannten Mitgliedern, darunter dem Vorsitzenden, aus sechs gewählten Geistlichen und aus sechzehn gewählten weltlichen Vertretern besteht und jeweils vom Bischof einberufen wird. Das in der Diözese vorhandene Kirchenvermögen wird durch eine besondere Behörde mit dem Namen Diözesanverwaltungsrat beaufsichtigt (vgl. can. 1520 CJC.). Den Vorsitz desselben führt, soweit er nicht vom Bischof selbst übernommen wird, der Generalvikar. Außerdem gehören ihm ein weiteres Mitglied des Domkapitels und drei Laienbeamte an. Die aus der bischöflichen Finanzverwaltung sich ergebenden laufenden Geschäfte werden von der bischöflichen Kanzlei besorgt.

Die Änderung des Verhältnisses von Staat und Kirche führte gleich-

\*) Was bis jetzt noch nicht geschehen ist.

zeitig zu einer Neuordnung des finanziellen Verhältnisses. Nach dem schon oben erwähnten § 63 der württembergischen Verfassung wird die Kirche (an Stelle des in der Verfassung von 1819 versprochenen, aber nicht ausgeschiedenen Kirchenfonds und ihrer sonstigen vermögensrechtlichen Ansprüche) eine Abfindung in Form einer Geldrente erhalten, die unter Berücksichtigung der Mitgliederzahl beider Kirchen nach ihren bestehenden Bedürfnissen zu bemessen ist. Diese Bestimmung ist jedoch noch nicht ausgeführt worden. In Artikel 138 der Reichsverfassung ist nämlich bestimmt, daß die auf Gesetz, Vertrag und besonderen Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Kirchen durch die Landesgesetzgebung abgelöst werden und daß die Grundsätze, nach denen diese Abfindung geschehen soll, vom Reich aufgestellt werden. Solange dieses Ausführungsgesetz noch nicht erschienen ist, wird die Abfindung wohl auch in Württemberg nicht erfolgen. Nach Artikel 173 bleiben inzwischen die bisherigen auf Gesetz, Vertrag oder besonderen Rechtstiteln beruhenden Staatsleistungen an die Religionsgesellschaften bestehen. Das Eigentum und das Recht der Religionsgesellschaften und religiösen Vereine an ihren für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und sonstigem Vermögen sind in Artikel 138 ausdrücklich gewährleistet. Bis zum Vollzug der Ablösung werden die finanziellen Leistungen des Staates an die Kirche jeweils für eine Haushaltsperiode festgesetzt und vom Landtag verabschiedet.



Bischof Dr. Johannes Baptista Sproll



## Bischof Johannes Baptista Sproll

Als Bischof Keppler nach mehr als sechsundzwanzigjähriger Regierung den Hirtenstab aus der Hand gelegt hatte, trat sofort die Frage in den Vordergrund, wie nun die Neubesezung des bischöflichen Stuhles vor sich gehen sollte. Das Jahr 1918 hatte den Umsturz der staatlichen Ordnung herbeigeführt, so daß es zweifelhaft war, ob die früheren Abmachungen Württembergs mit dem Apostolischen Stuhl, nach denen die Wahl des Bischofs dem Domkapitel zustand, noch in Geltung seien. Der Heilige Stuhl stellte sich auf den Standpunkt, daß sie ihre Gültigkeit verloren haben. Die Regierung glaubte die bisherige Art der Bischofswahl sichern zu sollen. Nach längeren Verhandlungen einigte man sich schließlich darauf, daß das Domkapitel den Bischof wählen solle, und zwar aus einer Liste von drei Kandidaten, die durch den Apostolischen Stuhl vorgelegt wurde.

Die Wahl fiel auf den bisherigen Weihbischof und Generalvikar Dr. Johannes Baptista Sproll. Die Kunde davon wurde im ganzen Lande mit Freuden aufgenommen; denn Dr. Sproll war dem Volke kein Fremder. Schon am 21. November 1913 hatte ihn Bischof Keppler zu seinem Generalvikar ernannt und am 18. Juni 1916 mit päpstlicher Genehmigung zum Weihbischof konsekriert. Seitdem hatten die Diözesanen ihren Weihbischof auf seinen vielen Firmungsreisen und bei anderen ungezählten Besuchen in den einzelnen Pfarreien kennen und lieben gelernt. Bischof Sproll ist ja selbst der Sohn einfacher Leute.

Er ist geboren am 2. Oktober 1870 in Schweinhausen (Oberamt Waldsee). Sein Vater war Straßenwärter und hatte für eine zahlreiche Kinderschar zu sorgen. So ergab es sich von selbst, daß die Erziehung eine strenge sein mußte und die Kinder frühzeitig an ein einfaches Leben gewöhnt wurden. Dazu legte die tiefreligiöse Mutter die Reime der Frömmigkeit in die jugendlichen Herzen. Ist es da ein Zufall, daß das erste Hirten schreiben des Bischofs von der Kindererziehung handelte? Hat nicht der Bischof selber damit sagen wollen, daß in ihr die tiefsten Wurzeln seines

priesterlichen Berufes zu suchen sind? Der junge Johannes war bald als besonders begabt und lernbegierig aufgefallen. Nicht ungern willigte deshalb der Vater in die von geistlicher Seite erfolgte Anregung ein, den Kleinen studieren zu lassen. Johannes bekam zunächst seine Stunden im Heimatdorf und besuchte dann die Lateinschule in Biberach und das Gymnasium in Ehingen. Im Jahre 1890 trat er in das Wilhelmsstift in Tübingen und 1894 in das Priesterseminar in Rottenburg über. Im Jahre 1895 empfing er aus den Händen des Bischofs Wilhelm von Keiser die heilige Priesterweihe.

Schon als Student hat er sich, aufgemuntert durch den Ortsgeistlichen Dr. Vochezer, eifrig mit geschichtlichen Studien beschäftigt und den wissenschaftlichen Preis der Speyerschen Stiftung erhalten. Dr. Vochezer, der die Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg bearbeitete, wünschte ihn deshalb als Vikar, damit die jüngere Kraft im Verein mit dem väterlichen Freunde das große Werk der heimatgeschichtlichen Forschung weiterführe. So kam der Neupriester zunächst auf zwei Jahre als Vikar nach Hofs (Oberamt Leutkirch), wo Dr. Vochezer nunmehr Pfarrer war. Die Liebe zur Wissenschaft hat der künftige Bischof auch später beibehalten. Beweis dafür sind zahlreiche geschichtliche Aufsätze in Zeitschriften und Büchern, worunter besonders solche sind, die für die Heimatkunde Bedeutung haben. Wir haben also einen Bischof, der unsere Heimat, das Schwabenland, liebt und kennt, und besonders im katholischen Oberlande zu Hause ist wie kaum ein zweiter. Nach zweijähriger Wirksamkeit in Hofs wurde Dr. Sproll noch auf einige Monate in eine Pfarrei mit weitverzweigter Seelsorge berufen, nach Oberndorf a. N., und auf einen weiteren Monat als Präzeptoratskaplan nach Wiesensteig. Hernach wurde er Repetent in Tübingen (1897), wo er vor allem die wissenschaftliche Ausbildung der Theologen zu beaufsichtigen hatte. Infolge seiner ausgezeichneten Bewährung auf diesem Posten wollte ihn Bischof Keppeler in ähnlicher Stellung weiterverwenden und übertrug ihm deshalb die Stelle eines Subregens im Priesterseminar in Rottenburg (1900). Dieses Amt verwaltete er neun Jahre lang. So ist ihm ein beträchtlicher Teil des württembergischen Klerus aus eigener Erfahrung bekannt, er hat selbst in hervorragender Weise an dessen Ausbildung mitgewirkt und so schon vor Jahren Gelegenheit gehabt, seine Schaffensfreudigkeit, seine Energie und seine freudige Auffassung des Berufes in die künftige Priestergeneration hineinzulegen. Im Jahre 1909 bezog er noch auf drei Jahre die Pfarrei Kirchen bei Ehingen.

Aber der verewigte Bischof wollte ihn wieder auf einem wichtigeren Posten haben und berief ihn deshalb im Jahre 1912 ins Domkapitel. Hier



Dom in Rottenburg

stieg er Stufe um Stufe höher, vom Generalvikar zum Weihbischof und schließlich zum Bischof.

Die Inthronisation des Neugewählten wurde am 14. Juni 1927 vorgenommen. Unter diesem Bischof hat nun die Diözese ihr hundertstes Jahr erreicht. Johannes Baptista hieß der erste Bischof, Johannes Baptista heißt auch der Jubiläumsbischof. Aber welche einschneidende Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in diesen hundert Jahren! Im Jahre 1828 zählte die Diözese etwa 400 000 Katholiken, jetzt sind es fast 800 000.

Schon durch diese Steigerung der Seelenzahl sind die Aufgaben des Bischofs stark gewachsen. Dazu sind die Verhältnisse viel schwieriger geworden. Der Same des Unglaubens, der seit mehr als einem Jahrhundert ausgestreut wird, geht in beängstigender Weise auf. Die Zahl der Konfessionslosen wächst. Aber Reibung erzeugt Feuer, und man darf wohl sagen, daß das innere Leben der Diözese weit lebendiger geworden ist, als es noch vor hundert Jahren war. Die Diözese zählt nun zahlreiche kirchliche und halbkirchliche Vereinigungen\*).

In erster Linie sind da zu nennen die teilweise seit langer Zeit in der Diözese eingeführten Bruderschaften. Sodann der Dritte Orden für Weltleute. Er besteht in der Diözese seit Jahrhunderten. Schon die selige Gute Betha († 1420) gehörte ihm an. Heute gliedert er sich in neun Bezirke und zählt in 256 Ordensgemeinden rund 14 000 weibliche und 1700 männliche Mitglieder.

Unter den religiösen Vereinen sind zunächst solche, die rein kirchliche Zwecke verfolgen. Es sind: der Bonifatiusverein für die Unterstützung der Diaspora, der Deutsche Verein vom Heiligen Land, der Franziskus-Kaverius-Verein, das Werk der Heiligen Kindheit, das Werk des Heiligen Petrus, der Priestermissionsverein.

Hierher gehören auch die Marianischen Kongregationen, die sich besonders auf Seiten der Jungfrauen zu großer Blüte entwickelt haben (215 Jungfrauenkongregationen und 180 Jungfrauenvereine zählen zusammen 32 500 Mitglieder), und die Müttervereine.

Für caritative Zwecke sorgen der Caritasverband, der Raphaelsverein, die Vinzenz- und Elisabethenvereine, der Josephsverein zur Linderung außerordentlicher Not auf dem Lande und mehrere nur für einzelne Stände berechnete Vereinigungen. Kulturellen Zwecken dienen der Rottenburger Diözesanverein für christliche Kunst, der Katholische Schul- und Bildungsverein, der Diözesan-Cäcilienverein, der Borromäusverein, der Diözesanbildungsausschuß.

Eine weitere Reihe bilden diejenigen Vereine, welche neben dem religiösen Zweck auch soziale Ziele verfolgen. Da ist an erster Stelle zu nennen der Volksverein für das katholische Deutschland. Schon in seinem Gründungsjahre (1890) wurde er auch in der Diözese Rottenburg

\*) Das kirchliche Gesetzbuch sagt: Lobenswert sind die Gläubigen, die sich Vereinigungen anschließen, welche von der Kirche errichtet oder empfohlen sind (can. 684).

eingeführt (heutige Mitgliederzahl 25 000). Sodann das **Kreuzbündnis** mit **Schuzengelbund** für Verbreitung der Abstinenz.

Während der Katholische Volksverein alle Stände umfaßt, gibt es daneben noch mehrere **Berufsvereinigungen**. Hier sind zu nennen die Katholischen **Studentenvereinigungen**, die den Kreis ihrer Mitglieder auch auf die bereits im praktischen Leben stehenden Akademiker ausdehnen; der Verband der Vereine katholischer **Akademiker**, die Katholischen **Arbeitervereine**, die in der Diözese seit dem Jahre 1878 bestehen und heute in 128 Vereinen etwa 9200 Mitglieder zählen, der Verband Katholischer **Kaufmännischer Vereinigungen** (Sitz Essen a. d. Ruhr; in unserer Diözese seit 1877), der Katholische **Lehrerverein**, der Verein katholischer **Geistlicher**.

**Weibliche Vereinigungen** sind der Katholische **Frauenbund** Deutschlands (in unserer Diözese seit 1917; 98 Zweigvereine mit 12 050 Mitgliedern; dazu kommen 15 Jugendabteilungen mit 250 Mitgliedern), der Diözesanverband der Vereine katholischer **Handelsgehilfinnen** und **Beamtinnen** (seit 1918; 16 Vereine mit 1100 Mitgliedern), die Katholischen **Arbeiterinnenvereine** (38 Vereine mit 2700 Mitgliedern), die Vereine katholischer **Hausangestellten** (1700 Mitglieder), der Verein katholischer **Lehrerinnen**, der Verein katholischer **Pfarrhausangestellten**. Endlich ist an dieser Stelle noch zu erwähnen der Verein für **Gasthofangestellte**, der männliche und weibliche Mitglieder zählt und bisher nur in Stuttgart vertreten ist.

Die tiefgehendste Tätigkeit darf man vielleicht den Vereinen für die katholische **Jugend** zuerkennen. Es sind die Katholischen **Gesellenvereine** (in unserer Diözese schon seit dem Jahre 1853; erster Verein in Ulm a. D.; Zahl der Vereine 74, Zahl der Mitglieder 5153), die Katholischen **Jungmänner- und Jugendvereine** (die Jugendvereine sind in unserer Diözese seit 50 Jahren eingeführt; erster Verein in Gmünd; heutige Zahl der Vereine: 94 mit 5051 Mitgliedern. Aus den Jugendvereinen gingen vielfach die katholischen **Jungmännervereine** hervor; der erste entstand im Jahre 1889 in Neuhausen a. d. F.; heute sind es 62 Vereine mit 3374 Mitgliedern). Die **Turn- und Sportabteilung** dieser Vereine ist die **Deutsche Jugendkraft** (4000 Mitglieder). Die studierende Jugend hat sich vereinigt in **Neudeutshland** (27 Gruppen mit 800 Jungen) und **Quickborn**.

Die Katholischen **weiblichen Jugendvereine** (Sitz München, Leohaus) zählen 3400 Mitglieder.

In die Arbeit auf diesen weitverzweigten Gebieten des religiösen

Lebens teilen sich 1174 Weltpriester mit etwa 70 Klostergeistlichen. Auf dem Gebiete der Erziehung und Caritas werden sie in weitgehendster Weise unterstützt durch die weiblichen klösterlichen Kongregationen, die zusammen 4166 Schwestern zählen. Freilich, den Segen zu all dieser Arbeit muß derjenige geben, der die Diözese nunmehr hundert Jahre lang so gütig geführt hat und zu dem wir das kindliche Vertrauen haben, daß er seine auserwählte Braut, unsere heilige Kirche, niemals verlassen wird.

# Inhaltsverzeichnis

	Seite
<b>Zum Geleit . . . . .</b>	5
Von Bischof Dr. Sproll, Rottenburg.	
<b>Vorrede . . . . .</b>	6
<b>Bischof Johann Baptist von Keller</b>	
Von Pfarrer Stiegele, Untermarchtal.	
1. Kapitel: Der katholische Länderzuwachs . . . . .	9
2. Kapitel: Die ersten Anfänge . . . . .	16
3. Kapitel: Konkordatsverhandlungen . . . . .	25
4. Kapitel: Gründung des Katholischen Kirchenrates . . . . .	29
5. Kapitel: Errichtung und Verlegung des Generalvikariates in Ellwangen . . . . .	33
6. Kapitel: Das Generalvikariat in Rottenburg . . . . .	44
7. Kapitel: Johann Baptist von Keller, Bischof der Diözese Rottenburg . . . . .	54
8. Kapitel: Das Absterben des Josephinismus . . . . .	73
<b>1845 — 1848 . . . . .</b>	77
<b>Bischof Joseph von Lipp</b>	
Von Repetent Dr. Hagen, Tübingen.	
1. Kapitel: Die achtundvierziger Jahre . . . . .	79
Außerer und innerer Aufschwung . . . . .	82
Die Gefahren und ihre Beseitigung . . . . .	86
2. Kapitel: Die kirchenpolitischen Kämpfe . . . . .	88
Der Abschluß der Konvention . . . . .	89
Der Kampf gegen die Konvention . . . . .	91
Die Ablehnung der Konvention und das Gesetz von 1862 . . . . .	93
3. Kapitel: Die friedliche Arbeit und Erneuerung des religiösen Lebens . . . . .	96
Die soziale Frage . . . . .	100
Die römische Frage . . . . .	103

Einleitung . . . . .	107
----------------------	-----

1. Kapitel: Jugend und Studienzeit bis zur Professur in Tübingen	
Heimat, Elternhaus und Jugendzeit . . . . .	108
Am Gymnasium in Ellwangen und Ehingen . . . . .	110
Wilhelmsstift und Priesterseminar . . . . .	112
Zum akademischen Lehramt . . . . .	113
2. Kapitel: Der Kirchenhistoriker und akademische Lehrer in Tübingen	
Einführung in Tübingen . . . . .	116
Der Kirchenhistoriker Hefele . . . . .	117
Das Landtagsmandat . . . . .	119
Hefele und die Quartalschrift . . . . .	121
Das Kirchenlexikon . . . . .	125
In Buchform erschienene Werke . . . . .	126
Die Konziliengeschichte . . . . .	128
Der akademische Lehrer . . . . .	131
Die kirchliche Kunst . . . . .	135
Hefele Konsultor beim Vatikanum . . . . .	138
3. Kapitel: Bischof Karl Joseph von Hefele	
Die Bischofswahl . . . . .	139
Karl Joseph Bischof . . . . .	143
Der Bischof im Konzil . . . . .	145
Die Entscheidung . . . . .	147
Um den inneren Frieden . . . . .	151
Die Zeit des Kulturkampfes . . . . .	157
Im Zeichen des Friedens . . . . .	162
Kulturkampfgeist im Lande . . . . .	169
König Karl und Bischof Hefele . . . . .	176
Besondere Ereignisse in der Diözese . . . . .	182
Die Männerordensfrage . . . . .	187
Vollendung . . . . .	192
Singang und Beisehung . . . . .	197

## Bischof Wilhelm von Reiser

Von Pfarrer Dr. Willburger, Oberopfingen.

1. Der gottbegnadete Bildner der theologischen Jugend	205
2. Im Rate des Bischofs . . . . .	208
3. Der Weihbischof und Koadjutor . . . . .	209
4. Der Bischof . . . . .	210
5. Das unerwartete Sterben . . . . .	213

<b>Bischof Franz Xaver von Linssenmann</b>	Seite
Von Pfarrer Dr. Willburger, Oberopfingen.	
1. Der theologische Lehrer und Gelehrte . . . . .	217
2. Der Berater und Helfer zweier Bischöfe . . . . .	219
3. Der erwählte Bischof . . . . .	219

<b>Bischof Paul Wilhelm von Keppler</b>	
Von Pfarrer Dr. Willburger, Oberopfingen.	
1. Die Leuchte der Wissenschaft . . . . .	223
2. Der Hohepriester und apostolische Hirte . . . . .	225
3. Der König der Kanzel . . . . .	232
4. Der Fürst und Führer im Reich der Kunst . . . . .	234
5. Der Evangelist der Freude und der Leidenschaft . . . . .	235
6. Jubelklänge — Totenklage . . . . .	237

<b>Die Neuordnung der rechtlichen Ver-</b>	
<b>hältnisse der Diözese nach 1918 . . . . .</b>	<b>240</b>
Von Oberjustizrat Winter, Rottenburg.	

<b>Bischof Johannes Baptista Spröhl . . . . .</b>	<b>247</b>
Von Chefredakteur Stärk, Stuttgart.	







Stark, F.

282.4348  
R7474

Die Diözese Rottenburg

**114363**

282.4348  
R7474

**114363**

